

Hermann Bezzel

Der
Felsengrund
des göttlichen
Wortes

Der Felsen grund des göttlichen Wortes

Der Felsengrund des göttlichen Wortes

Bibelstunden

von

Hermann Bezzel

Herausgegeben von

Lic. Johannes Rupprecht



Verlag Paul Müller, München 2

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, auf Grund des
deutschen Urheberrechts und des Berner Weltvertrages
zum Schutze des literarischen Eigentums vorbehalten.

Copyright 1938 by
Paul Müller, München

Ge dr u c k t b e i P a u l M ü l l e r , M ü n c h e n 2

Dorwort

Als Präsident der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in München (1909 bis 1917) hielt Hermann Bezzel in der Regel am Donnerstag nachmittag von 4 bis 5 Uhr Bibelstunden im dortigen Diaconissenhause an der Ecke Arcis-Seßstraße. Diesen Bibelstunden legte er zu erst das Evangelium des Johannes und dann die Offenbarung St. Johannis zugrunde. Dann aber vom Sommer 1913 an wählte er für seine Betrachtungen entweder das Evangelium oder die Epistel des kommenden Sonntags oder griff auch einmal zu einem freien Text. Seine Bibelstunden über das Johannes-Evangelium und die Offenbarung wurden, soweit sie erhalten geblieben sind, durch diesen Verlag schon veröffentlicht. Hier soll nun noch eine Reihe dieser andern Bibelstunden (20) folgen über Texte aus verschiedenen biblischen Büchern. Die meisten davon stammen aus dem Jahre 1916, eine aus dem Jahre 1912, zwei aus dem Jahre 1913, zwei aus dem Jahre 1914, zwei aus dem Jahre 1915. Die Reihenfolge, in der sie vorgelegt werden, entspricht dem Gang des Kirchenjahres, das Bezzel immer aufs neue durchlebte, so daß es auch auf seine Schriftauslegung einen bestimmenden Einfluß ausübte.

Auch diese Bibelstunden lassen erkennen, wie Bezzel zuhause war in der Heiligen Schrift, wie er gegründet war in Gottes Wort und dieses Wort bei aller psychologischen Anknüpfung, die ihm in hohem Maße eigen war, bei allem Eingehen auf die Zeitlage, wie es seiner Vaterlandsliebe entsprach, in sinnender Versenkung so auslegte, daß er es sich und seinen Hörern immer wieder zu einem Hinweis auf Jesus Christus hat werden lassen, an den wir glauben sollen, dem wir aber auch nachfolgen müssen.

München, den 25. Juni 1938.

Lic. Johannes Rupprecht

I.

Vor Palmsonntag.

Ehre sei dir, Herr, der du littest Not,
 An dem Stamm des Kreuzes für uns den bitteren Tod.
 Herrsche mit dem Vater jetzt in Ewigkeit,
 Hilf uns armen Sündern zu der Seligkeit.

Jes. 53, 1—5: 1. Aber wer glaubt unsrer Predigt? Und wem wird der Arm des Herrn offenbare? 2. Denn er schoß auf vor ihm wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. 3. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet. 4. Fürwahr, er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. 5. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet, und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten; und durch seine Wunden sind wir geheilet.

Alljährlich geht die Gemeinde an der Hand des Evangeliums zum Kreuze ihres Herrn. Sie sieht ihn unter dem Widerspruch des Volkes leiden, von Hohn und Spott der Gegner bedrückt, von der Verleugnung, Verleugnung und Verratung seiner Jünger schwer heimgesucht; sie folgt seinem hohepriesterlichen Gebete und weiß sich in dasselbe eingeschlossen und von ihm getragen. Sie begleitet ihn im Geiste in den Garten der Tränen und trägt mit ihm das Weh des Alleinseins. Sie wandert mit den Seinigen zum Kreuze hin und sieht und hört unter dem Kreuze unaussprechliche Worte. Und wenn er sein Haupt im Tode neigt, dann schlägt die Gemeinde in sich und spricht: für mich und meine Sünde in den Tod gegeben.

Das haben die Evangelien, so sehr sie in einzelnen Zügen von einander abweichen, in einem großen Zuge der Liebe und des Dankes uns gegönnt, das Bild des Kreuzes und des Schmerzensmannes. Und wie viel auch die Darstellung in Verschiedenheit uns das Einziggroße dar-

bietet, in dem Notwendigsten und Wichtigsten ist die selbige Übereinstimmung gegeben: „Siehe, das ist das Lamm Gottes, welches deine Sünde trägt.“ Der mich nicht kannte und den ich nicht kannte, der sorgt um mich, ehe er mich kannte, und denkt an mich, wenn ich ihn nicht mehr kenne. Der am Kreuze eine Welt umfaßte und eine Welt verließ, hat auch an die Welt gedacht, die ein Menschenherz in sich beschließt. Nicht nur die Welten des Raumes und der Zeit hat er am Kreuze überschaut, durchlitten und erfaßt, auch die Abgründe eines Menschenherzens und die tiefen Irrungen eines Menschenlebens und das Meer von Fragen, die ohne ihn der Antwort entbehren, alles das hat er an seinem Kreuze zu sich emporgenommen und niemand unter uns kann sagen: wer denkt an mich?

Du gehst einsam, niemand bietet dir einen Gruß, nie bringt ein Bote dir einen Brief aus der Ferne, du spürst, daß dein Weggehen nirgend eine Lücke reißt, und wenn du einmal von Erden scheidest, sie dir nichts mehr gönnt, als die wenigen Spannen für deinen Sarg. Es ist dir wohl bewußt, daß du für niemand etwas bedeutest. — Nun tritt er ein und hin zu dir und spricht: du hast mir Mühe gemacht mit deinen Sünden und hast mir Arbeit gemacht mit deiner Mißthat. Und er er bietet sich dir als einer, dem du wert bist, als einen, der dir täglich tausend Grüße sendet, der dir in seinem heiligen Worte einen Brief geschrieben hat, nicht mit Tinte, sondern mit Treue.

So führen die Evangelien uns ans Kreuz, so führen sie uns das Kreuz zu Herz und Seele und sprechen zu jeder einzelnen andächtig suchenden, ernstlich fragenden, ängstlich klagenden Seele: er ist dein Jesus! Hier wird nicht in die Menge der Allgemeinheit ein Trost hineingeworfen, sondern hier wird dem einzelnen gesagt, was er braucht. So eng ist der Kreis der Zwölfe gewesen und unter ihnen ein Verräter, damit jedermann glaube, Jesus bewähre sich dem einzelnen Wesen gegenüber, damit niemand sage: er ist für die Kirche, für die Welt, für die großen Zeitgeschehnisse, für große Räumlichkeiten, sondern daß jedermann anbetend und aufatmend bekenne: für mich, für mich allein.

Ausschließlichkeit ist sonst eine Sünde, Selbstsucht ist eine satanische Unart, aus der Hölle geboren und für die Hölle reisend, aber in diesem Stücke darfst du selbstüchtig sein und ernstlich dir und deiner Seele täglich sagen:

Das ist auch mir geschrieben,
Auch ich bin von den Lieben,
Weil er die Welt geliebt.

Was aber ist denn die Botschaft, die das Evangelium bringt und die Prophetie ahnt, die das Kreuz verbürgt und der am Kreuze darbietet? Ganz einfach, es sind zwei Stücke:

Wie arm ist er! Wie reich sind wir!

Und wenn du aus der ganzen Passionszeit und aus dem ganzen Passionsleben, aus dem Leben des Leidens und aus dem Leid des Lebens nichts rettetest, wenn du aus dem Schiffbruch, den der Zweifel erregt und die Vernunft heraufbeschwor, nichts mehr birgst, gar nichts mehr, wenn dein Lebensschifflein wie ein armes Wrack am Gestade zerschellt und du hast die zwei Worte dir durchgerettet: wie arm ist er, wie reich macht er! so reichen diese einsig und allein für ein seliges Leben.

Wie arm ist er!

Der Prophet, der Evangelist des Alten Testaments, hat, um mit einem Frommen unserer Kirche zu reden, ein goldenes Passionale geschrieben; eintauchen durfte er seinen Griffel in den Dank und die Farbe durfte er borgen von der Treue. Und so malt er mit zitternder, ungelenkter Hand, welche der Dank führt und die Liebe erhebt, das Bild des Herrn. Er malt es, wie dort die alten Christusbilder im Mittelalter; ungelenke Züge, nicht klar und scharf. Aber sie haben das eine, daß, wenn das Auge liebend auf ihnen ruht, sie sich anstraffen, deutlicher und klarer werden und endlich das Herz gerührt und der Mund bewegt wird: das ist mein Herr! Wahrlich, wie arm ist er!

„Wer glaubt unserer Predigt und wem wird der Arm des Herrn offenbart?“ So arm ist er, daß durch bald 1900 Jahre sein Kreuz in der Welt verkündet wird und wenige hören darauf. Der Gerechte wird hinweggerafft, und niemand nimmt es zu Herzen. So arm ist er, daß er die Hände liebend ausbreitet nach den Suchenden — und wenige wollen sie ergreifen, daß er sein Herz erschließt den Fragenden — und wenige wollen es suchen, daß sein Auge über der Menge der Angst bricht — und die Angst versteht dies Auge nimmer. Wer glaubt unserer Predigt! Das ist nicht hochfahrendes Ge- rede in ihrer Verkehrtheit beleidigter Priester, nicht Empfindlichkeit des in seinen Gedanken nicht verstandenen Priesters und Redners, sondern das ist die Toten- und Trauerklage eines einfachen Liebhabers des gekreuzigten Christus, eines Mannes der alten Schule und des alten Glaubens.

„Wer glaubt unserer Predigt?“ Von sich selber nichts, durch ihn über das Nichts erhoben, in ihm mit dem Nichts siegreich auseinandertretend, spricht ein armer Diener: „Wer glaubt unserer Predigt?“ Und wem wird über diesem Kreuzesträger und Schmerzensmann der starke, mächtige Arm des Herrn offenbar? Wer sieht das Kreuz im Glanze der Oster Sonne und wer bekennt sich zu ihm als zu dem Zeichen des Sieges? Wie wenige, nur eine kleine Herde: ein Paulus und ein Petrus, ein Jakobus und ein Johannes, die arme Kaufmannsrau aus Thyatira, der ungelehrte und unkluge Kerkermeister aus Philipp, etliche aus des Kaisers Gesinde in Rom, etliche wandernde Juden, bettelnde Heiden, fragende Geister. Und so ist es durch die ganze Weltgeschichte gegangen: die Menge geht am Kreuze vorüber. Die Gelehrten erkennen in ihm ein durch religionsgeschichtliche Entwicklung vernetwendigtes Zeichen, die sogenannten Schriftgelehrten deuten es aus als ein schwerfälliges, ungeschickt gewähltes Sinnbild und die Welt der Modernen zieht an dem Kreuze vorüber als an einem Holze des Fluches und der Schande. Aber etliche Arme am Geiste, die an sich selber irre geworden sind, treten hin und sprechen: „Erkenne mich, mein Hüter!“

Seht, so arm ist er. Andere haben Heere gewonnen und gewonnen, andere Einfluß gesucht und gefunden. Große Religionsstifter haben Reiche gegründet und erweitert, erobert und unterjocht. Aber er hat in den Katakomben etliche für sich leiden und auf den Schelternhaufen draußen vor dem Tore etliche für sich sterben und in Kerkermauern und auf Krankenlagern und in fernen Gründen, dahin die Sonne nicht mehr reicht, etliche ihr Zeugnis und ihren Dank für sich aussprechen lassen, aber die große Menge nennt und kennt ihn nicht. So arm ist er!

Wem aber wird ob dieser Armut der Arm des Herrn offenbar? „Er schießt auf wie ein Reis aus dürrem Erdreich“, eine schwache, schwache Gerte, die aus einem entwaldeten und entholzten Untergrunde mühsam sich durchreißt —, die Scholle bricht, in die sie Wurzel schlägt; das Unkraut wuchert, in dessen Mitte sie wächst, vom Tau des Himmels lärglich nur getroffen und von dem flüchtig vorbeiziehenden Sonnenstrahl kaum begrüßt. Am Kreuzestamm verblühend und verblutend schießt er auf wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Wer traut es diesem harten Erdenlande zu, daß ihm die Wunderblume einst entwachse! Wer glaubt es, daß in diesem entlegenen Wüstenlande, auf das die Tränen fallen, es zu erhärten, und über welches das Leid geht, es zu verbittern, die Pflanze hervor-

wachse, deren Blätter und Blüten zur Genesung der Völker gereichen?
Wie eine Rute, wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich.

„Er hatte keine Gestalt, noch Schöne. Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.“ Kein einziger Zug entsprach der natürlichen Empfindung vom Schönen; keine Miene im Antlitz des Schmerzensmannes gefiel dem an Kunst und Schönheit trunken gewordenen Auge. Griechenland sah ihn und verhüllte sein Antlitz vor ihm; Rom sah ihn und warf mit der Spottkohlle das Bild eines armseligen Wichtes an die Mauern der Kaserne dort auf dem Aventin. Und unsere großen deutschen Meister, von Dürer und seiner kleinen, seiner Holzschnittpassion und seiner großen Passion an bis zu Eduard v. Gebhardt — da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. So oft wir vor dem Titelbild A. Dürers Holzschnittpassion suchend und forschend stehen, merken wir, wie schwer es ist, die Unschönheit würdig darzustellen. Keine Gestalt, noch Schöne, arm und unansehnlich, unscheinbar und entstellt, auf dem Antlitz die Wolke der Trauer und um den Mund den Zug des tiefsten Schmerzes, über sein ganzes Wesen die Weltfremde gebreitet, so sie doch Welt-erbarmen war.

Wie ein Flüchtling dahin über die Erde zieht, so sahen wir ihn. Wie Kain, unstill und flüchtig, nicht wußte, wohin er sein Haupt legen durfte, so zog er, ein Enterteter und Verstoßener, ein von Gott Verlassener, über die winterliche Erde. Ihr brachte er den Frühling, Sie brachte ihm das Leid. So zog er hin und vieler Augen sahen auf ihn und auch die treuesten fanden nichts, was gefallen konnte.

„Er ward von Menschen verachtet“, fährt der Prophet weiter, „er war der Allerverachtetste und Unwerteste; der Mann der Schmerzen und des Leides, er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg“. Sein mitleidiges Auge suchte dein und mein Auge und wir schlugen es nieder, ihm wollten wir nicht begegnen. Seine Züge, die der Schmerz geprägt und das Leid so gefurcht hatte, ruhten auf deinem und meinem Antlitz und wir wandten uns weg; denn es empörte uns. Sein ganzes Wesen, so zerrissen und zerklüftet und gleichwohl harmonisch in allem Selbstwiderspruch und bei allen Selbstzermarterungen, warb um dich und du wandtest dich von ihm und hieltest die Hände vor die Augen: Nein! — Ja, wenn ein Erlöser gekommen wäre in der Glorie der Jugendschöne und umstrahlt von leutseliger Herrlichkeit und geschmückt mit der Pracht einer suchenden und sinnensälligen Schönheit, dann hättest du dein Herz nicht ihm, sondern seinem Äußerem, nicht seinem

Wort und Wesen, sondern seinem Antlitz erschlossen und dein trunkenes Auge hätte auf seiner Schöne geruht. So kann er nicht durch sein Äußeres, sondern durch sich selbst wirken.

„Wir sahen ihn, da war kein Zug, der uns gefallen hätte.“ Er war so verachtet, daß sie ihn spotteten. „Sehet, welch ein Mensch!“, hat Roms Richter über ihm gesagt. So verhöhnt, daß die Kriegsknechte ihn schlugen und spotteten: „Weissage uns, Christe, wer war's, der dich schlug?“ Und unter dem Kreuze mußten etliche weinen, weil er so menschlich unwert war: ein Mann mit dem Schmerz vermählt, was sage ich, verlebliches Leid, verkörperter Schmerz, sinnenfällige Trauer, ganz, ganz mit dem Leid eins geworden, nicht mit des Leides Erhabenheit, sondern mit des Leides und des Schmerzes tiefster Schmach, mit der Unwürdigkeit der Angst, mit der Furchtbarkeit des Leidens vereint und vermählt; „Sehet, welch ein Mensch!“ „Darum haben wir ihn für nichts geachtet.“ Und wenn man ja, in einer müßigen Stunde, sich frug, wie ein Menschenantlitz so verunziert und ein Menschenbild so entstellt und ein Menschenleben so verzerrt und in das Karikaturbild kann verunehrt werden, dann sagten wir: „Der ist von Gott geschlagen und gemartert.“ Wir nannten den Schuldlosesten, den Sündenreinen, den Einzighelligen, an dessen Wesen die Gemeinheit wehrlos abglitt, von dessen Majestät alles Ungute wie Spreu verwehte, den von Gott Geschlagenen und Gemarterten. Seht, Geliebte, wie arm ist er!

Und der Apostel Paulus, wie aus einem schweren Traume aufwachend, sagt einmal: „Wir wissen, daß er arm ward um unfertwillen.“ — Und nun frage ich eines: „Kann ein solches Bild, für das Menschenmaße nicht ausreichen, für das Farbe und Griffel fehlen und gebrechen, kann das von Menschen erfunden, muß es nicht viel mehr von Gott gewirkt werden?“ So arm war Jesus!

Und nun lauchze jeder auf, dem die Armut seines Herrn zu Herzen geht: „Denn ihr wisset die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß er arm ward um unfertwillen, damit wir durch seine Armut reich werden.“ So arm war Jesus.

Und so reich macht er!

Wer achtgegeben hat, der hat sich ein Wörtlein ins Herz geschrieben. „Er schießt auf vor ihm wie ein Reis“; vor den väterlichen Augen des heiligen Gottes, im Angesicht des himmlischen Gärtners, unter der Obhut des heiligen Weinbergsmannes ist der Herr Jesus aufge-

wachsen. Menschen achteten ihn nicht, die Welt kannte ihn nicht, die Kunst wußte ihn nicht, aber Gott nannte ihn: „Mein lieber Sohn!“ „Er schleift auf vor ihm wie ein Reis.“ Wir sahen ihn und verwarfen ihn; wir sahen ihn und äußerten uns mißlieblich und mißfällig, aber der Vater sprach: „Siehe, mein Knecht! Ich erhalte ihn, und mein Auserwählter, an dem meine Seele Wohlgefallen hat!“ Einer ganzen Welt zum Trost, einer ganzen Zeit zum Unrecht, allem Menschenurteil zum Lohn bekennt sich Gott zu diesem armen Erdengewächs, zu dieser unscheinbaren Gestalt und spricht: „Mein Sohn!“

Siehe, das ist der Reichtum Jesu, daß, ob ihn die Jünger verlassen und die Apostel verraten und die Seinen verkennen und die Welt seiner sich schämt, einer zu ihm sagt: „Ich lasse dich nicht!“ Das ist der Reichtum Jesu, des viel Umstrittenen und viel Umdeuteten und viel Verleugneten, daß auch im 20. Jahrhundert eine Stimme zu ihm spricht: „Du bleibst mein Sohn!“ Was wollen da die Schriften der Gelehrten und was bedeuten die Pamphlete seiner Gegner und wie stumpf werden die Federn seiner Leugner gegenüber diesem Worte: „Du bist mein; heute habe ich dich erwählt!“

„Wir glaubten, daß er von Gott geschlagen und gemartert wäre, aber er ist um unserer Sünde willen verwundet.“ Nun sehen wir mit Ernst auf dieses Gotteswort hin! Um deiner Sünde willen ist mein Geliebter, der Schönste unter allen, so entstellt. Nun erblicken wir in ihm Züge, die uns nur zu bekannt sind, Zeichen, die wir von Jugend auf an uns gekannt haben, und sehen auf seinen Lippen Worte, deren wir uns schuldig geben, und in seinem Herzen gewahren wir Gedanken, die unser Herz vergiften, und es fällt uns wie Schuppen von den Augen: das ist ja meine Sünde und meine Missetat, die immer vor mir stehen sollte, die trägt er! Siehe, dadurch wird Jesus dir bekannt. Nicht durch seine Schöne und Majestät, nicht durch die Glorie des Heimgekehrten, nicht von der Herrlichkeit, die von seiner Krone strahlt, sondern durch die Züge, die du ihm aufgeprägt hast. Deine Unwahrhaftigkeit hat sein Antlitz entstellt, deine Lüsterheit hat sein heiliges schuldloses Angesicht getrübt, deine Bitterkeit und Feindschaft — und alles, was auf deinem Gesichte entstellend sich ausprägte, das hat er alles an sich genommen. Nicht an seiner Schönheit, sondern an der Säßlichkeit, die sie ihm erteilte, erkennt die Seele ihn.

Er ist unfertwillen verwundet und um unserer Sünde und Missetat willen zerfchlagen. Jede Heiligkeit in ihm ist mit meiner Unheiligkeit belastet. Er hätte gerne in der Freiheit geatmet — meiner Sünde

Druck hat ihn beengt. Er wäre gerne auf Bergeshöhen gewandelt, wo die Freiheit Gottes wohnt — meine niedere Gesinnung hat ihn in die Niederung der Erde und in den Abgrund der Hölle gedrängt. Er wäre gerne in die Weiten hinausgezogen, ein König und ein Held — meine engen Gesichtspunkte, meine kurzen Gedanken, meine erbärmliche Kleinlichkeit hat ihn so enge, so schmale Wege gehen heißen.

Mein Herr, um meiner Missetat willen zer schlagen! Die Strafe liegt auf ihm. Wie konnte ich, da ich mein Angesicht vor dem Dornenkröntem, vor dem Schmerzumsflossenen, vor dem von aller Welt Verstößenen stolz verbarg, wie konnte ich es ahnen, daß eigentlich ich es bin, vor dem ich mich verbarg! Wie konnte ich es wissen, daß diese Schmachgestalt meines Lebens Vollendung bedeutet! So wäre ich geworden, wenn du nicht dazwischen gekommen wärest! So hätte mein Leben in Grauen geendet, Karikatur des Lebens, Hohn des Lebensgedankens, Zerstörung des Lebenswertes, wenn er nicht gekommen wäre und mich flehentlich angegangen hätte: „Wirf deine Sünde auf mich und deine Schuld sei mir zur Last und Sühle.“

Sind das Dogmen? Sind das Lehrsätze von müßigen Scholastikern ausgeklügelt? Oder sind das nicht die heiligsten und größten Lebenswahrheiten, in der großen heiligen Trübsal Jesu Christi erlitten und erlebt? Daß wir nur recht ernstlich und gebeugt sagen könnten: „Für wahr, du trugest unsere Krankheit und ludest auf dich unsere Schmerzen.“

Ach, meine Christen, wer es ein einzigesmal erfahren hat, was es heißt, unter fremder Sünde leiden, wer wegen arger Vergangenheit anderer die eigene Gegenwart nicht frei bekommt oder durch böse Gegenwart anderer seine Zukunft vergiftet sieht, die Sünden anderer an seinem Teile tragen muß, sei es in Amt, Beruf oder Haus, der ahnt ein Weniges davon, was es heißt: „Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ Wir leben vom Erbe der Väter und können uns darüber nicht beschweren, eingedenk des, daß wir, wenn wir Väter gewesen wären, dasselbe Erbe wohl hinterlassen hätten. Wir leiden unter der Zukunft, weil wir durch unsere Gegenwart die Zukunft verschuldeten. Aber er hat nichts verdient und nichts verschuldet und nahm alles auf sich.

Und nun sind wir überaus reich, ja, überaus reich. Wir sind frei, während er im Kerker die Stunden der Hölle durchleidet. Wir sind reich, während er in der Armut von Gott weg seine Tage verlebte. Wir sind froh, während an sein Ohr kein Lobgesang drang und nur der Schmerzensruf der Verbannten es erreicht. Wir haben eine Zeit

mat, während er in der Fremde rechtlos, schutzlos, hilflos umherirrte, suchte und nicht fand. Wir haben einen Vater, während er von Gott verlassen war. Wir wissen, wohin unsere Seele eilt, während sein heiliges Leben mit einer großen, schweren Frage schloß.

So reich macht Jesus, so reich. Sonst machen Reiche reich, indem sie aus ihrem Überfluß da und dort schenken; selbst noch satt, geben sie den Rest an andere ab. Er aber hat alles aufgegeben, was er hatte: das Vaterherz, das Vaterhaus, den Vatersegen und hat alles an uns aufgeteilt. Und als er sich so ganz entäußert und alles aufgegeben hatte, hieß es: für dich und deine Sünde!

Reiche machen die reich, die sie lieben, die ihnen nahe stehen, die ihnen wert und teuer sind; sie versprechen auch lehtwillig ihrer Lieb-linge zu gedenken. Er aber hat die reich gemacht, die sich ihm entzogen, er hat um Verräter geworben und Verleugner gesegnet.

Und nun, meine Christen, nachdem ihr nun dies gehört habt, wie arm Jesus war und wie reich wir durch ihn geworden sind, entschließt euch selbst, ob ihr den Christus, den die Kirche meines Bekenntnisses, nicht erst seit 400 Jahren, sondern seit fast 1900 Jahren, preist, annehmen, aufnehmen und bewahren oder ob ihr eines neuen Christus euch erfreuen wollt, dem die Phantasie die Wirklichkeit leiht, so lange sie nicht selber ermattet und erbleicht, und dem die hohen Gedanken des Menschen die Farben geben, bis die Schönheit verblaßt.

Mit einem Worte: Wollt ihr, daß das Spottwort der Magd im Vorhofe des Prätoriaums: „Dieser war auch mit dem Jesus von Galliläa!“ auf euch gehe? Oder wollt ihr Anhänger eines Jesus werden, den jede Zeit selbstwillig und selbstbeliebig macht und ersinnt? Ihr habt die Wahl; ihr habt sie nicht bloß, ihr sollt sie haben. Ihr habt die Entscheidung. Und in eurer Sterbestunde wird sich's zeigen, für wen ihr euch entschieden habt. Dann mögt ihr euch von dem Christus eueres Beliebens, eueres Geschmacks und eurer Wahl, von dieser duftigen und unsaßbaren und schemenhaften Idealgestalt trösten lassen.

Wir aber brauchen, wie Matthias Claudius sagt, einen, der uns die Hände unters Haupt legt, wenn wir sterben müssen, und zu uns spricht: „Fürchte dich nicht! Ich habe dich erlöst! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“ Wir brauchen einen, von dem und zu dem wir sagen können: „Da will ich auf dich blicken, da will ich glaubensvoll dich fest an mein Herz drücken!“ und überlassen dann ihm die lehte, scheidende und entscheidende Antwort: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ Amen.

II.

Vor Quasimodogeniti.

1. Petr. 1, 3: Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

In dem Herrn Geliebte! Ein Tag der sagt's dem andern und eine Nacht tut's der andern kund, daß Liebe stärker ist als der Tod, und Leben größer als die das Leben verneinenden und vernichtenden Mächte. Seit wir Ostern feiern, ruht auf dem schwersten Tag die Sonne voller Gnade und Wahrheit. Und seit er erstanden ist, wissen wir: nun hat das Leben den größten Inhalt und den reichsten Zweck. Sein Inhalt ist Lob und Preis dem, der dem Tode die Macht genommen hat, und sein Zweck ist, von dem Leben zu zeugen, „das unaufhörlich ist und nie vorüberreißt“. Man hat wohl die Frage aufgeworfen, was die Welt wäre, wenn das Grab dort im Garten des Joseph von Arimathia geschlossen geblieben und der, den sie ins Grab gesenkt hatten, vom Tod überwunden worden wäre: eine Welt voll Fragen, denen die Antwort mangelte, ein Tal voll Klagen, dem der Trost gebracht, ein weites Meer von Widersprüchen, die vergebens auf Lösung harren, eine Reihe von Erwartungen, deren jede einzelne in den furchtbaren, eintönigen Refrain zurückkehrte: Vergebens, vorüber, vorbei! Wäre das wirklich der Grundton alles Seins, wie er dort so tief und dumpf in den ersten Kapiteln der Heiligen Schrift anhebt: „Und er starb“, und nochmals: „Und er starb“, — so würden wir den anklagen, der uns in dieses Leben zum Todesverhängnis herein gestellt hat, und das Todesverhängnis schließlich preisen, daß es diesem enttäuschungsreichen Leben sein Letztes und damit sein Bestes gegeben hat. Aber Jesus Christus ist auferstanden von den Toten!

Was unser biblisches Wort sagt, möchte ich mit dem euch von Kindheit auf vertrauten Liedervers ins Herz schreiben können:

Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben!

1. Dieses weiß ich.
2. Sollt ich nicht darum mich zufrieden geben.
3. Was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht.

Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben!

„Dieses weiß ich.“ „Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi!“ Zweimal kommt dieser Jubelruf in den Briefen des Apostel Petrus vor, ein Anklang an den ersten Hymnus, den die Gemeinde, österlich erregt, angestimmt hat, und der in das große Halleluja der Ewigkeit ausmünden darf: Gelobt — eigentlich gesegnet sei Gott! Ja gesegnet sei der Gott, der nicht der Vater des Herrn Jesu Christi in einsamer Ferne geblieben ist, sondern der diesen Jesus zu unsern Herrn Christus gemacht hat, an dem jede einzelne Seele ihren persönlichen Christus hat, dem sie ihre Sünde beichten, und von dem sie ihre Vergebung erwarten darf. „Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi sei hochgelobt“, daß er aus der Ferne der Heiligkeit in die Nähe der Erbarmung, und aus der Höhe der Erhabenheit in die Schlichtheit menschlichen Wesens eingegangen ist. Gelobt sei er, daß er mit all den Gedanken doch nie das Verlangen der menschlichen Seele überhört, sondern dem Gedanken Raum gegeben hat: „Gehe hin und erbarme dich!“ Ich weiß es, daß ich ihn loben darf, den Vater unsers Herrn Jesu Christi, der durch Leidenszeiten und Todesnächte seinen Sohn in eine ewig reiche Herrlichkeit erhoben hat.

Ich weiß es zunächst aus seinem Wort. „Tod gib her all deine Stachel, Hölle reiche her all dein Gift! Aber so gewiß der Trost dann vor den Augen der Menschen verborgen ist, so gewiß will ich ein Neues schaffen.“ Wenn der Tod all seine Gewalt an einem Menschen erzeigt, und wenn die Hölle all ihre Schrecknisse auf ihn gehäuft hat, so daß selbst der Inbegriff alles Lebens vernichtet und ausgetan scheint, dann tritt er zu den in Staub gebeugten und Lebensfernen und spricht: „Lebe, denn du hast des Lebens Pflicht.“ Und weiter: „Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung schaue.“ Todesgrauen umgibt den Sohn, aber als es am dunkelsten anhebt, ist der Auferstandene im Frührot der Verheißung. Alle Angste der Hölle haben ihn umringt, alle Schrecknisse der Gottesferne ihn überwältigt; als aber der Feind sich rühmte, er sei Jesu mächtig worden, da hat er dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Leben ans Licht gebracht, durch sein frohes Wort: ich lebe!

Und es geht durch die ganze Heilige Schrift die große Verheißung, daß, wenn das Leben selbstwillig in den Tod sich geben wird, es den Tod entmächtigen und die Hölle entriegeln und die verneinende Kraft entkräften will; „denn der Gehorsam rühmt sich wider das Gericht“. Und so hat er selbst die Schrift geöffnet und sein eignes Zeugnis ans leere Grab gestellt: „Mußte nicht Christus solches leiden.“ „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Weil alle Schriftworte auf ihn deuten und weil das Lebensgesetz in dem Vater den Sohn zu gleicher Lebensbedingung erheben muß. Ich weiß es aber auch aus dem Munde vieler Zeugen. Jesus selbst sagt: „Es muß alles auf zweier oder dreier Zeugen Mund bestehen.“

So komme her der Verleugner, der ein Bekenner geworden ist, mit der Osterpredigt als ein Zeuge der Auferstehung und sage es uns: „Er ist wahrhaftig auferstanden und mir, dem Simon Petrus, erschienen.“ So trete ein in den Chor der Bekenner Johannes, der sein Evangelium schließt mit dem Bekenntnis der Auferstehung, und seine Epistel damit beginnt; und er bezeuge uns das Lob des Lammes, das erwürgt war und nun lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und alle Jünger, die versammelt waren hinter verschlossenen Türen, sollen unser Herz froh machen und bezeugen wie es hell wurde, als ihr Heiland bei ihnen eintrat mit dem Gruß: „Friede sei mit euch!“ Und Thomas fehle nicht und stelle sich ein und zeuge, wie er dem Erhöhten sich habe nahen dürfen, wie er an den geliebten Händen die Spuren des Kreuzestodes gefunden habe. Er bezeuge uns, was sein Herr zu ihm sprach und gebe uns Kunde von seiner tiefgehenden, tieferfahrenen Schulbildung. Und die Jünger von Emmaus mögen nicht vergessen uns zu bezeugen, wie ihre Seele bebte und ihr Herz brannte, als er ihnen die Schrift öffnete, als er das Abendbrot ihnen segnete und die Abendstunde mit dem Goldglanz seiner Nähe verklärte, als sie zurückeilten und die Freude den Jüngern verkündigten: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“

Und zu den Männern sollen die Frauen treten, die da gekommen waren ihn zu salben — und der Stein war weggewälzt, und die Sorge war geschwunden, und der Gärtner erscheint der trauernden Maria und siehe — es ist ihr König und ihr Freund. Sie alle mögen es in der Verschiedenheit ihrer Erfahrungen, aber in der Einmütigkeit ihrer trostvollen Erschauung bezeugen: „Christ ist erstanden.“ Und die 500 Brüder werden sich nicht weigern — weil ihrer etliche noch die Schrecken des Todes überdauert — uns zu sagen: „Er ist von uns gesehen worden.“ Und zuletzt schüchtern, aber nicht tastend, trete Paulus, der hohe Knecht Jesu, in unsere Reihe und sage uns: „Ist Christus

nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden." „Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling worden.“

Und zu dem Zeugnis dieser vielen, zu dem wunderbar mehr- und vielftimmigen Chor aller der Heiligen und Sohnen, der Großen und Majestäten in der Heimat, trete die Kirche bis auf unsere Tage, bis in diese abendliche Stunde. Seit wann baut man Lebensgewalten auf Ruinen, seit wann hat eine Kirche durch die Jahrhunderte der Anfeindung und Verfolgung und Zerklüftung sich immer wieder durchgerettet, durchgerissen, wenn sie nicht die Gewalt der Wahrheit als Panier gehabt hätte und als Siegeskraft den auferstandenen Herrn, der sie immer wieder gesund und heil und froh gemacht hat. Die Siegeskraft der Kirche ist ein Zeugnis von Lebenskraft des Lebensfürsten.

Dieses weiß ich, weil die Schrift und er es mir sagt, weil viele Zeugen in der Kirche und diese selbst es mir bestätigt. Dieses weiß ich. Gott sei tausendmal Dank, weil ich es selbst in Trübsalnächten und Zweifelsstiefen, in Gewissensnöten, in Sünden und Sorgen erfahren habe, daß er lebt, wahrhaftig und wesentlich lebt. Denn das ist der Niederschlag des Schriftbeweises und des Zeugnisses der heiligen Kirche und ihrer Geschichte, daß in meiner Seele langsam aber immer mehr sich die Frage hervorwagt: „Ist er auch mir erschienen?“ Denn nicht, daß er überhaupt am letzten geredet hätte, als der Seiland zur Welt kam — sondern durch den Sohn hat er sein letztes Wort zwar gesprochen, aber dieses Wort hallt durch die Jahrhunderte durch die Kirche. Hast denn du das Zeugnis in deinem Leben: mein Seiland lebt? Dieses weiß ich.

Sollt ich nicht darum mich zufrieden geben. „Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi“ und „seine große Barmherzigkeit“ —ahre ich weiter. Es heißt: gemäß der Vielheit seines Erbarmens, gemäß alles dessen, was sein Herz bewegt. Was fehlt mir noch, nachdem sein Erbarmen alles umspannt. Welche Welt ist mir nicht zu Gebote, nachdem seine Gnade mir alles darbietet. Wo ist in meinem Wesen eine Lücke? Ich habe eine Frage, die mich quält, ich habe eine schwere, schmerzliche Lücke: nach der Fülle seiner Barmherzigkeit wird er mir vielleicht nicht die Antwort geben, die ich erwarte, aber die ich bedarf. Ich habe in meinem Wesen eine schwere Lücke, unter der ich leide: er wird diese Lücke nicht zum Schaden werden lassen, mir zur Demütigung vielleicht, aber nicht anderen zum Schaden. Ich habe eine große Aufgabe; die Kräfte wachsen

nicht, sondern sie schwinden: da tritt er zu mir und erseht mir, was mir mangelt, damit nicht sein Werk durch die Armut seines Knechtes Schaden leiden muß.

Kein Tag ist so schwer, da sinkt die Osterjonne ihn erleuchtet und keine Nacht so schreckhaft und düster, daß nicht um den Morgen die Osterglocken läuten: Jesus lebt! Und darum, o Seele, wenn dich eigener Mangel schwer bedrückt und du betrübt in die Ferne schaust: „Wie will ich denn fertig werden bis mein Jesus kommt?“ Und wenn du nicht zur seligen Stille gelangen kannst, so tröste dich: „Gelobt sei Gott, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat.“ — Seht, das ist es, warum wir mit uns nie zufrieden werden dürfen, nachdem wir seine Arbeit gesehen haben und nie mit ihm unzufrieden sein können, nachdem wir seiner Arbeit Ende erlebten. So können wir uns trösten: Jesus hat gewonnen, Jesus ist Sieger!

Ich sehe hin über das Kirchensfeld: alles wankt, als wollte es in sich zusammenstürzen, alles droht aus den Fugen zu gehen. Aber nach seiner großen Barmherzigkeit öffnet er mir die Augen und läßt mich schauen, daß sein Geist unter den Totengebeinen neues Leben erweckt.

Welche Irrlehren hat unser Herr erlebt, erlitten. Nichts Neues kann gegen ihn erhoben werden. All das, was jetzt neu hervorkommt, ist vor 1000 Jahren schon gewesen, glänzend, gleißend, anspruchsvoll, aber es ist alles wieder in den Staub gesunken — und die Gemeinde Jesu lebt. —

Nach der Fülle seiner Barmherzigkeit will er nicht nur in die Weite gehen, sondern auch in die Tiefe und Stille. „Er hat uns wiedergeboren, oder von der Höhe her erzeugt.“ Aus der Tiefe geboren tragen wir das Gepräge der Tiefe: Sünde und Schande, Sorge und ihre Schmach. Aus der Tiefe menschlicher Verkehrtheit in dieses Erdenleben gestellt, sind wir arme Leute, denen die Träne besser steht als die Freude. In der einsamen Geburtsstunde am Kreuz, die er für dich und mich erlitten hat, hat er uns wiedergeboren aus der Höhe mit einem neuen Geist. Alles, Kunst, Gesang und Klang, alles, und wenn es auch das Edelste wäre, was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch und wird vom Tod entführt; aber was vom Geist Christi wiedergeboren ist in schweren Wehen, in einsamen Stunden, das ist Geist.

„Der uns wiedergeboren hat!“ „Warum sollt ich nicht darum mich zufrieden geben!“ Was fehlt mir noch, nachdem ich ein Kind Gottes und ein Bruder Jesu Christi geworden bin? Wonach frage ich noch, nachdem mir noch ein Heilmatschein aus-

gestellt ist, den er selbst mit meinem Namen bezeichnete? Woran merkst du es denn, daß du wiedergeboren bist und daß die große Geburtsstunde geschlagen hat? Daran, daß die Seele täglich ruft: „Ich möchte heim.“ Daran, daß dein Herz oft seufzt: „Ich möchte Jesum sehen.“ Daran, daß es dir ein Leid ist, wenn du wieder in das alte Wesen verfällst. Früher hast du dich im alten Wesen wohl gefühlt und du nanntest Charakter, was du jetzt Armseligkeit schiltst, Selbstbehauptung, was in Wahrheit das ungebrochene Ich ist. Früher hast du dir gut zugeredet und dich beschwichtigt nach deiner Weise, und dein Vaterhaus war so eng und deine Heimat so klein und deine Ziele so arm und dein Wesen so niedrig. Jetzt aber, nachdem Ostern in deinem Herzen angebrochen ist und er dich seinen Erben und sein Kind nennt, ist dir die Welt zu eng und dein Ich zu schwer.

Er hat mich wiedergeboren, darum freue ich mich auf ihn. Er hat für mich gelebt, ehe ich für ihn leben konnte; Er lebte für mich, ehe ich für ihn leben wollte. Der Wiedergeborene nimmt alle Arbeit von innen nach außen. Bisher haben vielleicht euer etliche ihre Arbeit von außen betrieben, pünktlich, sorglich, damit sie ihre Pflicht erfüllt hätten, aber seitdem es Ostern geworden ist, flechtet ihr all die Dornen der Erdenarbeit in den Kranz, den ihr um die Schläfe des Herrn Jesu windet. Es ist doch etwas anderes, ob ich im Lichte der Ewigkeit ein Zimmer ordne, oder fern von der Ewigkeit; ob ich ein Almosen darreiche, oder ob ich es tue als ein Wiedergeborener, damit ich um eine Seele werbe; ob ich jemand berichte, damit die Sache geschehen ist, oder ob ich mich jemandes in herzlichem Erbarmen annehme.

Sollte ich mich nicht zufrieden geben, „da ich alles kann und alles vermag durch den, der mich mächtig macht, Christus“. Ich vermag alles zu überwinden, auch mich und mein Erdenwesen. — Die erste Geburt vergeht und aus dem Sterben wird ein Neues werden.

Was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht.

Ich bin wohl wiedergeboren und doch ängstige ich mich noch. Ich weiß wohl, wo ich hingehöre und doch seufze ich noch. Ich kenne den, der mich zu seinem Eigentum erwählt hat und doch muß ich so ermatten, weil du mir so ferne bist. „Gelobt sei Gott, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung.“ Gibt es denn auch eine tote Hoffnung? O ja. Eine Hoffnung, die von dem Tag erwartet, was kein Tag bringt, die von der Zeit die Heiligung erhofft, als ob die Zeit heiligen könnte; die von der irdischen Stunde erwartet, was diese nicht geben kann: das ist tote Hoffnung.

Und je älter man wird, desto mehr begegnet man tauben Blüten, welken Blättern: das waren einst frohe Hoffnungen, die aber enttäuschten.

Und gibt es auch lebhaftere Hoffnungen? O gewiß. Diese haben die fieberhaft erregten Menschen, die hohe Ziele haben, wunderbare Erfolge schauen. Lebhaftere Hoffnung rötet das Antlitz als ob es Gesundheit sei, was in Wahrheit Fieberhitze ist. „Ich werde mich verneuen, verbessern, vertiefen“: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern!“ Wer wird sie dann verbessern, vertiefen, verneuen? Lebhaftere Hoffnung ist, wenn man sich einem Menschen anvertraut: „Deine Art soll mich bestimmen, deine Wirksamkeit soll mich beherrschen!“ Und dann geht dieser arme Führer dahin — und du bleibst allein, weil du zu viel hofftest.

Die lange Todesnacht wird nicht durch lebhaftere Hoffnungen vertrieben, sondern allein durch die lebendige Hoffnung. Eine lebendige Hoffnung, sie kann nicht sterben, denn sie stammt aus dem Leben, schafft Leben und führt zum Leben. Der, der im Tode am gewaltigsten und im Tode am größten, der schenkt solche Hoffnung. Diese stammt aus der Fülle alles Lebens; und dieses Leben bezeugt es mir und sagt es mir, spricht dem Augenschein entgegen und der Wirklichkeit Trost und den Erfahrungen entgegen; denn hinter dem Augenschein steht das Wesen und hinter den Erfahrungen die Wirklichkeit.

Und diese lebendige Hoffnung schafft Leben! Man wird ein ganz anderer Mensch. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Je mehr der Augenschein mich betrügt, und die Erfahrung mich irrt, und das tägliche Erlebnis mich erschreckt; und je näher das Grab mit seinem Schauer mir kommt — hast du denn keinen anderen Weg zur Heimat als diesen niederen Gang in Grabestiefen? —, desto mehr spüre ich: in dem Schreck genehe ich und in dem Sterben werde ich bewährt und in der Angst werde ich stark, denn nun legt diese Hoffnung die zitternde Hand in die dargebotene Rechte ihres einigen Erbarmers: Läßest du, mein Haupt, dein Ollied?

Und nun wagt sich diese Hoffnung zu ihrem einigen Herrn: „Du hast mich aus dem Nichts gerufen, erkenne mich, mein Güter!“ Das ist lebendige Hoffnung, daß man nun hinter allen Erscheinungen, hinter Zeitlichkeit und Sterblichkeit in die ewigen Verheißungen einmündet. Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Aus der Welt des Nichtseins sollens lehrt man ein bei dem, der etliche wählt, welchen er das ist, was er sein soll, treu, wahr, von großer Güte, barmherzig und allmächtig.

So wollen wir Wstern halten: "Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit widererborenen hat zu eigner Lebendigen Offenbarung durch die Kreuzigung Jesu Christi von den Toten." Und wollen in dieser stillen Freude unser Wert neu anfassen, als hätten wir's nie gekannt und nie geliebt. Wir wollen dort mit den armen Sündern, deren Rechte zerstreut waren, einander zutreffen, wie so oft: "Wir wollen ihn wissen gehen." Wir wollen arbeiten, so lange unser Tag noch währt, in jeder, unserer, Hölzer und Früchte. Je mehr ihr wieder in die Alltäglichkeit zurückkehrt, desto mehr bringt ihr Sonnenschein herein in die Zeit; und je treuer wir uns der alltäglichen Arbeit annehmen, desto mehr steht der bei uns, der ausbündlich und nachdrücklich verprochen hat, daß er nicht nur am Sonntag bei uns sein will, sondern spricht: "Ich bin bei euch alle Tage."

Frage dich an jedem Abend: "War dieser Arbeitstag ein Sonntag?" Und wenn du froh sprechen kannst: Am Morgen leuchtete mir die Sonne und am Abend ging sie nicht unter, dann bist du um ein Lebensgut reicher geworden und deinem Herrn näher gekommen. Frage dich bei jeder Arbeit: "Weshalb ist die dem Lebendigen zu Ehren?" Und wenn du schüchtern sagen kannst: du weisst trotz allem, daß du dich lieb habest, so ist Arbeit nicht umsonst, der Herr hat sie gesegnet. Und wenn du die letzte Abendstunde kommt und alles ausstirbt in das Gedächtnis: "Alles bei uns", dann sollst du es erfahren: "Herr, ich bedenke dich vom Morgen bis zum Abend." — Was die Länge der Arbeit anbelangt, so ist es nicht zu sagen. Ob du ein Leben führen möchtest, das dich nicht in die Länge der Arbeit hineinzieht, das ist eine andere Sache. Ob du ein Leben führen möchtest, das dich nicht in die Länge der Arbeit hineinzieht, das ist eine andere Sache.

III.

Vor 3. Sonntag n. Trin.

Luk. 15, 1—10: 1. Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. 2. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten und sprachen: dieser nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen. 3. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichnis und sprach: 4. Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er der eins verlieret, der nicht lasse die neunundneunzig in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er's finde! 5. Und wenn er's gefunden hat, so leget er's auf seine Achseln mit Freuden. 6. Und wenn er heimkommt, rufet er seinen Freunden und Nachbarn, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. 7. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. 8. Oder welcher Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie der einen verlieret, die nicht ein Licht anzünde, und lehre das Haus und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde! 9. Und wenn sie ihn gefunden hat, rufet sie ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. 10. Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Der Helland läßt in dem eben verlesenen Evangelium uns einen tiefen Blick in sein heiliges, den meisten so unverständliches Leben tun. So unverständlich ist sein Leben, daß, was seine Krone ist, vielen zum Spott gereicht und, was sein Wert ist, vielen als Schmach erscheint. „Dieser nimmt die Sünder an, als alle Zöllner bei ihm einkehrten.“ Weil sie nicht wissen, daß das ja eigentlich die Lebenstat Jesu ist, daß er den verlorenen Seelen ein gnädiger Richter und den heimkehrenden Wollenden ein freundlicher Herr ist.

Nehmt heute, da er euch einen Blick in sein Innenleben verstattet, mit diesem Blicke, der euere Seligkeit sein darf, es nicht leicht! Er zeigt euch die Angst, die Arbeit und die Freude seines Lebens.

Die Angst seines Lebens liegt nicht in dem Worte Leid, nicht in dem Worte Kreuz, nicht in dem Worte Schmach. In den Worten mag deine Angst liegen, der du dein Leben so sehr liebst. Die Angst seines Lebens liegt nicht einmal in dem Worte Tod, so sehr ihm vor dem Tode gegraut hat. Seines Lebens Leid ruht in dem einen Worte: eine Seele ist verloren! „Mein Vater hat sie gerufen, sein Geist hat sie gebildet, sein Wort hat sie erquickt und diese Seele ist verloren gegangen.“

Zunächst durch die eigene Schuld. Wer kann es ermessen, was es heißt, ganz durch sein eigenes Unrecht vom Lebensquell geschieden sein! Kein Verlangen mehr nach dem Leben haben, keine Freude mehr an dem Leben kennen, große Dinge sich bereiten und dabei die arme Seele verlieren und vergessen, große Reichtümer an Erfahrung sich sammeln und dabei das Wort hören müssen: du Narr! Wer kann es ermessen, was es heißt, seine Scheunen mit allerlei Gut füllen und nun auf viele Jahre hinaussehen und hinausrechnen — und in derselbigen Nacht, die auf den Tag der Rechnung folgt, nimmt der Herr die Seele heraus aus ihrer Fülle: sie ist verloren! Und wer kann in den Abgrund dieses Wortes genugsam sich versenken: ein verlorenes Schaf! Rings um das herrenlose, hirtlosen, herdenlose Tier heulen alle die wilden Gewalten der Wüste, jeder Schritt bringt es dem Abgrunde näher und jeder Tritt führt es in Dornen und Gestrüpp; über ihm ist kein Stern, der dem armen, erschrocken Tiere den Weg zeige. Zu ihm bringt kein lockendes Wort des guten Hirten, wohl aber hört es das Schnauben der feindlichen Tiere; und immer näher kommen seine Widersacher, die es töten wollen.

Das ist die Menschenseele, von Gott entfernt, allein hier in der Welt. Der Weg ist schauerlich, der ganze Tag ist voll Entsetzen, das ganze Leben ist ohn Ende traurig. Nie ein Wort hören: „Ich habe dich geliebt!“ Nimmer den Gruß vernehmen: „Friede sei mit dir!“ Losgelöst sein von der Gemeinschaft der Selernden und Dankenden und Betenden, deren Chöre wie im Winde sich verlieren, während die Seele von Stürmen umbraust, von Abgründen umgeben ist. Noch ein Schritt und noch ein letzter Schritt — und die Hölle tut sich auf und die Seele ist für immer verloren.

Damit es aber recht verstanden wird, zeigt es der Hellsand noch an einem andern Bilde. Schaut diese Münze an aus edlem Metall! Aus tiefem Bergeschacht hat man das Silber gefördert, in heißem Schmelzofen hat man es geläutert und gereinigt; dann hat man es gebildet und geformt und ihm das Bild eines Königs aufge-

prägt. Und diese Münze, um die so viele Menschen sich mühten, bis sie ihr das edle, güldne Bildnis des Königs und Herrschers ausprägten, liegt nun auf dem schmutzigen Erdreich, in irgend einer Rinne verborgen; Staub, Unrat, Dunkel bedeckt sie — und das teure Bildnis ist von allerlei Unrecht überdeckt und überzogen.

Das ist Jesu Leid: das Leid seines Lebens über deine und meine Seele. Denn wir sind alle in der Irre gegangen, weil ein jeder von uns auf seinen Weg sah, haben Fleisch für unseren Arm gehalten, sind in unserem Herzen von Gott gewichen, haben uns um Menschen gemüht und er war uns kaum eines flüchtigen Morgen gedankens wert, haben Erfolg, Ehre, Gewinn, Ansehen heiß begehrt — und die Ehre bei ihm ein Kind Gottes zu sein, haben wir mißachtet. Aus Königs Hand, mit seinem Bilde geschmückt, haben wir dieses Bild bis zur Unkenntlichkeit entstellt, unsere Seele nicht mehr in Gott freudig atmen, unsern Geist nicht mehr an seinem Worte sich sättigen, unsern Tag nicht mehr in seiner Gnade zu Ende kommen lassen. Fort, weg von Gott, weg von der Last der Abhängigkeit, in die reinste Freiheit! Da wurden uns die Augen aufgetan und die Freiheit fern von Gott war — Wüste. Nun hören wir das Hohnlachen des Feindes: „Über ein Kleines gehörst du mir ganz!“ Nun vernehmen wir das Brausen der Wasser im Abgrunde: „Noch eine Welle und dann noch eine und dann bist du im Wirbel verschlungen.“ Nur noch ein wenig, nur noch ein wenig näher in die Wüste, noch mehr Freiheit, noch mehr Eigenwille — und das Seelenleben ist verderbt.

Ach, welche Gewalten haben in das Königsbild ihre Züge eingegraben! Die Taufflut hat dich verneut — und der Feind hat dir die Züge des Hochmutes, des Ehrgeizes, des Neides, der Bitterkeit, des Diesseitslebens aufgeprägt, man kennt dich nicht mehr. Ach, ist das das Kind, dem das Gebet Freude und der Kirchgang der Preis der Woche war? Ist das die jungfräuliche Seele, die einst am Konfirmationsaltare sagen durfte und konnte: „Mir ist nicht um tausend Meilen, aber um dein Wort zu tun?“ Und seht schweigen alle Chöre des Dankes und keine Taste bewegt sich mehr, wenn der Odem des Herrn sie berührt, und keine Saite erklingt mehr, wenn sein Geist darüber hinfährt. Verdorben — gestorben. Die Münze hat ihr Gepräge, die Seele hat ihren göttlichen Adel verloren.

Es ist so schwer, wie es der Seiland uns zeigt, in welchen Ecken und Winkeln, Verstecken und Verließen sich's eine Seele wohl sein läßt, um nicht bei Gott Frieden haben zu müssen. Furchtbar ist's, an welchen Treibern sich der Mensch den Tod mit Freuden holt, damit er nicht

vom Lebensworte sich nähren muß. Ein schreckhaft Geheimnis der menschlichen Freiheit: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen ihnen hie und da löcherichte, ausgehauene Brunnen.“ Das ist Jesu Leid: verloren.

Und wenn es nur eine Seele wäre! Alle Abend — ich denke mir, es ist recht so — alle Abend geht er mit dem Hirtenauge, das sich nicht schließt, mit dem offenen Blick, der nicht betrogen wird, durch die Straßen unserer Stadt, durch die Schlafkammern unserer Diensteute, durch die Schlafgemächer unserer Vornehmen, ob er einen einzigen Gedanken findet, der ihn, Jesum, der Gott sucht. Und allmählich breitet sich das Dunkel über unsere Stadt, ah, über deine und meine Seele, und er ist betrübt von dannen gezogen: verloren!

Wenn wir es wüßten, meine Christen, was wir Jesu Arbeit machen mit unsern Sünden und Mühe mit unseren Missetaten, daß er so gar nichts anderes findet als irre, eigene Wege und eigenen Fall. Aber indem er uns so ins Leid seines Lebens einen Blick tun läßt, hat er damit noch nicht abgeschlossen. So lange ein Mensch lebt, ist er der Gegenstand der Seelsorge Jesu.

Darum spricht er von der Arbeit.

Wo sind die 99, die sich so sicher dünken? Wo sind die gerechten Seelen, die keiner Buße zu bedürfen wähnen? Was gelten der sorgsamem Hausfrau die neun geborgenen Groschen gegenüber dem einen verlorenen? Der Hirte macht sich auf, die Seele Christi sucht. Es ist nicht Jesu Art, von seiner Arbeit viel zu reden; dieses Ausmalen der Arbeit — an sich ohne Geschmack und ohne Würde — überläßt er den übertriebenen Menschen. Er sagt nur, daß er sich aufgemacht habe, in die Wüste gehe und suche. Jesus in der Wüste. Was muß er tragen, er, der alle Abend deine Gedankengänge durchheilen will, der die Wüste besuchen will, in die du dich selbst begabst! So rätselhafte Irrwege muß er gehen, so unheimliche Sündenpfade beschreiten. Nun ist nichts mehr, was ihn erfreut, nun ist nichts mehr, das ihn erquickt! Kein Licht winkt ihm, kein Hauch von oben stärkt ihn, kein grünes Laub erfreut ihn: Christus ist mit einer verirrten Seele allein! Das ist immer der Inbegriff seiner Arbeit: Christus mit einer verirrten Seele allein!

Und zwar so allein, daß er den Himmel darüber vergißt und den Vater darüber verläßt und die Freude darüber vermißt und sich aller Dinge entschlägt, nur damit die Seele merke: „Einer sucht mich und einer sorgt sich um mich.“ Vater und Mutter verlassen mich, Freunde und Genossen scheiden von mir, meine Arbeit weicht, mein Erfolg ver-

blaßt, meine Ehren weifen, als wären sie nie gewesen; aber einer ist noch da, wenn das ganze Leben wie eine große Wüste, wie eine Irrfahrt der ganze Lebensweg erscheint, und dieser eine spricht: „Ich suche das Verlorene!“ Tausendmal tausendmal im Laufe der Jahrhunderte, tausendmal tausendmal im Laufe deines kurzräumigen Lebens hat er dieselbe Arbeit vollbracht und ist doch nicht müde geworden, bis daß er finde. Was beirren ihn die reisenden Tiere? Was ängstet ihn der Abgrund, der im Zorne schnaubt, was klümmern ihn nächtliche Wolken, Gewitter und die Stürme, die sein heiliges Haupt umtosen? Er hat nur den Gedanken: „Daß ich eine Seele retten möchte, die ohne mich verloren geht!“ „Daß ich einen Menschen gewinnen möchte, der ohne mich heimatlos im Abgrunde versinkt!“ — Er hört das Jauchzen der Hölle: Bald gehörst du mir ganz! Er sieht das Sohnlachen des Feindes: Diese Seele habe ich dir entrissen und ich habe sie und dich betrogen! Und den ganzen Tag streckt er nun seine Hände aus, daß er mich finde.

Wie ein armes Weib mit seinem geringen Besitze ein Licht anzündet, obwohl es schon um Mitternacht ist, und die kleine, ach, so oft durchwanderte, oft durchspähte Stütze durchsucht, ob nicht in jenem Winkel, da unter der Asche, dort im Gemäuer, hier in einer Spalte der Erde der Groschen sich finde — wie ein armes Weib um Mitternacht aufsteht und sein bescheidenes Haus lehrt, alle Winkel, alle Treppen, alle Böden, alle Bänke, ob nicht doch noch der Groschen sich finde, der eine Groschen, das eine Schaf, die beide darum so bedeutend sind, weil sie verloren sind — so sucht der Herr; und das ist eigentlich die beständige Arbeit seines Lebens.

Wenn jemand unter euch so töricht fragen wollte: Was tut wohl jetzt Jesus? Hier hat er die Antwort: Er sucht Seelen bis um den Abend und bis zum Morgen. Er sucht deine und meine Seele. Er sucht uns, wenn wir noch die Wüste als Freude und wenn die verlorene Münze noch den Schlupswinkel als Paradies empfindet. Er sucht uns aber auch, wenn wir uns in der Wüste ängsten und wenn die Münze im Verstecke fürchtet zertreten und vergessen zu werden. Er sucht dich durch Freude, indem er dich sein teueres, seelsorgerliches Wort vernehmen läßt, indem er die Sonne in dein Haus bringt. Er sucht dich im Leide, indem er das Kreuz schwer auslegt, eins ums andere dir entzieht, eins ums andere dir entfremdet; aber er sucht dich.

Es ist etwas Großes, ich meine, liebe Christen, ihr empfindet es auch, man bekommt unwillkürlich Respekt vor seiner armen, verkehrten, verwirrten, betörten Seele, daß ein Jesus sich für sie interessiert.

Es ist dir ja doch schon etwas Bedeutfames, wenn ein bedeutender Mensch an dich schreibt, deine Freundschaft sucht, sich um dich müht, sich für dich irgendwie erwärmt. Und nun sollst du es wissen und festiglich glauben, daß du Jesu Ewigkeit mit deiner Torheit ausfüllst: Er sucht dich.

Auf einmal geht es doch durch die Wüste wie ein Lichtstrahl der Heimat und ins Versteck, in dem die Münze liegt, fällt ein heller Schein der angezündeten Lampe: man sucht dich. Jesu Arbeit war das Zweite.

Höre nun von Jesu Freude!

Jesu Freude! Derselbe Mensch, der Jesu das bitterste Leid und die härteste Arbeit erregte und verursachte, ist zugleich der Gegenstand seiner heiligen herrlichsten Freude, so daß er in der Freude allen Leides vergißt. „Und wenn er es gefunden hat.“

Wer kennt nicht das Wörtlein mit seinem großen Frohgehalt und seinem Freudenhschall: gefunden! Zuerst herrenlos — und setzt in der Hand des treuen Hirten. Zuerst herdenlos — und setzt in der Gemeinschaft der Heiligen. Zuerst heimatlos — und setzt ausruhend im Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. So nimmt er die Seele, die ihm so viele Mühe gemacht hat, auf seine Arme mit Freunden und ruft seine Gefreunde und Nachbarn, die Zeugen seiner Gethsemanekämpfe, die Genossen seines Kreuzesleidens, die Mitwisser um sein bitteres Sehnen droben in der Heimat, die ruft er alle zu sich: „Freuet euch mit mir — denn eine Freude, die niemand mit uns teilt, ist ja keine Freude — freuet euch mit mir, ich habe gefunden“ — nicht eine erlauchte Seele, keinen geistreichen Menschen, keine sublime Persönlichkeit, kein Talent und kein Genie, einen Sünder habe ich gefunden, der bei mir ausruhen möchte, einen Mühseligen und Beladenen, der von mir erquickt sein will. Ich habe eine Seele gefunden, die sich wollte von mir finden lassen.

Ah, meine Christen, so schwer das Scheiden ist, wenn man das weiß, daß Gott durch Christum im Scheiden eine Seele gefunden hat, dann ist alles erträglich. Gott sei Dank, der ihm den Sieg gegeben hat.

„Ich habe gefunden“ — nichts weiter. „Ich habe die Seele gefunden, wie sie war, aus tausend Wunden blutend, in tausend Nöten seufzend, in tausend Ängsten schwebend, aber ich habe sie gefunden.“ Und in der Stunde schlossen sich die Wunden, schwiegen die Ängste und verstummten die Nöte: „Denn, wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit.“

Und das Weib, die heilige Seele Jesu, ruft alle, die etwas von Seelensorge verstehen, zu sich: „Ich habe den Groschen gefunden, ich bin reich!“

Meine Christen! Während wir uns hier um Gottes Wort sammeln, ist der Leichnam einer Christin, die durch manches Jahr diese Bibelfestunden, wie wir hoffen und wünschen, nicht ganz ohne Segen besucht hat, zu seiner Ruhe draußen im Waldfriedhofe gebracht worden. Es ist etwas Merkwürdiges, etwas Hochbedeutungsvolles, wenn in einem kleinen Kreise, der sich aus eigener Wahl zusammengefunden hat, aus eigener Wahl um das alte Wort — das darf doch gesagt werden — eine Seele um die andere scheidet. Aber weit größer ist es, wenn man einem Menschen an seinem Grabe das eine Wörtlein nachrufen darf: Zum Frieden gekommen — gefunden!

Das erbitte ich euch und wünsche ich mir, daß, wenn sie unser sterblich Teil verlassen, einer, der weit über Menschenrede und Menschenurteil erhaben ist, sagen möge: „Dieser Mensch hat heimgefunden, weil ich ihn fand.“ — Das ganze Leben liegt dann nicht als ein schwerer, harter Traum, auf den ein schreckhaftes Erwachen folgt, hinter uns, sondern als eine heillose, harte, schmerzhaft Mühe, über der es heißt: zur Ruhe gekommen aus Gnaden.

Was wird das sein, wenn dein und mein Lebenslauf mit all seinen Irrwegen und Seitenwegen und Eigenwegen vor dem Herrn Christus als ein geretteter dasteht! Was wird es sein, wenn über ein Leben, das 1000 Fragen ohne Antwort in sich barg, einer sprechen wird: „Ich habe für dieses Leben die Antwort gefunden, sie heißt: Vergebung, Verzeihung und Erlösung!“

So dankt ihm, daß er euch Blicke in sein innerstes Leben gönnt, in seines Lebens Leid, Arbeit und Freude. Und sorgt dafür, daß ihr, die ihr ganz gewiß seines Lebens Leid und seines Lebens Arbeit bedeutet, nur über ein Kleines auch seines Lebens Freude sein möchtet.

Nun ist alles gut: „Ich habe gefunden.“ „Also, sage ich euch, wird Freude sein im Himmel über einen einzigen Sünder, der, das Kreuz umfassend, spricht: Gib mir deinen Frieden, o Jesus!“ Amen.

IV.

Vor 4. Sonntag n. Trin.

Herr Gott, himmlischer Vater, der du willst, daß wir zuvor mit Christo leiden, damit mir dann seiner Herrlichkeit teilhaftig werden, bereite unsere Herzen zum Verlangen nach der großen Ewigkeit und lasse es uns vollbringen durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.

Röm. 8, 18—23: 18. Denn ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbaret werden. 19. Denn das ängstliche Sarren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. 20. Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung. 21. Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. 22. Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns, und ängstet sich noch immerdar. 23. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft, und warten auf unsers Leibes Erlösung.

Weltschmerz und Schmerz der Welt! Dasselbe Wort und doch welch großer Gegensatz! Weltschmerz ist Sünde, Schmerz der Welt ist Natur. Weltschmerz führt in Verzweiflung, Mißglauben und andere große Schande und Laster; Schmerz der Welt hat die Verheißung, daß die selig sind, die Leid tragen, weil sie getröstet werden sollen. Wer kennt nicht in unseren wehlichen und wehlichen Tagen den Weltschmerz! Das ist nicht der Schmerz darüber, daß wir so unrecht und ungut und unwert sind, sondern der Schmerz über die Verhältnisse und Lage der Dinge, über unsere Umgebung, der dann schließlich in dem wohlfeilen Wunsche ausklingt: „Ich möcht am liebsten sterben, dann wär's auf einmal still!“ Weil man zu bequem ist zu leben und zu träge ist zu arbeiten und zu feig, um dem ewigen Tod

und seinem Schrecken ins Antlitz zu sehen. Wenn es freilich mit dieser Erde zu Ende ist, dann ist es am besten bald zu sterben und der Welt-
schmerz hat dann sein Recht und die ihm huldigen sind ganze Männer.

Aber der Schmerz der Welt, dieses Weinen, das durch alle Adern der Natur geht, dieses Seufzen, dem du begegnest, wenn nun wieder der Wind über die Stoppeln zieht, wenn der Herbst durch die Bäume eilt und der Abend frühe hereinbricht; der Schmerz der Welt, der da über die Gottesäcker klagend hinzieht und an den Irrenhäusern und Krankenhäusern und Zuchthäusern mit beklommenem Atem stille steht; der Schmerz der Welt, daß alles so im Argen liegt, hat die große Verheißung, daß Gott ihn tröste.

Der Apostel hat vorher ein Wort aufgestellt, das lautet: „Wenn wir mit Christo leiden, wie er mit uns gelitten hat, so werden wir mit ihm zur Herrlichkeit eingehen.“ Jeder Karfreitag hat sein Ostern und jedes Leid hat seinen Trost. Und dann fährt er weiter und zeigt uns — und das kann ich heute denen, die es hören wollen, auch zeigen — das Jetzt und das Einst.

Das Jetzt in der Kreatur. Als Gott die Welt vollendet hatte, konnte er sich bei ihrem prüfenden Anblick des Urteils nicht enthalten: „Siehe, es ist sehr gut!“ Alles nach seinem Zweck, alles an seinem Orte, alles nach Gottes Sinn und Willen, eine einzige Harmonie alles Kreatürllichen: das Meer rauschte ihm zur Ehre, die Blume blühte ihm zum Danke und die Bäume grüntem ihm zu Dienste, und die Tierwelt war ihm zur Ehrerbietung willig. Da trat in diese Gotteschöpfung, in diesen heiligen Gottesgarten der Mann des Verderbens, der sich von Gott aus Hochmut und Selbstsucht gelöst hatte. Und wo er hintrat, da welkte das Gras, da fielen die Blüten ab, da ging es wie ein Weinen durch die Welt. Und er trat hin an den, den Gott zum König und Priester in seinem Garten gesetzt, dem er die Aufgabe anvertraut hatte, ihn zu bebauen und zu bewahren. Und er erregte in der Menschenseele die größte Pein, die die Seele quält und erfüllt, die Pein des Zweifels: „Sollte Gott gesagt haben? Hat er dir nicht den Baum verwehrt, weil er sich vor dir fürchtet und dir die Herrlichkeit mißgönnt? Will er dich nicht in Untertänigkeit halten, die nie zu ihm emporgelangen darf?“ — Und der Mensch hub an zu zweifeln und fing an zu sinken und fing an zu sündigen — und in der Stunde war die Welt ein Jammertal geworden. Wie der Apostel sagt: sie ist unterworfen dem Dienste der Eitelkeit, die unschuldige Welt wider ihren Willen.

Sagt nun vielleicht jemand unter euch im Stillen: Ist das gerecht, daß die Kreatur unter dir, dem Menschen, leiden muß? Mein Christ!

Wenn das allein der Fall wäre und die Kreatur unter dir allein leiden müßte, dann wäre es unrecht. Aber jetzt und seitdem mußt auch du unter der Kreatur leiden. Wie mußt du dich vor jeder Zugluft hüten, vor jeder Erkältung fürchten, du Mensch des 20. Jahrhunderts! Wie leicht wirst du ein Opfer der unscheinbarsten und unsichtbaren Lebewesen! Wie ist jeder Schritt auf trügerischem Elemente so gefährlich! Unter dir grollt die Erde, um ihren Schlund zu öffnen und dich zu verschlingen. Über dir grollt der Himmel, daß er Blitz und Donner auf dich niederjense. Neben dir all die feindlichen, zerstörenden Elemente! Die Natur ist unterworfen dem Dienste der Eitelkeit und sie rächt sich an dem, der sie wider ihren Willen unterworfen hat. Seit dem Tage, wo Gott den Menschen aus dem Paradiese trieb, da er noch einen langen, lehten Blick nach dem verlorenen Glück zurücksandte — dann war es vorüber —, seitdem ist die ganze Welt voll Tränen. Es liegt über der herrlichsten Alpenlandschaft, über der sonnenbeglänzten Seelandschaft, über all der wunderbaren Frühlingspracht ein Schleier von Wehmut: vorüber, vorbei! Alles ist ein Traum!

Und so ist die Natur unterworfen dem Dienste der Eitelkeiten. Sie gibt ihre Gaben, und die Gaben dienen den Sterblichen; sie schenkt ihre Kräfte, und die Kräfte werden zum Morden verwendet; sie gibt ihre Reichtümer, und der dämonische Erfindungsgeist verunehrt diese Reichtümer zu Werkzeugen der Zerstörung, der Vernichtung, der Vergiftung, des Mordes.

Im Dienste der Eitelkeiten! Seht, was aus natürlichen Gaben gebaut ist, die Tempel des Altertums, die Kirchen des Mittelalters, all die Herrlichkeit der Prachtbauten — über ein Kleines und der Wind segt über Ruinen. Wenn man z. B. jetzt durchs Feindesland hinzieht, wie viel ist da vergangen an mittelalterlicher Kunst, an moderner Gabe und Technik; alles ist dem Erdboden gleich gemacht. „Denn die Kreatur ist unterworfen dem Dienst der Eitelkeit — und schließlich baut sie ihrem Zwingherrn noch einen Sarg und gewährt ihm einen kleinen Raum und dann sieht sie mit verschränkten Armen zu, wie dieser stolze Menschenleib zerfällt und zergeht und zerloht, damit man weiß: Eitelkeit der Eitelkeiten! Eitelkeit. Jener Kardinal der katholischen Kirche, der so viel umschmeichelt, viel umliebt ward, hatte angeordnet, daß man sieben Wochen nach seiner Bestattung den Leichnam aus der Erde nehme und ihn abbilde und dieses abschreckende Bild seinen Verehrern und Verehrerinnen zeige, damit man sehe, wie der Dienst der Eitelkeit den Menschen zerstört.

Und es ist, so oft wir an Gräbern stehen, ein großer, gesunder, kraftvoller Ernst, daß der Mensch so schmachvoll gehen muß, der erlöste Mensch, der Mensch, für den Jesus litt und starb. Daß dieser Menschenleib, ob sie ihn nun in ihrer Angstlichkeit in Asche auflösen oder im Gehorsam gegen das Schrifswort ihn der Erde wieder zurückgeben, so jammervoll enden muß, Hände und Füße morsch, das Antlitz entstellt und versallen! Ist das alles, ist das das Einzige von dem jehigen Zustande?

Der Apostel fährt weiter: „Die ganze Kreatur sehnt sich mit uns und ängstet sich noch immerdar.“ In all diese Eitelkeit der Kreatur in der Unterworfenheit unter das Gesetz des Vergehens und Verwelkens kommt eine Stimme und Stimmung hinein, die nicht von unten herrührt, sondern als letzte Mitgift aus dem Paradiese überblieb und diese Stimmung heißt: „Ich hoffe, ich sehne mich, ich erwarte.“ Der Apostel sagt: „Das ängstliche Zarren der Kreatur.“ So wie das arme, geängstete, gefagte, gequälte Tier der Wüste mit brechendem Auge und verhaltenem Atem hinaus durch die Wüste späht, ob nicht endlich die helfersehnte Palme und ihrer Quellen Rauschen könnte begrüßt werden, so sieht die ganze Kreatur sehrend, sorgend, wünschend, hinaus über Berg und Tal, über Grab und Tod, über Angst und Not zu den Bergen einiger Hilfe, ob nicht bald die Erlösung nahe.

Seht, das ist dem Jeht unverfüglig durch Gottes Treue und Gnade eingestiftet: das Helmweh, das, beim Menschen bewußt, bei der Kreatur unbewußt, durch alle Adern zieht: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott ich wär' in dir.“

Wenn im Frühling die Sonne über Berg und Tal mächtig scheint, wenn dann all die Gründe und Tiefen, die Schluchten und Täler des Waldes ausatmend rauschen und anbetend ihren Opferrauch nach oben senden, dann ist dieses Hoffen lebendig. Und wenn im Abendsonnenscheine, ums Abendläuten her noch einmal wie eine goldene Röte es über den Himmel hinslammt, ehe die Sonne sich ganz zum Scheiden rüstet, dann fragt die Kreatur sich sehrend, ob hinter diesen glibbenen Wolkenbergen und hinter dieser Herrlichkeit einer überstrahlten Abendlandschaft das Land der Verheißung liege. Es geht durch alles Leben nicht bloß das Leid, sondern auch das Verlangen vom Leide frei zu werden.

Worauf wartet denn dieses ängstliche Zarren der Kreatur? „Auf die Offenbarung der Gotteskinder.“ Aber warum auf die Offenbarung von Gotteskindern? Weil die Menschen die Kreatur unter-

worfen haben, durch ihre Sünde sie ins Elend brachten, erwartet die Kreatur von denselben Menschen und durch sie eine Erlösung. Sie sagt sich: der mich schlug, muß mich verbinden; der mich in Ketten gebracht, muß mich erlösen; der mir die Heimat raubte, muß sie mir erstatten. Darum wartet sie, wenn der erste Mensch über die Schwelle hereintritt, der Mensch der Seligkeit, der Mensch der Vollendung, daß er einen Gruß aus der Heimat bringe und zu ihr sage: „Warte nur ein wenig und auch du wirst frei!“

Als der Mensch über die Schwelle des Paradieses trat, von Gottes Zorngeistern verfolgt, da ward die Erde zur Wüste und die Kreatur zur Fron. Da hat sie ihm nachgerufen: „Komme und mache mich frei!“ Und nun geht diese Angst durch die Jahrtausende und mit jedem Frühling erwartet die Kreatur ihre Verneuerung und jeder Frühling sagt ihr: „Warte nur, du erlebst es noch!“ Und jeder Herbst tröstet sie: „Sei nicht enttäuscht, deine Erlösung naht!“ Und der Seiland spricht: „Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume!“ Wenn sie nun ausschlagen, so wisset ihr, daß der Frühling nahe ist. Ein letztes Grünen und ein letzter Lenz — und dann wird die Vollendung kommen. „So wartet die Kreatur sehnsüchtig mit uns, sie ängstet sich noch immerdar.“ Sie liegt, wie der Apostel sagt, in den Wehen einer neuen Geburt, sie sehnt, sie sorgt, sie kümmerst, sie ängstet sich, sie ringt, bis endlich der Gottesgedanke zu Stand und Wesen kommt und es heißt: „Siehe, ich mache alles neu um deswillen, der sie unterworfen hat.“

Sie hofft, weil der Herr den erneut, der sie unterworfen, den befreit, der sie dem Dienst der Eitelkeit ausgeliefert hat. Darum hofft sie und hofft sich zu Tode, und diese Hoffnung läßt sie doch nicht zu schanden werden.

Es ist wunderbar, daß durch die ganze Welt und durch all ihre Angst, durch ihr Lied und durch ihr Leid, durch ihr Vergehen und durch ihr Blühen ein Gedanke immer wieder zieht: Ich hoffe ein ewiges Leben! Es ist wunderbar, daß, soweit die stillen Sterne scheinen und soweit die Wolken ziehen und der Himmel blaut, überall ein einheitlicher Gedanke ist:

Mach mich alles Übels los,
Gib der Sündennot ein Ende!

So viel tausend Jahre scheint die Sonne schon herab auf der Menschen Wege. Aber was hat sie in diesen zwei Jahren erschaut? Mord, Greuel, Brand, Wüsten der menschlichen Leidenschaften, höchste Will-

für, untierische Zügellosigkeit, Rohheit, deren die Heiden sich schämen, Aufschauzen der Erfindungslust, nur dazu tätig und tüchtig, den Nächsten zu verheeren und zu zerstören. Und wenn der Mond dann an ihre Stelle trat, dann schien er über Leichenfelder und Gräber — und die Sterne hielten die Totenwache bei den Tausenden von Erschlagenen unseres Volkes. Und es ist immer dieselbe Klage, und alle Wasser gehen ins Meer, ob sie mit Blut gerötet sind oder ob ihre Wellen klar erscheinen. Immer steht doch über allem: Ich glaube eine Verneuerung der Dinge!

„Nicht allein aber sie“, sagt der Apostel, „nicht allein sie.“ Zuerst weist er nach, wie aus unserer Sünde das Weltelend kommt und nun zeigt er, wie aus dem Weltelend unser Heimweh sich nährt. Es ist gerade wie Umkehrung. Nicht allein aber sie, sondern auch wir.

Ja, meine Geliebten, das ist der Unterschied zwischen Christen und Heiden, daß die einen Hoffnung haben und die andern nicht. Wenn wir jetzt immer lesen: Nimmermehr, Nimmerwiedersehen, Nimmerlehren, alles vorüber, einzige Hoffnung erloschen, alles ein Traum — dann fragen wir: Und das ist die Wirkung der Seelsorge Christi an unserm Volke und an unserer Seele durch viele, viele Jahre? Ich weiß, es lieben etliche das Wörtlein „nimmer“, um, mit ihrem Schmerz lieblosend, durch die Lande zu ziehen; denn es gibt nichts, mit dem der Mensch mehr kokettiert, als das Leid; wie manche gehen mit ihrem Leid und Schmerz förmlich hausieren, um sich interessant zu machen, um beachtet zu werden, um der Mittelpunkt eines kleinen Kreises zu sein, darum rühmt man sich seines Schmerzes. Es gibt aber kein kläglicheres Rühmen als dieses.

Wir aber, die wir in Christus eine lebendige Hoffnung haben, von einem Meister wissen, der am Sarge des Jünglings weinte und am Grabe des Freundes klagte, der nicht tatenlos weinte und nicht trostlos klagte, sondern selbst des Todes schreckliches Los trug und teilte, sprechen mit ernster Gewißheit: Ich hoffe! Ja, meine Christen, unser ganzer Christenstand, nicht mehr und nicht weniger, ruht auf dem einen Wörtlein: Ich hoffe! Ich sehe hinüber in das Dunkel der Ewigkeit nicht als einer, der es nie durchschaut, nicht als einer, der über ein ödes „Vielleicht“ nicht hinauskommt; sondern als einer, der seine zitternden, bebenden, sündigen Hände in die Hände eines ewigen Herrn und Selandes legt und spricht: „Auf dich hoffen wir, lieber Herr, in Schanden laß uns nimmermehr.“

Sagt, wo bleibt denn der Glaube, wenn er bei der ersten Probe weiblich zurückweicht? Wo bleibt denn der Glaube, wenn er bei der ersten Belastung kindisch versagt? Ach, weich ein Unglück ist es um einen Menschen, der keine Hoffnung hat! Er verwünscht den Sonnenschein, der da heil und teilnahmslos über seinem Leide strahlt, und verflucht den Tag seiner Geburt, er zerstreut sich, damit er sich selbst betrüge. Da erkennt man es mit einem Male, ob ein Gebetszusammenhang mit ewigen Gütern und Besitzümern vorhanden war oder ob man rein auf den Sand der Erde gestellt war. Da erkennt man, ob man eingegraben war in die tragende, tröstende und untrüglige Verheißung seines Gottes oder ob man auf den sammervollen Flugland menschlicher Liebe, menschlicher Zuneigung, menschlicher Verbindung sich gründete.

Das sind die, die keine Hoffnung haben, ihnen wäre es besser, sie würden sich selbst begraben. Denn es ist nicht genug, daß sie selbst unglücklich sind; nein, sie ziehen auch andere in das Unglück gähnender Leere, in das Leid der Hoffnungslosigkeit.

Wir aber, die wir hoffen! Der Apostel nennt die alten und die modernen Heiden mit dem einen Worte „die keine Hoffnung haben“, damit ist alles gesagt. Haben wir eine Hoffnung? Haben die Osterglocken umsonst geläutet? Hat die Osterbotschaft umsonst uns entgegengetönt? Hoffen wir allein in einem sonnenbeglänzten Leben auf Jesum, so sind wir die elendesten unter allen Kreaturen. Wir aber hoffen in der Trübsal auf ihn. Darum heißt es: „Nicht allein sie, sondern auch wir, die wir haben des Geistes Erstlinge.“ Denn, meine Christen, es ist nicht an dem, daß wir erst auf die Bereitung der Herrlichkeit warten müßten, wir warten auf die Offenbarung. Es ist alles da, es ist alles da! „Wenn ihr glauben könntet, so würdet ihr die Herrlichkeit Gottes sehen; weil ihr aber nicht glaubet, habt ihr sie nicht gesehen.“ Es ist alles da! Es ist nur noch verborgen; es ist noch der Schleier der Diesseitigkeit darauf.

Der Künstler, der ein wunderbares Gemälde auf seiner Staffelei schuf, legt noch ein Tuch aufs Gemälde; man soll es erst sehen, wenn es ganz fertig, wenn es vollendet ist. Dann wird das Tuch abgestreift und die ganze Herrlichkeit des Bildes strahlt entgegen. So ist es auch mit Gottes Seelsorge an deiner und meiner Seele. Es ist alles bereits fertig: der Mensch der Heimat und die Heimat des Menschen, der Mensch des Vaterhauses und des Vaterhauses Freuden. Alles ist bereits geschehen: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.“ Er hat

es bereits getan; es ist alles vollendet. Er will nur noch eine Weile verzeihen. Wie lange — das weiß ich nicht.

Aber dann wird er mit einem Male die Decke wegtun. Man wird dann sehen, was es ums Hoffen Großes, Herrliches, Reiches und Bedeutames ist.

Ihr habt die Wahl! Schmerz der Welt, sei mir begrüßt! Du hast Grund und du hast Zweck. Den Grund hast du in der Eitelkeit aller Dinge und den Zweck hast du in deinem Heimweh!

Weltschmerz, sei ferne von mir! Du hast keinen Grund und hast keinen Zweck. — Nun habt ihr die Wahl! Meine Christen! „Wir, die wir haben des Geistes Erstlinge, wir, die wir in der heiligen Taufe Angeid, Anzahlung — das sind Erstlinge des Heiligen Geistes — erhalten haben“, denen es der Herr in die Hand versprochen hat: „Ich habe dich gerufen“, wir weisen diese Erstlinge immer wieder auf und sprechen: „Willst du uns nicht das Ganze geben? Der du einen neuen Himmel in uns begannst, willst du ihn unvollendet lassen? Der du in der Taufe mich zu deinem Kinde gemacht hast, soll dein Kind immer in der Fremde bleiben?“

Wir, die wir die Erstlingsgaben, die Opfererstlinge des Heiligen Geistes haben, sehnen uns bei uns selbst, nicht nach Verheißungsgaben der Kinderschaft — die haben wir ja —, sondern nach ihrer Offenbarung und warten auf unseres Leibes Erlösung.

Meine Christen, schwer ist es und schwer bleibt es, in der Welt dem Augenschein widerstreiten und das Unsichtbare festhalten. Der Augenschein sagt: Tod, Trennung, Vergänglichkeit, Vergehen. Und die Hoffnung sagt: Leben, Bleiben und Seligkeit. Der Augenschein sagt: es ist noch keiner wiedergekommen, der fortging, und gefällt sich in diesem sentimentalen „Nimmermehr“! Der Glaube aber sagt: Näher, mein Gott, zu dir! Der Weltschmerz senkt sein Bestes in das Grab und beschaut sich im Spiegel, ob er auch die entsprechende Miene dazu macht. Er dichtet etliches und gefällt sich in solchen Phrasen. Aber der Schmerz, der dem Christen ansteht, wartet, daß der Herr seine Verheißung einlöse und hält ihn beim Wort und spricht: „Der du in mir und in den Meinen dein gutes Werk angefangen hast, du mußt es auch vollenden bis auf den Tag Jesu Christi.“

Und in dieses „du mußt“ stimmt die ganze Kreatur ein.

„Schau doch aber unsere Ketten, da wir mit der Kreatur Seufzen, ringen, schreien, beten um Erlösung von Natur.“

Es ist einmal so, wie Luther sagt: „Wir haben ein Werktagskleid an, aber unter dem Werktagskleid ist das Sonntagsgewand bereit.“ Jetzt ist Alltag, aber hinter dem Alltag wartet friedsam und froh der Sonntag. Jetzt in Kampf und Streit, aber es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes, sicher und gewiß.

Liebe Christen! Angstet euch mit der Kreatur, weil die Kreatur von euch geängstet ist. Jede Blume, die von eurer Hand gepflegt und gepflückt, einsam, wie vom göttlichen Boden getrennt, welkt, jeder Vogel, der an unserem Fenster vorbeizieht mit dem Lied der Sehnsucht nach ungewissen Fernen, all dieses armselige Leben der tausend Insekten da auf dem Erdboden, all das ruft euch zu: **W**elch große Gewalt hat doch die Sünde. Aber höher, inniger und herzlicher kommt zu euch der Klang, der, einmal gesprochen, nie verrauschen darf: „Weine nicht! Siehe, es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda.“

Weil du vom Tod erstanden bist,
Werd' ich im Tod nicht bleiben.
Mein höchster Trost dein Aufahrt ist,
Tod'sfurcht kann sie vertreiben.
Denn wo du bist, da komm ich hin,
Daß ich stets bei dir bleib und bin
Drum fahr ich hin mit Freuden.

Selig sind, die Heimweh haben; denn sie sollen getröstet werden.
Amen.

V.

Vor 5. Sonntag n. Trin.

Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!

Luk. 5, 1—11: 1. Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drang, zu hören das Wort Gottes, und er stund am See Genezareth. 2. Und sah zwei Schiffe am See stehen; die Fischer aber waren ausgetreten, und wuschen ihre Netze. 3. Trat er in der Schiffe eines, welches Simons war, und bat ihn, daß er's ein wenig vom Land führte. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiff. 4. Und als er hatte aufgehört zu reden, sprach er zu Simon: fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut. 5. Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. 6. Und da sie das taten, beschlossen sie eine große Menge Fische, und ihr Netz zerriß. 7. Und sie winkten ihren Gefellen, die im andern Schiff waren, daß sie kämen und hülfsen ihnen ziehen. Und sie kamen, und füllten beide Schiffe voll, also daß sie sanken. 8. Da das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu den Knien und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch. 9. Denn es war ihn ein Schrecken ankommen und alle, die mit ihm waren, über diesen Fischzug, den sie miteinander getan hatten. 10. Desselbigengleichen auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gefellen. Und Jesus sprach zu Simon: fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fahen. 11. Und sie führten die Schiffe zu Lande, und verließen alles, und folgten ihm nach.

„Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann“, so haben wir in der vorigen Bibelstunde gehört. Er hofft nicht auf das Ungewisse, er wartet nicht auf das Wahrscheinliche, sondern hält sich an den Gott, der Wunder tut und, eben weil er Wunder tut, Gott ist. Ein Christ ist ein Mensch, der die Zeit Gott befehlt und das, was die Zeit bringt, in die Treue seines Gottes stellt; der da weiß, jede Stunde, die von Gott

kommt, ist gut und jede Stunde, die von Gott scheidet, ist schlecht, und wenn jene Kreuz brächte und diese die Sonne, so müßte die Sonne Kreuz sein, so gewiß das Kreuz von Gott Sonne und Segen ist. Ein Christ ist ein Mensch, der warten und hoffen kann und damit die Gegenwart in der Kraft der Zukunft beherrscht. Ihm liegt nichts an, was der kommende Tag bringe — der kommende Tag sorgt für das Seine und ist in der Hand des Herrn —; er sorgt sich nicht darüber, was die Zukunft heraufführen wird; denn er ist ein Herr der Zukunft durch den, der die Zukunft in seiner königlichen Hand hält.

Wenn ein Christ ein Mensch ist, der warten kann, dann ist er auch ein Mensch, der gehorchen kann. Und das, liebe Christen, wünsche ich euch und mir als hohes Gut. Es gibt für die allermeisten kein unangenehmeres Wort als „gehorsam“ und kein süßeres als „befehlen, herrschen“. Es gibt aber kein schwereres Werk als herrschen und kein süßeres Werk als gehorchen. Wenn man aber in der Welt gehorchen soll, empört sich dagegen der Eigenwille. Denn jeder Mensch — der törichtste, der ärmste, der unklarste zumeist — hält sich am liebsten zum Befehlen und Herrschen; und kein Mensch glaubt von Natur, daß das Gehorchen ihn ziere.

Gehorsam, hat einmal jemand gesagt, ist die Tugend des Hundes, die Kraft des Mannes ist Befehlen. Anders spricht der Christ und sagt: Ein Christ ist ein Mensch, der gehorchen kann.

Heute wollen wir miteinander in Kürze betrachten, wie das Gebot des Gehorsams wider Neigung und Erfahrung geht und wie der Segen des Gehorsams über alles Bitten und Verstehen hinausführt.

Zum Ersten: Das Gebot des Gehorsams geht wider Neigung und Erfahrung. Am See Genezareth, dem launischen und wechselvollen Gewässer, da ein Sturm alle Hoffnungen vernichtet und ein einziger Tag wieder alle Hoffnungen beschwingen kann, waren drei Freunde mit ihren Netzen beschäftigt: Simon, Johannes und Jakobus, die Söhne des Zebedäus. Sie hatten die ganze Nacht gearbeitet, in der geeignetsten Zeit waren sie dem Fischzug obgelegen. Und nun hatten sie ihre Schiffe ans Land und ihre Netze ans Gestade gezogen, müde und entmutigt, arm und geängstigt; denn sie hatten nichts gefangen. Und wie sie nun ihre Netze wuschen, um sie zu neuer Aufgabe bereit zu stellen, kommt der Seiland mit einem ihrem ganzen Wünschen widersprechenden Befehl: „*Sahret ein wenig vom Lande!*“

Seht, das ist das Wunderbare, daß Jesu Befehle nicht an unser Be-
lieben, sondern an unser Unbelieben sich wenden, nicht an unsere gün-

stige, sondern an unsere ungünstige Stimmung. Wenn du, o Mensch, irgend einem dir Untergebenen etwas befehlen mußt und sollst, so suchst du dir hiezu die günstigste Gelegenheit und aus dem Befehl wird ein Ueberreden. Du knüpfst an die Neigung deines Untergebenen an, du kommst ihm mit einer besonderen Freundlichkeit entgegen, du suchst deinen Befehl in besonders freundliche Worte zu kleiden — und aus dem Gebot wird eine Bitte und aus der Bitte die Nachgiebigkeit. Schließlich bist du nicht mehr der Befehlende, sondern der Gehorchende. Derartige Künste verachtet der Herr. Er verlangt nicht, daß du ihm gehorchst, er heißt dich nicht gehorchen; er erwartet nicht einmal, daß du ihm gehorst; aber selbst auf die Gefahr hin, daß du ihm den Gehorsam verweigerst und entziehst, gebietet er und geht dabei nicht auf deine Neigung ein.

Jetzt hätten die Jünger gerne geruht, von der mühsamen Nachtfahrt sich erholt; jetzt hätten sie ihre Reue gerne gereinigt von Schlamm und Sand und sich selber getröstet über das Mißlingen, um sich zu neuen Taten zu ermutigen. Aber der Herr achtet das alles nicht, er bittet ein wenig vom Lande wegzufahren.

So macht er es auch bei dir und mir. Du bist vielleicht gerade in einer besonders lieben Unterhaltung, in einer Unterhaltung, auf die du dich schon lange gefreut hast. Mitten in dieses Vergnügen kommt ein Wunsch und Befehl deines Herrn: „Fahre vom Lande! Verlaß den Moment! Gehe weg von der Annehmlichkeit, die dir winkt und folge mir nach!“ — Du hast vielleicht eben eine Arbeit vor, wichtig und bedeutungsvoll dünkt sie dir, du hast schon lange nach einem Augenblick ausgeschaut, der für diese Arbeit sich geeignet und günstig erwiese. Nun, da dieser Zeitpunkt für diese nach deiner Meinung bedeutungsvolle Arbeit kam, kommt mitten hinein der Herr, da in Gestalt eines Bettlers, hier in Gestalt einer dir sehr entlegenen Person, wiederum vielleicht in Gestalt eines Menschen, den du kaum sehen wolltest und ruft: „Fahre ein wenig vom Lande weg!“ — Du bist vielleicht gerade mit dir selbst beschäftigt, mit deiner Reue, nicht mit deiner Selbstsucht, mit deiner Buße, nicht mit deiner Selbstliebe. Du hast dich ganz in deine Schuld vertieft und genießeest die Wollust der Reue; denn die Reue ist die gefährlichste Wollust, die sich die Menschen manchmal gönnen; sie ist tatenlos und unmännlich und untreu, wenn sie nicht den Vorsatz in sich schließt: Mit deiner Hilfe soll es anders werden!

Während du dich so am Schmerze ergödest ruft der Herr: Ich habe eine ganz unangenehme und unscheinbare Arbeit für dich, einen schweren Brief, eine peinliche Unterhaltung, einen lästigen Besuch, einen

Gang, den du schon längst dir von der Seele gewünscht hast. So ruft er und spricht: „Fahre ein wenig vom Lande!“ Wenn du es nicht tust, so geht er weg, er verlangt es nie zum zweiten Male. Wenn du deine Neigung seinem Befehle vorziehest, so schweigt und weicht er; denn Jesus ist eindringlich, aber nicht aufdringlich. Er geht dann fort und du hast einen Moment, der für die Ewigkeit von unberechenbarer Gnade gewesen wäre, versäumt, verträumt, verscherzt.

Aber seinem Rufe zu folgen ist nicht etwas Heroisches, so wenig es in den Daten der Geschichte verzeichnet ist. Und doch ist es wie in Erz gegraben, daß diese armen Schiffer ihre Rähne bestiegen und sie vom Lande führten. Während sie mit freudigem Antlitz gegen ihre Neigung gehorchen und mit stillem Verzicht auf eine stille Stunde der Einkehr dem Herrn folgten, hat er seine Segensfülle auszuschütten begonnen. „Er lehrte das Volk aus dem Schiffe.“ Wir wissen nicht, was er sprach; waren es etliche von den Gleichnissen, von des Sauerkeims stillwirkender Kraft und von dem geheimen Wachstum des Senfkorns, von der furchtbaren Gewalt des Unkrauts und von der stillwerbenden Treue des guten Samenkorner, ich weiß es nicht. „Er lehrte das Volk“; und auf matte Jüngerherzen fiel dieser Himmelstau einer ewigen Erbarmung, welche dem Gehorsam schon die Welt voll Freude und das Leid voll Gnade und alles so weit und siegreich erstellt. Denn eng macht nur der Ungehorsam, karg, dumpf, beschränkt macht nur die Laune des Jhs. Wer aber den Mut hat, gegen seine Neigung dem Herrn zu folgen und seine Wünsche dem Herrn zu opfern, dem weitet sich das Firmament und weithin eröffnet sich neue Aussicht, neue Fernsicht. So sonnenbeglänzt ist die Welt für die Seele, die Jesus gehorcht; so groß wird das Kleine, so reich wird das Unansehnliche, so quellen aus allen Beziehungen des armen Lebens, das oft so niedrig erscheint, ungeahnte Reichtümer hervor. Woher kommen sie? Ich habe sie nie gekannt. Sie kommen vom Gehorsam. Wenn jemand unter euch klagen wollte: Ich bin so arm und verlassen! Oder jemand klagt: Das Christentum macht so eng!; — so ist das nicht die Schuld des Christentums, sondern die eigene.

Ein Christ, der gehorchen kann, hat den weitesten Blick der Welt. Denn er hat eine Herrschaft über alle Kreatur an der Hand dessen, dem er gehorcht.

Aber der Herr geht weiter: nun haben sie gegen ihre Neigung gehorcht, doch er verlangt mehr: „Fahrt auf die Höhe!“ „Werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut!“ Wie mag es in

dieser Stunde durch die Jüngerherzen widerspruchsvoll, bitter geklungen haben: Was weiß er von der Kunst, die wir schon so viele Jahre lang üben? Was ahnt er von der Enttäuschung, die uns so viele Male umdroht? Am Tage auf die Höhe fahren, wo die Fische zur Tiefe gehen! Am hellen Tage hinaus auf die hohe See, wo kein Fisch der Oberfläche sich anvertraut! Es ist, als ob der Herr der Erfahrung seiner Jünger, von der er doch weiß und sie kennt, spottet! Als ob er ihren Glauben auf die schwerste Probe nähme und stellte! Fahret auf die Höhe! Wenn er gesagt hätte: Wartet bis zum Abend, geht mehr gegen das Ufer zu, in die Stille, werft das Netz ins Salbdunkel! Dann wäre der Gehorsam ein Leichtes gewesen; denn hier spricht der Herr, der Meister, der den Fischfang versteht. Aber nun redet er wie ein Unkundiger; zur ungelegenen Zeit soll man das erreicht sehen, was die gelegene versagte.

„Fahret auf die Höhe — tut einen Zug!“ Im eignen Herzen rief es wohl: Ja wir tun's, ja wir wollen's, aber die Beute bleibt aus! Jesus verlangt Gehorsam gegen alle Erfahrung. Und wenn die ganze Welt spräche: Nein! Dein Wort soll mir gewiß sein und geht mir über alle Erfahrung. So viel Verfluchte sagen dir: Das Christentum ist tot! Die Geschichte des Krieges predigt es mit ehernem Munde: Der alte Christenglaube hat versagt! Die Herren, die einander befehlen bis aufs Blut, die schauerlichen Gewalten der Hölle, die jetzt entfesselt sind, — und dabei der ohnmächtige Jesus, sein Kreuz ohne Weihe und Wert, seine Predigt ohne Erfolg, so daß viele Geistliche nur bei dem 1. Glaubensartikel genügend sich aufhalten, weil der 2. Glaubensartikel ihnen ganz entwichen ist.

Und doch sagt er: „Fahret auf die Höhe!“ Fahret auf die Höhe des Kriegsungestüms, geht in das Brausen der Feldschlacht, wagt euch in die furchtbaren Niederlagen, die im Namen Christi und mit Christo erlitten werden, und ihr werdet einen Zug tun! Christen, Nachfolge Christi bringt nicht Enttäuschungen, daß wir an ihnen sterben, sondern daß wir durch sie leben. Christi Nachfolge gibt eine Menge Niederlagen. Wie viel tausendmal haben die Sterbeglocken geläutet: Der alte Jesus ist tot! Auf den Straßen sagen sie es auch, in den Versammlungen rufen sie es höhrend, auf den Rednerbühnen schallt und brandet es: Jesus ist tot! Durch die Literatur unserer Tage geht es — unvermerkt, verhalten und verhüllt, aber immer mehr sich hervorwagend — voll von Schadenfreude: Wo ist euer Herr? Die Heiden sagen es: Ärger, als jetzt die Christen sich einander befehlen, haben wir uns in unserer schlimmsten Zeit nicht bekliegt. Und der Herr weiß

das alles und wendet sich an etliche und sagt: „Fahret auf die Höhe!“

Ja, wenn nur die Höhe da wäre, wenn nur nicht alles so niedrig und gering wäre, wenn die Erfahrung mich nicht lehrte, daß aus diesem Kriege ein Absall ohnegleichen geboren wird! Aber, meine Christen, die Erfahrung ist dazu da, daß man Jesu die Ausnahme zutraut. Alles, was der Wunderglaube — und ich denke, ich rede mit einer wundergläubigen Gemeinde — alles, was der Wunderglaube festhält, ist: Jesus geht über alle Erfahrungen mit seinem Wort, mit seinem Werk und seinem Willen.

„Und sie folgten ihm und fuhren hinaus.“ Gott allein weiß, mit welchem Schmerz; aber sie fahren und „werfen die Rege aus und sie beschließen eine große Menge Fische und ihr Netz zerriß“. So hat Jesus den Gehorsam gefordert und so reichlich hat er ihnen vergolten. Es muß doch etwas Großes sein, wenn ein Mensch Neigung und Erfahrung, wenn er die flüchtige Regeung des Moments in der Neigung und die durch Jahre gesammelten Erträgnisse der Erfahrung Jesu ganz zum Opfer bringt und spricht: „Mache es mit mir, Herr, nach deiner Güte!“ Seht, so geht es einst auch in der Sterbestunde! So geht es euch und mir. Die Erfahrung sagt: Nun ist es vorüber; es ist ausgefeulzt, ausgerungen, aber auch ausgearbeitet und ausgewirkt. Wenn es zum Sterben geht, ruft die Erfahrung dir deutlich zu: Mensch, jetzt ist alles vorüber, alles, so reich auch dein Leben an Erfahrungen, so weit es ausgesponnen war. So viel Gabe, so viel es verließ, so viel es verlangte, so viel es bedurste — in einer Stunde ist alles vorüber und du bist ganz arm. Aber der Gehorsam sagt: Fahre jetzt — in der Todesstunde — auf die Höhe! Fahre auf die Höhe des Glaubens, daß der Tod der Eingang in das Leben und der letzte Moment des Lebens der erste Moment ist in der Vollendungszeit. Wer solchen Glauben aufwendet, der überwindet. Glaube und Gehorsam sind innigst verschwistert. „Der Glaube aber ist der Sieg, der die Welt des Todes überwunden hat.“

Wenn so der Gehorsam und sein Gebot wider Neigung und Erfahrung gehen, so sollt ihr auch wissen, wie sein Segen über alles Bitten und Verstehen hinausreicht. Nicht den flüchtigen Segen meine ich, den die Jünger ihr Leben lang nicht vergaßen, da sie am ungelegenen Ort und zur ungelegenen Zeit eine große Menge Fische beschloßen. Es ist ja schon der äußere Segen etwas unendlich Reiches und Großes. Es ist so viel Gottesinnigkeit und Gottesinnigkeit und Gottestraulichkeit in dem äußeren Segen verborgen, daß man nicht anders kann, als

weinend dem Herrn zu Füßen zu fallen: Wie treu bist du, wie arm bin ich! Wer unter uns solch überraschenden Segen schon einmal erfahren hat — eine Nachricht, die er am wenigsten hoffte und am meisten wünschte, irgend ein großes Ereignis in seinem Leben, auf das er längst verzichtet hatte und das nun über Nacht ins Haus einkehrte, der weiß, wie in diesen irdischen Beziehungen, die doch alle vergehen — der reiche Fischzug hört auch auf — Gott eine Menge von Treue hineingelegt hat. Die vertrauten und bekannten Wände des Hauses werden lebendig, die Zeugen unserer Sorgen, die Genossen unserer Trauer, die Räume, in denen wir klagten, alles, alles ist von der Sonne durchleuchtet, vom Segen durchgeistigt. Es ist ja nicht mehr das alte Haus und das alte Leben, nicht mehr der alte Berufsweg, denn er hat mich gesegnet.

Aber größer ist es noch, daß in solchen Segnungen des Gehorsams Jesus in seiner großen, heiligen, schlichten Persönlichkeit uns vor die Seele tritt. Größer ist es, daß wir in solchen Segnungen den wunderbaren Abstand erkennen, der die 4. Bitte von der 5. scheidet. In der 4. Bitte stehen wir und gibt er uns aus Gnade tägliches Brotes die Fülle, Freude und Frieden, Geselligkeit und Gemeinschaft, Familie und Haus, Schutz und Schirm. Und in der 5. Bitte tönt es mit gleichsam hervorbrechendem Ungestüm: „Vergib mir meine Schuld!“ Je größer sein Segen, je schwerer mein Undank; je reicher seine Gabe, desto ärmer das Gefäß, in das er seinen Reichtum ergießt; je wunderbarer seine Hilfe, desto armseliger meine Fülle. Seht, das ist der größte Segen, den der Gehorsam hat, daß man ohne besondere Erklünstelung, ohne Martyrium und Künste zu der Erkenntnis mit elementarer Gewalt fortgerissen wird: „Ich bin nicht wert all der Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast.“ Petrus hat nie in seinem Leben, selbst nicht, als Jesus ihn an seine Verleugnung erinnerte, so den Abstand zwischen dem aller Erfahrung widersprechenden Gottesseggen und seiner eignen Sündhaftigkeit erkannt, als hier im Schiffe: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!“ So reich trotz meines Mißglaubens; so gesegnet trotz meines Unglaubens; so belohnt nach viel vergeblicher Arbeit! Das heißt Sündenerkenntnis wecken, die dann unmittelbar aus dem Herzen quillt: Herr, ich! Du bist reich — ich bin arm und niedrig. Du bist groß — ich bin gering und klein. Du bist ein Herr aller Zeiten und Dinge und Gaben — ich aber hänge am Augenblick und verschmachte. „Gehe hinaus von mir!“ Dein Segen überwältigt und deine Gnade macht ganz gering!

Das Größte aber fehlt noch. Als der Herr solchen Gehorsam sieht, der kein Wort von Verdienst und keinen Ton mehr von Recht und Rechtsanspruch äußert, spricht er: „Von nun an wirst du Menschen fangen!“

Gemeinde des Herrn! Das Größte, was ein Mensch begehren kann, und das Wichtigste, was er erlangen muß, ist, daß er Einfluß auf andere nimmt. Die Demut, mit der jemand sagt: Wenn ich nur mich selbst rette, auf andere will ich nicht Einfluß nehmen und brauche es nicht, ist die größte Lässigkeit in der Reichsgottesarbeit. Wenn jemand unter euch, er heiße, wie er wolle, so bescheiden wäre, daß er auf jeden Einfluß auf andere verzichtet, so wäre das eben nicht Bescheidenheit, sondern Trägheit, Willenlosigkeit, Lauheit und Lässigkeit. Jeder von uns hat im tiefsten Herzensgrunde, die meisten freilich zur Unzeit und mit unredlichen Mitteln, den Willen zu erobern. Das kleine Kind schon will Eindruck machen und der ärmste Greis, der längst verlernt hat zu hoffen und zu harren, eine Hoffnung bewahrt er doch, die fast wie eine Karikatur aussieht, er will Eindruck machen. Wir leiden unter solchen Leuten, die nie sie selbst sind, weil sie alles berechnen und auf alles den Ton legen und etwas sein wollen. Wir leiden aber noch mehr unter den Leuten, die nie etwas sein wollen, die sich als ein Null oder eine Nummer betrachten, sich aber doch einbilden, die ewige Seligkeit zu erwerben, als ob diese den Faulen zuteil würde.

Der größte Wunsch, den ein Mann nicht opfern darf, den ein Christ nicht opfern kann, ist der: Laß mich erobern! Wen? wo? was du willst! Aber, laß mich erobern! Laß mich den Fleck der Erde, auf den du mich gestellt hast, so erobern, daß er mir gehört. Ich gebe ihn dann dir zu Dank und Dienst. Laß mich den flüchtigen Tag, an dessen Abend ich gelangt bin, erobern, ehe er ganz verwischt! Es soll dann die letzte Beute dir gehören. Laß mich auf die Menschen, mit denen ich arbeiten muß, Eindruck machen, nicht um meinetwillen — ich vergehe und will vergehen — aber um deineswillen, daß deine Größe in meiner Schwachheit mächtig werde. Das ist nicht der Wunsch der Heroen und nicht das Gebet der Märtyrer und nicht das heiß andringende, eroberungsfüchtige Verlangen der Apostel, sondern das ist der Wunsch eines jeden Christen, den Christus erobert hat. Es kommt nur darauf an, für wen man erobern will.

Ihr seht, die größte Gottlosigkeit und die größte Gottinnigkeit sind ganz enge benachbart. Die Gottlosigkeit sagt: Laß mich Einfluß gewinnen für mich! Die Gottinnigkeit spricht: Dein Reich komme! Die

Gottlosigkeit sagt: Ich will die Menschen gewinnen und sie an mich binden! Die Gottinnigkeit spricht: Alles, alles soll dir gehören, o Herr!

Und der Herr wendet sich an den stillen, wort- und widerspruchslosen Gehorsam seiner armen Jünger und spricht: Von nun an, von der Stunde an, da du auf mein Geheiß die hohe See besuchtest und auf meine Bitte das arme Netz auswarfest und auf mein Gebot das Undenkbare nicht bloß dachtest, sondern tatest, von dem Moment an „wirst du Menschen fahen“ oder, wie es im Griechischen heißt, „ein Mann sein, der lebendige Menschen fängt“. Lebendige Menschen, Charaktere, Persönlichkeiten, Leute, mit denen dem Herrn gedient ist, die sich seiner nicht schämen, nicht Karikaturen und Zerrbilder sind — sondern von nun an wird er lebendige Menschen, Persönlichkeiten für den Herrn fangen. — Denn das ist das Größte, was dem Gehorsam zuteil wird: Der Gehorsam hat eine überwindende Gewalt.

Ich weiß wohl, daß Leute, daß Männer, die die Umwertung aller Werte nur zum eignen höheren Wert zu vollziehen suchen, daß Welt- sieger, Kriegsfürsten, Heroen, auch solche im Reiche des Geistes, geniale Leute, allermeist nichts von solchem Gehorsam wissen und wissen wollen; er ist ihnen eine weibliche, tierische Unart. Wir aber sprechen: Wenn ich dir gehorche, nicht willenlos wie das tote Holz, sondern willens- stark als einer, der auch nicht gehorchen könnte; und wenn ich auf dein Wort höre, rückhaltlos, mit einem: Ja, Herr gleich, ja Herr jetzt, ja Herr für immer! Dann werde ich ein Herr über die Kreatur, dann werde ich Menschen fangen!

Ihr werdet euch einmal wundern, von wem die meisten Menschen für Jesum erobert wurden! Nicht von gefeierten Kanzelrednern, nicht von berühmten Predigern, nicht von gesalbten und gesegneten Seelsorgern, nicht von Theologen und Kirchenmännern, sondern von einfachen Leuten, die ihr ganzes Leben dem Gehorsam darangaben. Nicht Paulus als Apostel, sondern Paulus als gehorsamer Knecht hat erobert. Nicht Paulus als der auserlesene, hochfliegende Geist — denn es gab wohl keinen Begabteren in der antiken Welt als Paulus — hat erobert, sondern Paulus, der nichts anderes als ein Gebundener Jesu Christi sein wollte, hat erobert. Luther, kein genialer Mensch, kein Mensch von Talenten, aber ein Mensch, der es mit dem Gehorsam unter allen Umständen ernst nahm, sagte einmal: „Wenn mir Gott geböte, Holzäpfel mein Leben lang zu essen, so wollte ich es tun.“ Luther hat durch diesen schlichten Gehorsam einer Welt ein ewiges Evangelium gebracht.

Menschen fangen! Daß uns allen, euch und mir, die Gnade zuteil würde, daß wir, nicht mit unserm Wort, nicht mit unserer Beredsamkeit, nicht mit dem Feuer einer flüchtigen Begeisterung, sondern durch stille, schlichte, stete Gehorsamsleistung andere für Jesum erobern. Daß uns Gott das schenken wolle, daß andere, weil sie uns dem Herrn nachfolgen sehen, wohin er auch mit uns gehe, daß andere auch den Mut und die Freude gewinnen, sich an uns anzuschließen. Das ist eben des Gehorsams krönender, gesegneter Ausklang: „Sie zogen die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach.“

Sinfort bestiegen sie die Schiffe nur, wenn er sie es hieß; sie fuhren auf dem See nur, wenn er es wollte, achteten des Meeres nicht und seiner Tiefe, beachteten den Wind nicht und die durch ihn bedingte freundliche Fahrt, sondern gehen nur, wenn und wohin, wie und wie lange er es will.

„Sie verließen alles.“ Es war wenig genug, und doch für sie das Ganze: etliche zerrissene Netze, etliche leere Kähne, und dabei ihre ganze Vergangenheit. Das ist wohl das Allergößte und Seligste, wenn ein Mensch um Jesu willen seine Vergangenheit verläßt: die Erinnerungen an Leid und Freud, die Erwartungen alles dessen, was wir hätten können, dürfen, sollen, müssen, all die Seligkeiten der Vergangenheit; denn das ist auch eine solche Lügental des Vaters aller Lüge, daß er uns das Vergangene als so köstlich, das Gegenwärtige als so schwer und das Zukünftige als so dunkel ausmalt.

„Sie verließen alles“: Erinnerungen, Verbindungen, freundschaftliche Beziehungen. „Alles, was ihnen Gewinn war, war ihnen nun Schaden geworden um Jesu willen.“ Und sie folgten ihm nach. Der Gehorsam ist die Kraft, die sich jede Frage abgewöhnt hat; er ist die Gewalt, die ungefragt alles ausführt, was sie geheißt wird, er ist der Sieg, der nicht die Vergangenheit beweint und die Gegenwart bejammert, sondern der die Zukunft beherrscht.

Geliebte Gemeinde! Zwei Dinge haben wir heute miteinander gehört: Ein Christ ist ein Mensch, der hoffen kann, und ein Christ ist ein Mensch, der gehorchen kann. Als der Zelland sein Leben auf Erden abschloß, als er vor den Jüngern von seiner Arbeit dem Vater Rechenschaft tat, hat er das wunderjam schlichte, alles in sich beschließende Wort gesprochen: „Ich bin unter euch wie ein Diener.“ Liebe Gemeinde, ich kann dir nichts Besseres wünschen und mir nichts Größeres erbitten, als daß, wenn dieses arme, so viel begehrte, und doch so wenig leistende Leben zu Ende

gekommen ist, er selber sagen möchte: „Er hat gedient! Er war Knecht, gehorsam mit Wort und Wille, entschieden für mich und entschieden gegen alles, was gegen mich lautete. Er hat gedient, hinfort soll er herrschen.“

O Herr Jesus Christus, der du aus lauter Gnade das ewige, selbige Urbild des Dienens und des Gehorsams bis zum Kreuze erbracht hast, der du auch im Gehorsam meine Welt überwunden und erobert hast, verleihe die Gnade, daß wir dir bis zum Tode gehorsam, Wunsch und Wille, Neigung und Erfahrung ganz in deinen Dienst stellen, dir in den Tod nachfolgen und, wenn alles uns verläßt, von dir ungeschieden bleiben um deiner Liebe und Erbarmung willen. Amen.

VI.

Dor 6. Sonntag n. Trin.

Joh. 14, 18—19: 18. Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch. 19. Es ist noch um ein kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen; ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.

Gemeinde des Herrn! Die eben verlesenen Worte sind aus den Abschiedsreden des Herrn Jesu genommen, in denen er das Geheimnis seines Leidens, das Rätsel seines Kreuzes und den Ernst der Jüngerschaft erläutert. Das Geheimnis seines Leidens sind wir, und das Rätsel seines Kreuzes ist unsere Sünde; denn die Sünde ist eigentlich die große Gewalt, die Jesum ans Kreuz brachte. Und der Ernst der Jüngerschaft heißt Glaube.

Es ist den Jüngern alles noch so unerklärlich, was eigentlich Jesus vorhat. Er zog sich zurück, er war mit seinem Vater allein, er wies die Jünger, die mit ihm gehen wollten, ab, er hat eben den Kreuzestod viel tausendmal gelitten, ehe er ihn erlitt. In den einsamen Nächten, da er mit seinem Vater rang, mehr als Jakob es tat, in den schweren Tagen, da ihn die Sünde der Welt ringsum das Herz schwer machte, bei der Erfolglosigkeit der Arbeit in der Gegenwart und bei aller erfolglosen Arbeit für die Zukunft, hat er des Kreuzes Bitterkeit erfahren. Und nun tritt er vor seine Jünger und sagt ihnen etwas von diesem großen Leid, von dem Geheimnis des Leidens.

„Ich will euch nicht Waisen lassen.“ Er hat ihnen manchmal in einem Gleichnis gesagt, daß der Hirte geschlagen und die Herde sich zerstreuen werde. Der Hirte, der die Herde zusammenhält, schützt und hegt, für sie sorgt und an sie denkt, wird erschlagen draußen auf dem Felde, und die führerlose, herrenlose Herde zerstreut sich; in der Welt ist sie fremd und ihr Hirte ist daheim. Aber es ist doch noch ein anderes. Seht, wenn die Jünger mit den Schafen verglichen werden, die keinen Hirten haben, ist nicht ihre Hilflosigkeit, sondern ihre Einsamkeit das große Leid, das sie empfinden. Das Leid will der Herr in das Wort legen: Waisen. Der Waise sein auf Erden ist immer das größte Weh. Vätertreue und Vatersorgen sind weg,

man kann nicht mehr eine starke Hand ergreifen: „Führe mich, stärke mich, halte mich!“ Muttertränen und Muttergüte, Muttertrost sind entschwunden, man hat keinen Menschen mehr, der für uns weint. Aber so alt der Mensch wird, das Gefühl, daß er niemand mehr im Rücken hat, auf den er sich zurückziehen, an den er sich anlehnen kann, das Bewußtsein allein auf Erden zu sein, bleibt immer ein Leid. Wer es in früher Kindheit erfahren hat, der verlernt es auch in späteren Jahren nicht; und wer in späteren Jahren erst erfahren hat, was es heißt verwaist sein, der merkt erst, was er gehabt hat.

Darum tritt der Seiland zu seinen Jüngern und spricht, daß sie verwaist seien. Ja woher weiß denn Jesus, was es um das Verwaistsein ist? Er, der des Vaters einiger Sohn ist, von ihm geliebt, geehrt, geschützt. Woher weiß Jesus die Tiefe der Verwaistheit? Er hat selbst das größte Weh der Verwaistheit getragen, gerade Stück für Stück des Alleinseins und der Vereinsamung hat er getragen und durchkostet. Zuerst hat ihn ein Jünger, auf den er seine Güte häufte, um den er drei Jahre mit einer unaufhörlichen Liebe warb, für den er sein Herzblut ließ, verraten. Das war die erste furchtbare Enttäuschung, das erste Gefühl der Verwaistheit: „Der mein Brot aß, hebt gegen mich die Fersen auf und stößt mich zurück.“ Und dann kam das andere Stück der Verwaistheit. Der Jünger, den er vor andern ausgezeichnet, auf den Berg der Verklärung mitgenommen, an das Totenbett des Töchterleins des Jairus geführt, aus dessen Munde er das Bekenntnis seiner Gottessohnschaft hingegenommen hatte, der hat ihn dreimal verleugnet. Das war das zweite Stück der Verwaistheit. „Auch mein Jünger, der sich vermaß, mit mir in den Tod zu gehen, hat mich verleugnet, schwur, daß er mich nicht kenne, ja daß er nie von mir einen Begriff bekommen hätte.“ Denkt euch, Petrus schwört, daß er nie von Jesus eine Ahnung habe gewinnen dürfen, nachdem Jesus ihn 3½ Jahre mit Gnade überströmt, ihn zum Menschenfischer gemacht und ihm alles, alles anvertraut hatte.

Und als es Nacht ward und die Schergen kamen und die Fackeln das todesbleiche Antlitz des Herrn Christus beschienen mit ihrem fahlen Schein, und als die ganze Natur trauerte und es über die ganze Erde wie furchtbare Nacht sank, da verlassen ihn alle Jünger und fliehen. Ich kenne in der ganzen Weltgeschichte keine größere Enttäuschung, als die der Seiland erfuhr. Der Mann, den man so gerne mit Jesus vergleicht, der griechische Weltweise Sokrates, hat seine Jünger um sich gehabt bis ans Ende, hat mit ihnen leicht gesprochen, mit ihnen noch geschertzt, hat ihre Gegenwart ge-

nossen, bis er erkaltete, bis die Füße von dem Gift langsam an-
schwellen. Und was hat er seine Jünger gelehrt? Leeres Wissen, tote
Erkenntnis —. Und hier der, der über sein ganzes heiliges Dasein ge-
schrieben hat: „Ich lasse mein Leben für die Schafe“ — „denn nie-
mand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine
Freunde“ — der erfährt am Ende seiner Wallfahrt, wo ein einziger
Freund ihn hätte stärken können, diese Verwaistheit. „Alle Jünger
verlassen ihn und fliehen.“

Ist in dem Becher der Trübsal noch ein Tropfen, in dem Leid der
Vereinsamung noch eine Steigerung möglich? Ihr wißt es, ohne daß
ich es sage.

Als Jesus an dem Kreuze hing,
Der Tod schler Leib und Seele umsing,
Da hatt' er Angst und Schmerzen.
Was da aus seinem Munde ging,
Das saß, o Mensch, zu Herzen!

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Judas,
Petrus, die Zwölf, das Lebenswerk, alles hat ihm die Treue gebrochen
und nun weicht der Vater von ihm und er erfährt, was es heißt:
Waise sein, ganz verwaist. „Ich suche Hilfe bei den Menschen und finde
keine.“ „Da gedachte ich, wie du von der Welt her gerichtet hast, da
wurde ich getröstet.“ — Aber Gott schweigt. Der Vater hat sein Ant-
litz verborgen, Gottes Gnade hat sich dem Sohne entzogen. Er hat den
Sohn verlassen. Allein im Himmel, allein auf Erden, und allein in
der Tiefe des Abgrundes.

„Drei ganze Stund' blaß und verwundet, hängst du in großen
Schmerzen;

O Jesu mein, wie muß dem sein, der das nimmt wohl zu Herzen.“

Jesus ist verwaist. Und wenn er jetzt auf seine Kirche sieht, auf seine
Diener, die sein Kreuz leugnen, die Ehrenkrone zerpfücken, seine Herr-
lichkeit belächeln — weh eine Sorge der Verwaistheit beschleicht ihn!
Und aus diesem Weh, das der HELLAND durchkostet hat, weil der Him-
mel ehern war und sein Vater schwieg, aus dem Leid der Verwaistheit
heraus, da ihn alles verließ und alles preisgab, spricht er, der Getreue,
weil er uns nicht zutraut, daß wir solches tragen können: „Ich will
euch nicht Waisen lassen.“

Bei Menschen, wenn sie in tiefen Schmerzen sind, ist es ein ge-
heimer Trost, zwar ein schauerlicher, daß sie auf das Unglück anderer

sehen und daß sie im Unglück der andern wieder einen gewissen Frieden finden. Wenn Menschen recht im Leid sind, schauen sie auf andere Kreuzträger und sprechen: „Der weiß auch, was Leid ist.“ Aber Jesus mutet uns dergleichen nicht zu, wir könnten es nicht tragen, wir würden vergehen, wir würden an allem zuschanden werden, wir würden verzweifeln, wenn er nicht spräche: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch.“ Jesus sieht nicht auf das Weh der Verwaisheit, das er durchlitten, sondern auf die Freude der Gemeinschaft, die er erfuhr.

Seine Verwaisheit ist ja, Gott sei gepreist, in Freude verwandelt worden. Ehe noch der Abend des Karfreitags ganz zu Ende ging, hat der Vater ihm leise und dann immer deutlicher gesagt: „Ich will dich nicht verlassen noch veräußern.“ Und der eben noch unter der Gottverlassenheit litt, hat sagen dürfen: Vater in deine Hände befehl ich meinen Geist. Und da war alles überwunden, da gedenkt man nicht mehr der Angst um der Freude willen. Da war die Nacht des Trauerns gebrochen, und während die unter dem Kreuze sagten: „Nun ist es vorbei“ — hat seine heilige Seele jubelt: „Um den Abend wird es licht werden.“ Seele was sorgst du dich, dein Vater lebt! — Und als sie ihn vom Kreuze nahmen, leblos, leidlos, da war seine heilige Seele in großem Frieden beim Vater. Nun erfährt er, daß aus Trübsalnacht und Hölle Angst Lebensfreude und Lebensgemeinschaft geboren wird. „Er wird mich nennen: mein Gott, mein Vater; und ich werde ihn nennen: mein Sohn, mein Erbe.“

Aus dieser Freude heraus spricht er heute zu dir und mir: „Ich will euch nicht Waisen lassen.“ Seht, wenn man älter geworden ist, sucht man sich seine Tröstungen im Amt, im Beruf, in der Arbeit, in der Wissenschaft, in der großen ernstlichen Pflichterfüllung; und nun merkt man, daß das alles doch nicht tröstet. Denn die Wissenschaft führt uns bis zu einem gewissen Punkt und dann sagt sie, sie könne nicht mehr weiter führen — und dann sind wir allein. Und der Beruf geht eine gute Zeit mit uns, und dann merken wir, daß wir ihm nicht mehr gewachsen sind, mit Willen oder wider Willen — und dann sind wir wieder allein. Und die Freunde, die guten Freunde, die es ganz gut meinen mögen, gehen dann auch langsam zurück. Alt werden heißt, viele überleben; und dann ist man wieder allein.

Wenn man so sieht alle Welt voll Trauer und Todesnachrichten sieht, so merkt man was es heißt, allein sein, allein, wenn nicht er eintritt, ohne den das Alleinsein bitterste Last und die größte Vereinsamung ist. „Ich“ — alle anderen lassen euch verwaist — „ich will euch

nicht als Waisen zurücklassen, ich komme zu euch.“ „Gerade dann, wenn euch alles genommen wird, wenn Beziehungen entfallen und die Kreise des Lebens immer enger und kleiner und die Last immer ernster und schwerer und die Ausichten immer eintöniger und ärmer werden, gerade dann komme ich zu euch.“

Wie kommt er denn? Ich wüßte nichts anderes zu sagen als was ihr in eurer Kindheit gelernt habt: „Er kommt im Wort und Sakrament.“

Im alten viel vergessenen und verlassenen Gotteswort kommt er zu uns — und nun wachen seine Verheißungen auf. Ist es denn ernst gemeint? „Ja freilich, es ist ja mein Wort.“ Gilt es denn auch mir? „Ja freilich, denn du bist auch mühselig und beladen.“ Hast du denn auch für mich Trost? „Ja freilich, denn ich bin für dich gestorben.“ Und nun wird auf einmal die ganze Gotteswelt der Verheißung licht und groß.

Wir stehen in einer Zeit, wo alles in Gefahr steht, wo jedes Wort Gottes wankt, seine Verheißungen wie auf Schrauben stehen, seine Verheißungen gar nicht mehr eingelöst zu werden scheinen, wo nicht mehr Krieg, sondern Mord, nicht mehr Leid, sondern furchtbare Roheit herrschen. Wir stehen in einer Zeit, wo das ganze alte Europa in seinen Fugen ächzt, als ob es zum Sterben ginge. Mitten aber in dieses Wetter fällt sein Wort: „Ich habe dich je und je geliebet.“ Und dieses „Je und Je“ überdauert auch die Stürme dieses Weltkrieges und überstrahlt die Schrecken dieser Todesmächte und wird uns nicht verlassen.

Darum: „Ich komme zu euch.“ Nicht mit leeren Händen als einer, der uns trösten will und kann es doch nicht, nicht wie einer, der flüchtig einkehrt und dann umkehrt, sondern: „Ich komme zu euch mit meinem Wort.“ Und wenn wir das Wort ansehen, dann merken wir, das ist das Wort, mit dem sich die Kirche im Dreißigjährigen Krieg getröstet hat und aus dem heraus sie ihre Lieder gesungen hat: „Befiehl du deine Wege“, „Sollt es gleich bisweilen scheinen“. Dann merken wir ja: dieses Wort hat die Kriege aller Zeiten überdauert, es wird auch jetzt wieder der einzelnen Seele geben, was recht ist. Tut euer Herz auf in Traurigkeit, schließt eure Seele auf dem ewigen Wort eines armen Verwaiseten, der ja jetzt im großen Frieden lebt, eures einigen Erbarmers, der den ganzen Schrecken des Todes und der Hölle erlitten hat und nun spricht: „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“

„Kannst du denn all dieses Blutvergießen sehen? Kannst du den furchtbaren Jammer noch miterleben?“ Ja, wenn er aufs Sichtbare

sehen müßte, dann müßte auch sein Herz zerbrechen in dem furchtbaren Leid. Aber über Grab und Tod, über Trennung und Grüste hinweg zeigt er aufwärts: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“

Im Garten des Joseph von Arimathia, nur mehr noch einen Tag von seinem Kreuz getrennt, spricht er: „Ich lebe.“ Und weil er es sagt, darum muß es wahr sein; denn angesichts des Todes lügt er nicht. „Ich lebe“, spricht er und schließt nun alle Gefühle des Friedens und alle Kräfte des Trostes und allen Reichtum der Liebe und alle Herrlichkeit seiner unvergänglichen Güte in das eine Wörtlein, ach in das eine Wörtlein, mit dem man alles überwindet, was Schmerz und Leid heißt: „Ich lebe.“

Seele was verzagst du doch?
Lebt doch unser Herr Gott noch.

Wenn man das nicht hätte, meine Christen, dann wäre das Leben nicht bloß die größte Karikatur, die ein höhrender Gott uns zugemutet hätte, sondern es wäre der größte Wahn. Aber es ist etwas anderes. Über all den Kräften und Gaben und über all der Furchtbarkeit, daß so die besten Kräfte der Menschen zerschellt werden, steht das Wort: „Ich lebe.“ Er lebt, aber nicht über Leichen, denn das wäre ein schändliches Leben. Es lebt, aber nicht über Grüsten, das wäre aus Moder geborenes Leben, sondern er lebt, damit wir leben und er spricht: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“

Und wenn noch mehr Grabhügel aneinander sich reihen würden und die ganze Erde, wie sie es denn ist, ein großes Massengrab wäre, immer wieder klingt es wie Osterfreude und wie Ostertrost: „Ihr sollt leben.“ Haben wir denn das geliebt, was wir unter der Erde verbergen? Haben wir denn das wirklich ins Herz geschlossen, was in der Erde zerfällt? Wenn das unsere Liebe gewesen ist, dann war es nicht Liebe, sondern Kaufsch. Dann war es nicht Leben, sondern Spiel. Nein, wir haben den Gottesgedanken geliebt, der in einem Menschen sich darstellt und erzeigt, und das Gottessehnen, das auf einem Menschenantlitz strahlt, und die Gottesgedanken, die in einem Menschenleben sich auswirken und ausgestalten; und die leben wir in Ewigkeit und nicht umsonst. Und darum lebt jeder, der in Gott gestorben ist.

„Ihr sollt leben!“ Glaubt ihr nicht, daß die Jünger auf ihren Märtyrergängen, wenn sie zu den Scheiterhaufen und zu dem Senkerbell und zu den wilden Tieren geführt wurden, daß sie einander zugerufen haben: „Du lebst und ich soll auch leben.“ Und sagt es zueinander in dieser sterbensreichen Zeit: „Wir werden leben und

unsere Toten werden leben und bleiben; sie sind nur eine kleine Welle von uns genommen und wir werden sie in seiner Gnade verneut wiedersehen." „Denn die Welt sieht mich nicht“, sagt der Zelland, „aber ihr werdet mich sehen.“

Die Welt sieht ihn auch jetzt nicht. Sie sieht jetzt nicht, daß hinter den Kriegsscharen Jesus steht, auch hinter den Kriegsscharen unserer Feinde. Sie sieht es nicht, daß in dem Kriegsgetümmel Jesus betet, damit aus dem Schrecken eine Freude und aus dem Getümmel ein gnadenreiches Jahr werde. „Die Welt sieht ihn nicht und kennt ihn nicht, aber ihr werdet mich sehen.“ Ja, meine Geliebten, es ist doch das alles, was jetzt geschieht, im tiefsten Grunde nichts anderes — und darum greift es uns so ans Herz —, als eine gesteigerte Menge von Sterben. Alle, die draußen jetzt gestorben sind, müßten ja doch sterben, wir werden alle unserem letzten Feind entgegengehen, entgegenharren. In 20 Jahren ist von uns allen vielleicht nur eine kleine Zahl übrig, alles andere ist, als wäre es nie gewesen.

Es ist immer so wunderbar: die Gänge durch die Gottesäcker! Hier liegt die ganze Gemeinde, das ganze München vor 30 Jahren liegt da in den Gottesäckern zerstreut. Man hat so den Eindruck, was das für eine Gewalt ist; von Grab zu Grab geht man und fragt: „Was hat wohl der Mensch alles erlebt, durchlämpft, durchlitten, durchseufzt, sich gemüht, geängstet — und dann war die Antwort auf die ganze Lebensarbeit einige Schaukeln Sand.“ Wie oft erfährt man das, daß eben der Krieg nichts anderes ist als eine Massensteigerung des gemeinen Menschenlofes im Tod.

Und das soll der Weisheit Ende sein? Und darum umgibt man das Leben mit dem Sakrament der Taufgnade und nährt es mit dem Sakrament des Nachmahles und hält es in Schranken und heiligt es in Gedanken und reinigt es von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes und sehnt sich und ängstet sich, damit es am Ende heißt: **v e r g e b e n s !**

Nein, laßt es euch noch einmal sagen: Jesu Ergebnis, das ihm aus Grab und Tod geblieben und gewährt geblieben ist, heißt: „**J c h l e b e .**“ Keine Todesgewalt ist so stark, daß sie ihn hält; und kein Hölleriegel so fest, daß er ihn hemme; und keine Lüge so gewaltig, daß sie ihn aufhalten könnte. Siegreich spricht er, der da tot war: „**J c h l e b e .**“ Und die Seinigen haben die gewisse Hoffnung, daß alles Sterben, das sie umgibt und das sie umdrängt und beschwert, nicht das letzte Wort hat, sondern daß über ihrem eignen Grabe und seiner schweren Demü-

tigung — und die Demütigung können wir uns gar nicht schwer genug vorstellen — das eine Wörtlein steht: „Wir sollen leben.“

Was liegt daran, wenn unser Leib zerfällt, Gott wird ihn schon zur rechten Zeit holen? Was kann es uns kümmern, wenn diese ganze Arbeit versinkt, als wäre sie nie geschehen, und unser Name verflingt wie eine dünne Luft — wenn nur er unser gedenkt und uns zu der Reihe derer zählt, die bei ihm leben?

Daß es ein anderes Leben auch gibt, ein Leben ohne ihn, das weiß ich wohl. Das ist das Furchtbare, daß die einen das Leben heiß begehren und die andern es schwer verwünschen. Davon wollen wir aber jetzt nicht mehr reden, sondern einander zurufen: „Laßt uns so leben, daß wir die Angst der Verwaisheit hier auf Erden durchleiden, das Weh des Alleinseins und der Vereinsamung hier in der Angst erfahren, und daß, wenn es uns am allerbängsten um das Zerze sein wird, er zu uns hintrete mit dem ewig gnadenreichen Wort: „Nun sollt ihr mich sehen; denn ich lebe und ihr sollt auch leben.“ Amen.

VII.

Nach 6. Sonntag n. Trin.

Hoſea 6, 1: Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; denn er hat uns zerriffen, er wird uns auch heilen; er hat uns geſchlagen, er wird uns auch verbinden.

„Ich will euch nicht Waifen laſſen, ich komme zu euch“, ſo haben wir in der letzten Bibelſtunde einander zugerufen und aus dieſem Zellsandswort den Troſt gehört, nach dem uns verlangt. Einer, der ſelbſt das Weh der Verwailung getragen hat wie kein anderer Menſch, der zwar geſagt hat, daß, wo er ſei, auch ſeine Diener ſein müßten, ſeine Diener aber viel reicher gemacht hat, als er ſelbſt war, ihnen Leid und Not abnahm und erſparte, tritt auch in dieſer Stunde zu ſeiner Jüngergemeinde und ſpricht: „Ich will euch nicht Waifen laſſen.“

Morgen werden es zwei Jahre, daß ein Krieg uns angeſagt ward, deſgleichen die Weltgeſchichte nicht kennt. Am Anfang dieſes Krieges tröſteten wir uns untereinander, und die Sachverſtändigen beſtärkten uns in dieſem Troſt, daß bei dem jeßigen Fortſchritt der Technik der Krieg nicht lange wahren könne. Man ſprach von einer halbjährigen Dauer, mit der alles geſchlichtet ſei. Und doch hat Bismarck noch kurz vor ſeinem Tod geſagt, der nächſte Krieg werde ein ſiebenjähriger Krieg werden. Und aller Fortſchritt wird nur dazu gereichen, um des Krieges Ungeſtüm zu vermehren. Wir maßen uns nicht an, über die Länge des Krieges und über ſeine Gewalt Betrachtungen anzustellen. Es ziemt uns nicht, da wir deſſen nicht kundig ſind, aber eines muß ich der Gemeinde zurufen, wenn ſie es hören will: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; denn er hat uns zerriffen, er wird uns auch heilen; er hat uns geſchlagen, er wird uns auch verbinden.“

Geliebte Chriſten! Das bleibt euch. Troß allem Weh von Gott Geliebte, für die ſein eingeborener Sohn am Kreuz geſtorben iſt, und troß all des Grauens, das uns umſchleicht und der Lüge, die uns umtönt, und der Verleumdung, die in unſere Reihen eindringt, ſind wir doch eine von Gott in Chriſto geliebte Gemeinde. Wir wüßten uns nicht zu faſſen, wenn wir nicht das eine wüßten, daß er weit über Menſchengedanken und über Menſchenmeinungen, über die Pläne unſer

rer Feinde seine Friedensgedanken fest und klar ihren Weg ziehen läßt. Wir könnten nicht länger bestehen und müßten in den männermorden- den Schlachten ganz verzagen, wenn nicht seine starke Hand unsere 60 Millionen gegen 600 Millionen aufrecht erhielte und zu uns sprechen wollte: „Fürchtet euch nicht, seid getrost, ich bins!“

„Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!“, wie am Anfang des Krieges, da durch das deutsche Volk ein gemeinsamer Bußton hindurch ging. Jetzt ist der Ernst längst verflogen und die Umkehr erscheint manchen wie ein törichtes Märlein; sie schämen sich dessen, es ist ihnen ein bitteres Gefühl, daß sie sich von der Predigt haben irgendwie bestimmen lassen. Wir aber, die wir keine andere Hilfe im Himmel und auf Erden haben, als den Namen des Herrn, um beschützt zu werden, wollen in dieser Nachmittagsstunde eingedenk alles dessen, was war und was kommen wird, einander zurufen: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!“, wie vor zwei Jahren, zum Herrn, mit dem Reichtum der Erfahrung, mit dem Ernst des Erlebnisses, mit der ganzen Treue in unserem Beruf, aber auch mit der stolzen Freude über all das, was er Deutschland hat ohne alles Verdienst und Würdigkeit gelingen lassen.

„Kommt, laßt uns wieder zum Herrn!“ Denn seine Gnade ist allmächtig und getreu.

Seine Gnade ist allmächtig. „Er hat uns zerrissen“, sagt der Prophet Hosea. Zuerst hat er all diese Verblindungen, diese ewigen Treuschwüre, die kaum zehn Jahre wahrten, diese Freundschaftsbeteuerungen, die wir noch vor einigen Jahren erfuhren, wie morsches Gewebe zerrissen. „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm.“ Wie hat man uns umschmeichelt, umworben, umkost und gesucht. Wie hat man von deutschem Fleiß zu reden gewußt, damit man die Erzeugnisse des deutschen Fleißes kennen lernen und ausspüren möchte. Wie hat man von deutscher Gründlichkeit geredet, damit die deutsche Gutmütigkeit den Feind hereinlasse ins eigne Lager. All diese ungesunden Verhältnisse, von denen der Vaterlandsfreund mit bangem Ernste weisagen konnte, daß sie nicht lange halten würden, all diese Freundschaftsbeteuerungen und Austausch von Besuchen hat Gott in ihrer Hohheit jetzt gezeigt. „Er hat zerrissen.“

Und er hat auch manche Beziehungen im eignen Land, die Parteibeschlüsse und Parteientschlüsse wie morschen Zunder zerrissen. Wo sind all die Pläne von Reichsumbildung, wo all diese Meinungen, wie man am besten dem Reich helfen könne, hingekommen. Diese Befehdung der

Parteien ist zerfallen und der Wettsefer, hinter dem nicht die innerliche Liebe zum Vaterland, sondern die Parteilichkeit stand, ist zerfallen. „Gott hat zerrissen.“

Und wie viel zarte, edle Bande hat Gott in diesen zwei Jahren gelöst, als wären sie nie gewesen. Hat er nicht Mütter ihre teuren, hoffnungsreichen Söhne mit großen Erwartungen aufziehen lassen, hat er nicht die Väter ihre Jugend noch einmal in reissigen, innerlich ernstern Söhnen aufleben lassen, hat er nicht Großes und Größtes unserem deutschen Volk in seiner Jungmannschaft gegeben, edle Blüten am Baume der Kultur, herrliche Früchte in ernster Arbeit gereift. Und das alles ist wie vorüber. Wenn der Krieg — Gott gebe es bald! — zu Ende sein wird, wird man über die Massen der Gräber hinsehen. Die Edelsten des Volkes liegen in ihnen begraben. Große Zukunftsgedanken mit Deutschland sind verschüttet, Entwicklungsreihen wie ausgetreten. Das ist vom Herrn geschehen, er hat zerrissen die zarten Bande, welche die Natur knüpfte und welche die eigne Wahl bildete, die Bande von Fleisch und Blut, der Eltern und Kinder, von Mann und Weib, die Bande der Natur und der Wahl hat Gott, der Herr, fählings zerrissen. Er hat nicht gefragt, wie lange die einzelnen noch nötig seien, nicht darum sich gekümmert, mit welcher ernstem, beschwerstem Seufzen zuhause der Draußenstehenden gedacht wurde. Er weiß doch, wie arm unser Volk an wahren Männern ist, welche Not an edlen, keuschen, reinen Persönlichkeiten besteht. Er kennt doch die Kämpfe der Endzeit, da ein einzelner Mann tausend bestehen muß, und eine geheiligte Weltanschauung einen ganzen Sturm über sich ergehen lassen muß. Und er nimmt die Leute, als brauche er sie nicht.

Das hat er getan mit seiner allmächtigen Hand: „Er hat zerrissen.“ Für diese Welt werden die Bande nicht mehr geknüpft; und ob die Teile des Bildes immer wieder nacheinander begehren, und ob die entvölkerten Häuser und die verwaisten und einsamen Stätten die suchen, die zu ihnen gehören, der Herr schweigt, „Seine Hand hat zerrissen“. Ach, welches Bluten und Weinen geht durch unser Volk! Und immer wieder muß ich es sagen; wenn wir in unserem kleinen Bayernland die Opfer ansehen, die das evangelische Pfarrhaus vor andern gebracht hat, daß 127 edle Männer und Jünglinge aus diesem Hause heraus geholt worden sind, aus dieser Stätte — Gott sei Dank — stiller, einfacher, schlichter Bildung und Gottesfurcht, so möchte uns das Herz brechen. Wir haben die einzige Erklärung: „Die allmächtige Hand hat zerrissen.“

Und der Prophet fährt weiter: „Er hat uns geschlagen.“ — Als der hochbedeutende Generalfeldmarschall Moltke zu den Kolberger Grenadiern seines Regiments kam und in dem großen Saal die Büste Snelshaus erblickte, sagte er: „Dieser hat mehr getan, denn wir alle; denn er hat das Volk von Niederlage zum Sieg geführt, wir aber haben unser Volk nur von Sieg zu Sieg geführt.“ In dem so ernst entbrannten Kriege ist den deutschen Waffen nicht immer Sieg beschieden gewesen. Die Übermacht hat edle Tapferkeit erdrückt, die List, die Tücke, allerlei feige Kunst hat die Mannhaftigkeit scheinbar zu Zeiten überwältigt. Im letzten Grunde aber müssen wir doch sagen: Wenn der Herr seine Hand von einem Heere zieht, mag es noch so reich organisiert und noch so trefflich geführt und noch so gut beraten sein, wenn er widersteht, so kann niemand gegen ihn aufkommen.

„Er hat uns geschlagen.“ Und mehr noch. Jedem Vaterlandsfreund muß es in diesen zwei Jahren wie ein persönliches Weh durchs Herz gegangen sein, daß wir so gar wenig Freunde haben. Wohin wir blicken, keine Freunde. „Ich suchte Hilfe bei Menschen und fand sie nicht.“ Wir wollen jetzt die Erklärung, aus welchen äußeren Gründen das wohl kommen möge, uns erlassen, wir wollen lieber sagen: „Er hat uns geschlagen.“ Wir arbeiten für die Welt — und sie belohnt uns mit Undank; wir denken für die Welt — und sie verachtet uns. Wir sinnen für sie — alle großen Erfindungen der Neuzeit sind deutschen Ursprungs — und die Welt meidet uns. Der Herr hat's getan, „er hat geschlagen“.

Es ist ein schwerer Schlag, daß in dem eignen Lande die Einigkeit schwindet und der vielgerühmte Burgfriede meist nichts anderes ist als verabredete Heuchelei. Hinter dem Burgfrieden steht das Parteiwesen und die Gegensätze. Die religiösen, die konfessionellen, die Stammesfragen, die Fragen zwischen Nord und Süd gehen durch alles hindurch. „Der Herr hat geschlagen!“ Während wir ein einiges Volk von Brüdern sein sollten, erhebt sich die Hand gegen die Friedensbestrebungen mitten im Streit. Wo hat man das je gesehen? Allorten werden neue Vorschläge gemacht über die Regelungen im Gegensatz zur Regierung, jeder nach seiner Meinung. Woher kommt das? Nicht bloß und am letzten über die Deutschen, die nie einig waren, sondern „der Herr hat uns geschlagen“. Das ist seine allmächtige Hand. Er zerreißt und schlägt, er verwundet, er trifft jedes Volk da, wo es ihm am wehesten tut; und jede einzelne Seele faßt er da an, wo sie am empfindlichsten ist.

Soll es dabei bleiben? Sollen wir damit schließen? Dann ist die

Niederlage nicht mehr fern. Wenn wir nichts anderes wüßten, als daß der Herr uns geschlagen und zerrissen hat und daß er als der Herr der Geschichte in diesem Kriege sich zeigt, dann wären wir übel beraten.

Aber es heißt ja: „Wir wollen wieder zu dem Herrn, der uns schlug, zu dem Gewaltigen, der uns verwundete.“ Wir wollen nicht weggehen, sonst gehen wir ja ganz verloren. Wo sind die falschen Propheten, wo sind die gewissenlosen Volksverführer, die ein unbestimmtes Etwas dem Volk aufreden. „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!“ Und solange die gewaltige Hand fassen, bis wir merken, das ist ja die Hand, die Wunden schlägt, um sie zu verbinden, und Schaden anrichtet, um ihn zu heilen.

So spreche ich zum andern von der treuen Hand.

„Er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden.“ Während die falschen Freundschaften gefallen sind und der Betrug eines ganzen Jahrhunderts entlarvt ist, hat Gott, der Herr, heilsame, heilbringende Mittel erfunden. Wir sollen nicht allein sein, es bildet sich ein neues Bündnis, nicht politischer Art, sondern — das ist meine feste Überzeugung — es bildet sich eine Glaubensgemeinschaft, so wenig es auch scheinen will, aller, die es ernst meinen, welche sich nach diesem Krieg zusammentun, weil dieser Krieg eine Vorahnung der letzten Entschcheidungskämpfe um das Kreuz Jesu ist. Ich sage nicht, daß es der letzte Krieg ist, aber ich glaube, im tiefsten Grund ist es doch ein Religionskrieg; im tiefsten Grunde ist es ein Kampf zwischen Glaube und Unglaube und der Dichter hat Recht: „Das ganze Geheimnis der Weltgeschichte ist der Konflikt zwischen Unglaube und Glaube.“

Gott will ein neues Bündnis schließen, eine pfingstliche Gemeinde der Bekenner. Jetzt fällt die Heuchelei, der Schein, die Lüge, aber das alte, wahre, teure Evangelium tritt wieder heilend und helfend auf den Plan. All die Verbindungen im eignen Land, die gekünstelt und erdichtet und darum nicht echt waren, hat er zerrissen. Aber er will in deutschen Landen eine Gemeinde der Gläubigen aufrichten mit dem Ernst des zweiten, mit der Kraft des dritten Glaubensartikels. Aus dieses Krieges furchtbarer Wirrnis wird eine nicht große, aber umso innerlichere Gemeinde solcher sich erheben, die es ganz entschieden mit Christo meinen, die aufs Ende der Dinge sich bereiten, die unserm Volke noch einmal den alten Glauben geben wollen, das was Bonifazius dem Volke tausend und Luther dem Volke konfirmierend tat.

Er will auch in den einzelnen Häusern wieder verbinden. „Um eures Lebens willen hat mich der Herr vor euch hergesandt“, wird manch ein Sohn in der Ewigkeit ausrufen. Vater und Mutter haben sich lange nicht verstanden, über dem Grabe des einzigen Sohnes haben sie sich die Hand gereicht. Manches Haus war ohne Gebet, ohne Walt's Gott und ohne Vaterunser, nun hat der Herr durch den Krieg wieder die Hände falten lehren. Ich glaube, daß bei zerrissenen Ehen, die er, der Herr selbst, gelöst hat, jetzt wo der eine Teil anbetend im oberen Heiligthum steht, der andere Teil mit weit größerer Innigkeit um das eine große Glaubensgut sich müht. Und wenn eine Mutter jetzt ihre Kinder in der Zucht und Ermahnung zum Herrn erzieht, Welch ein Bündnis! Die Kinder suchen das Antlitz des Vaters. Das ist seine Verbindung. O, wie viele Ehefrauen lernen den Wert des alten Glaubens wieder kennen! Es ist doch nicht umsonst: des Krieges Wunden sind nicht dazu geschlagen, daß sie vereltern und den Volkskörper ganz in Ungeundheit versumpfen lassen, sondern daß die unreinen, kranken Säfte heraus aus dem Volkskörper geschieden werden.

„Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!“ Er hat uns geschlagen in Haus und Kirche, in Schule und Volk. „Und der uns geschlagen hat, wird uns heilen.“ Wie der Krieg auch zu Ende gehen mag, ob mit einem klaren, rechten Frieden, wie wir sehrlich wünschen, mit einem Frieden, der jedem einzelnen das Bekenntnis auf die Lippen nötigt: „Nun danket alle Gott“ — oder mit einem gar schlichten, unscheinbaren, die schweren Kosten nicht aufwiegenden Frieden, immer und immer „wird der Herr, der die Wunden schlug, heilen“. Wenn er heilt, dann wird ein ganzes Volk wieder verjüngt und verneut. Denkt daran, wie vor 100 Jahren unser armes deutsches Volk nach der Schlacht bei Leipzig doch wieder geheilt wurde, wie das Reformationsjubliäum neu gefeiert wurde! Auf die Jahre 1813, 1814 und 1815 folgten doch die Freudenklänge, die Tage von Wien. Und jetzt ist es wieder so. 1916 Welch ein Leid! Und 1917 dürfen doch wieder durch die deutschen Lande die Glocken läuten zum Preis für die Großtat des armen Mönches, der das alte Evangelium wieder durch Deutschland erklingen ließ.

„Er wird heilen!“ Unser treuer Herr und Heiland wird unser Volk nicht ganz verlassen, wenn es von ihm nicht scheidet. Das freilich ist die Bedingung aller Dinge. Es heißt nicht umsonst: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn.“ Er ist nie von uns geschieden, er hat uns Treue gehalten und sein Wort eingelöst, und bei ihm ist kein untreues und kein unrechtes Wort gewesen. Aber wir sind von ihm so viel ab-

gewichen und so viel von ihm in Gedanken, Worten und Werken geschieden. „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!“, ein gesundes Volk, wie es auch immer werden mag — kein prächtiges, kein leuchtendes! Die Zeiten der Erniedrigung waren Deutschlands größte Zeiten; die Zeiten, wo es innerlich sich auf tat und innerlich sich festigte und die großen Gotteswahrheiten mit menschlichen Gaben zu erfassen suchte, waren hohe Zeiten unseres Volkes.

Wie wird das dritte Kriegsjahr seinen Fortgang nehmen? Es scheint, als ob der Herr ganz Europa noch in diesen großen Weltbrand hineinziehen wollte, als ob ein Reich das andere noch entzündete und ein Land das andere noch verheerte. Es scheint, als ob wir noch nicht ans Ende des Krieges gelangt seien. Noch einmal flammt der Haß unserer Feinde auf und wir erfahren: „Wenn ich Friede suche, so fangen sie Krieg an.“ Aber das weiß ich und das sollst du auch wissen, eine geliebte Gemeinde bleibst du doch. So arm kann auch das nächste Jahr uns nicht machen, daß es uns scheiden könnte von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn, und uns das Recht nimmt, eine geliebte Gemeinde zu heißen. So furchtbar kann nichts sein, daß es uns den siegreichen Anblick des Kreuzes Jesu Christi entzöge und verbüsterte. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, alles ausnahmslos, auch ein drittes Kriegsjahr, zum Besten dienen muß.“

Ihr aber, meine Geliebten, tut euch ohne viel Veranstellungen und ohne viel äußerliche Abmachungen zusammen zu einer Gebetsgemeinde. „Gehe nicht ins Gericht mit deinen Knechten und Mägden und mit deinem Volk!“ Bittet den Herrn, daß er die Plage von uns nehme. „Es ist Zeit, daß du dich aufmachest und über Zion erbarmest; denn sein Ende ist gekommen.“ Er will noch einmal unserm Volk eine neue Zeit geben, eine Zeit der Vertiefung im alten Glauben, des ernstesten, sittlichen, mannhaften Wandels in seinen Geboten, des reißigen, ritterlichen und mutigen Bauens seiner Mauern. Der treue Gott, der jetzt 1900 Jahre deutsches Volk, deutsche Sitte mit großer Gnade und Erbarmung angesehen hat, der Herr, der in seinem Sohne so Großes hat erscheinen und werden lassen, wolle auch im neuen Kriegsjahr — ach, daß es das letzte sein möchte! — mit der alten Gnade bei uns bleiben!

Wieder zum Herrn! „Israel hat ja doch keine andere Hilfe, denn den Herrn, unsern Gott.“ In seiner Nähe wollen wir beten, streiten, warten; denn „das Warten des Gerechten wird Freude sein“. Und wenn alles zu zerfallen scheint, bleibt doch er als der letzte über dem Staube stehen. Lob sei dir ewig, o Jesu! Amen.

VIII.

Dor 9. Sonntag n. Trin.

1. Kor. 10, 6—13: 6. Das ist aber uns zum Vorbilde geschehen, daß wir nicht uns gelüsten lassen des Bösen, gleichwie jene gelüftet hat. 7. Werdet auch nicht Abgöttische, gleichwie jener etliche wurden, als geschrieben stehet: „Das Volk setzte sich nieder zu essen und zu trinken und stund auf zu spielen.“ 8. Auch laffet uns nicht Surerei treiben, wie etliche unter jenen Surerei trieben, und fielen auf einen Tag dreihundertundzwanzigtausend. 9. Laffet uns aber auch Christum nicht versuchen, wie etliche von jenen ihn versuchten, und wurden von den Schlangen umgebracht. 10. Murret auch nicht, gleichwie jener etliche murrten, und wurden umgebracht durch den Verderber. 11. Solches alles widerfuhr jenen zum Vorbilde; es ist aber geschrieben uns zur Warnung, auf welche das Ende der Welt kommen ist. 12. Darum, wer sich läffet dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. 13. Es hat euch noch keine denn menschliche Versuchung betreten; aber Gott ist getreu, der euch nicht läffet versuchen über euer Vermögen, sondern machet, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnt ertragen.

Meine Christen! Gerade heute vor 14 Tagen habe ich mit einem hohen Offizier über die Bedeutung des Alten Testaments gesprochen. Er glaubte, so weit ihm überhaupt das Alte Testament bekannt war, daß es für längst vergangene Zeiten gelte und für unsere Zeit weder Bedeutung noch Interesse habe. Ich sagte ihm, ich wollte mich anheißig machen, Stücke aus den Propheten, aus Jeremia und Hesekiel in modernes Deutsch umzugießen, die Namen der Feinde zu ändern, und sie dann als Leitartikel in unsere bedeutendsten Zeitungen zu senden. „Denn was dort geschrieben sei, sei uns zur Lehre geschrieben, auf welche das Ende der Welt kommen ist.“

Und wenn deine Seele fragt: „Wozu habe ich denn noch, nachdem ich im neuen Bunde bin, das Alte Testament?“, so soll sie dieselbe Antwort empfangen, die ich hier durch Paulus, den Apostel, jenem Offizier gegeben habe: „Das Alte Testament ist nicht eine Geschichte,

sondern die Geschichte, nicht eine Tatsache, sondern die Tatsache. Das Alte Testament ist der Inbegriff alles dessen, was zum Vorbild geschehen und uns zur Mahnung geschrieben ist.

Wenn heute der Apostel fünf Klassen von Menschen aus der alttestamentlichen Geschichte an unserm Auge vorüberführt, die Lüster-
nen, die Abgöttischen, die sittlich Unreinen, die Versuchenden und die Murrenden, so frage ich euch selbst, ob das Leute waren, wie es sie jetzt nicht mehr gibt, oder ob es nicht vielmehr Typen von Leuten sind, wie sie im Lauf der Geschichte immer wieder auftauchen. Und wenn der Apostel mit dem furchtbaren Ernst uns naht, daß die Pforte zur Heimat enge und der Weg zum Ziel schmal und die Zahl derer, die heimkommen, gering ist, während die Pforte zur Gottesferne weit und geräumig und der Weg breit und vielspurig und die Zahl derer, die dorthin gelangen, eine sehr große ist, so hat er damit eine Tatsache uns kundgetan, die für alle Welt bis ans Ende der Tage gilt. Und darum laßt mich heute ganz einfach sagen:

Wenige werden selig, aber doch etliche.

Wenige werden selig. Erste Frage: „Was heißt eigentlich selig werden?“ Wenn man die meisten Menschen fragt, so weit sie überhaupt darüber nachdenken — denn die allermeisten beschließen, über diese Frage überhaupt nicht nachzudenken —, so sagen sie: „Selig wird jeder Mensch, der stirbt.“ Mein seliger Vater, meine selige Mutter, meine seligen Geschwister, meine selige Frau, mein seliger Freund. So spricht man leicht hin alle Menschen selig, und wir Geistlichen tragen auch daran schuld, daß es so leicht mit dem Seligwerden genommen wird, weil wir an den Gräbern so vielen die Pforte zur Seligkeit weit und den Weg zur Seligkeit breit machen. Es braucht nur der Leib ins Grab zu sinken, so ist die Seele daheim beim Herrn.

Meine Christen! Seligwerden ist der krönende Abschluß eines zu Gott hinggerichteten Lebens. Und wenn ein Leben nicht zu Gott hingrichtet war, kann die Seligkeit es nicht krönen. Wenn die Richtung eines Lebens zentrifugal weg von dem Mittelpunkt des Seins sich wendet, so kann unmöglich am Ende der Ausgang ein gnädiger und göttlicher sein. Wenn ein Mensch in seinem Leben nicht seine Seele als einen Gedanken Gottes trägt, und nicht Gott als einen Gedanken seiner Seele beherbergt, so ist es ausgeschlossen, daß das Ende eines gottfernen Lebens die Gottesnähe ist. Das sollte man eigentlich einem Kinde klar machen können. Es ist ausgeschlossen, daß das Ende eines gottfernen Lebens die Gottesnähe ist; denn sonst wäre Gott der Charakterloseste, der je über die Erde hinsah. Er würde allen

denen, die ihn gar nie wollten, sich aufnötigen, den Leuten, die ihn nie suchten sich aufdrängen und darum eigentlich die Seligkeit vernichten; denn ein aufgenötigtes Geschenk ist eben keines. Nein! Seligkeit ist: das höchste Glück bei dem finden, bei dem man es zuvor suchte, Abschluß eines sehnlichen Lebens, Anschluß eines armen Daseins an ein einzig reiches, Ergreifung der Vatergnade Gottes in Christo Jesu mit dem Wort: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Das ist Seligkeit.

Wenn ihr also so oft hört, selig werde man dadurch, daß man stirbt, so ist das eine der Lügen, bei denen sich der Teufel am allerbesten befindet. Durch diese Lüge hat er Tausende vom ewigen Ziele entfernt.

Wenn wir in diesen letzten Wochen an — ich darf wohl sagen — viel hundert und tausend Gräbern standen, über Leichenmeere hinsahen und über große unermessliche Reihen, wer hätte den Mut gehabt zu sagen: „Diese alle, deren Leiber unter der Erde ruhen, sind selig“ — ebenso wenig wie jemand das Recht hat zu sagen: „Diese alle haben die Selmat nicht gefunden.“ Aber meinen Amtsbrüdern im Felde habe ich es wiederholt gesagt: „Preist nicht so schnell selig!“ Der Tod für das Vaterland ist etwas Großes, Heroisches, Einzigartiges, Beneidenswertes, Unnachahmliches, aber er ist nicht die Pforte zur ewigen Seligkeit. Wenn man mir entgegen will: „Herr Gott nun schleuß den Himmel auf, mein Zeit zum End sich neiget“ — und Gott jedem die Türe aufschließen soll, der vor dem Feind fällt, dann ist Seligkeit kein Geschenk, sondern ein Recht.

Und wenn wir uns darüber geeinigt haben, was Seligkeit ist und was es nicht ist, so können doch etliche kommen und sagen: „Ist das nicht wieder die alte, zelotische, eifernde unduldsame Theologie des Mittelalters, wenn du sprichst, wenige werden selig.“ Ja, wenn ich das sagen würde, dann wäre es freilich vermessen, der ich selbst noch nicht weiß, ob mein Leben bei Gott endet. Wenn es meine Worte wären, die da den Himmel auf- und zuschließen, dann könnte jedermann sagen: „Sorge für deine Seele und sprich nicht so schnell über die fremde!“ Aber ich sage ja nicht, was mir in den Sinn kommt, sondern ich predige die Wahrheiten des Herrn, der da spricht: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt, die Wahrheiten des Herrn, der sagt: „Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet, denn viele werden, das sage ich euch, darnach trachten, wie sie hineinkommen und werden's nicht tun können.“ Von der Stunde an, da der Hausherr aufsteht, ist die Türe für immer verschlossen, und ein wenig zu spät,

schließt für immer aus; und die törichten Jungfrauen, die nur eine Minute sich veräußerten, haben eine Ewigkeit verträumt.

Es ist ja furchtbar, was der Apostel sagt: 600 000 zogen aus Ägypten in die Wüste, dem Land der Verheißung entgegen. „An ihrer vielen hatte Gott kein Wohlgefallen; denn sie sind niedergestreckt in der Wüste. Wißt ihr auch, wie viele von den 600 000 in die Heimat kamen? Zwei einzige, Josua und Kaleb und sonst keiner. Nicht einmal der treue, große Führer, von dem es heißt, daß Gott mit ihm redet, wie ein Mann mit seinem Freunde redet, nicht einmal er durfte ins gelobte Land eingehen; nur von Ferne, vom Berge Nebo aus, sah er das Land der Verheißung mit dem Auge des Glaubens.

„Das ist uns zur Lehre“ — oder wie es unser griechischer Text so schön ausdrückt — „zur herzlichen Ausnahme, geschrieben“! So viele sind berufen und so wenige kommen heim. Woher rührt das?

„Die einen“ — sagt der Apostel — „sind lüstern“. „Daß wir uns nicht gelüsten lassen, wie etliche des Bösen gelüstet hat“. Das waren die, die da sagten: „Ach, daß wir wieder in Ägypten wären, da wir Knoblauch und Fleisch und Melonen die Fülle hatten; uns eckelt dieser losen Speise“; die das Manna verachteten und die Wachteln nicht mehr ansahen und die die ganze Schmach der Dienstherrschaft lieber auf sich genommen hätten, um etlicher Brotkrumen willen, als daß sie unter Gottes Hut durch die Wüste zogen. Ach, die Lüstertheit des Lebens schließt von der Seligkeit aus.

Wie viele Menschen haben Zeit für alles und für alle, nur nicht für Gott. Sie haben Zeit, in der Vergangenheit sich zu ergötzen, Zeit, Lustschlösser zu bauen für die Zukunft. Sie nehmen sich Zeit an alles das, was sie einst genossen, sich zu erinnern, aber an das, was sie ewig genießen sollten und können, denken sie nicht. Das sind all diese unruhvollen Geister, die sich viele Mühe machen um Erdenglück zu erreichen — und das Heimglück bleibt ihnen fern. Denn es ist ganz auffällig, man kann Gott gegenüber nur ein Zweifaches erleben, entweder ihm näher, oder ihm ferner treten. Es ist ganz unausdenklich, daß du Gott gegenüber den Standpunkt vielleicht deiner Konfirmation behaupten willst. Wenn etliche sagen: „Am Konfirmationsaltar habe ich mich mit Gott zurecht gestellt und diesen Standpunkt bewahre ich bis zu meiner Todesstunde“, so ist das eine Selbsttäuschung ernster Art. Entweder du kommst Gott näher, daß jeder Pulsschlag ihm gehört und

jeder Gedanke zu ihm will; oder er wird dir lästiger, unangenehmer, bitterer, schließlich gleichgültig und jeder Gedanke an ihn ist dir unzugänglich und unzutraglich. „Laßt uns nicht gelüsten, gleich, wie etliche des Bösen gelüftet hat.“

Und die zweite Art, die uns von der Seligkeit trennt: „Laßt uns auch nicht Abgötterei treiben, wie geschrieben steht: das Volk setzte sich nieder zu essen und zu trinken und stund auf zu spielen.“ Ihr wißt es wohl: während Moses droben auf dem Berge war, um mit Gott zu reden und der Herr ihm die heiligen Gebote überantwortete, hat das Volk zu Aaron gesagt: „Auf und mache uns Götter, die vor uns hergehen!“ Und nun brachte auf Geheiß des Aaron jeder seine Spangen und Armketten und Ringe und all seine Kleinodien und gossen es zusammen; und wie Aaron so läppisch zu Mose sagt: „Sie brachten mir ihre Ketten; da ist ein Kalb daraus geworden!“ Das ist der Apisstier Ägyptens, der auf einmal der Gott sein sollte, der das Volk aus dem Diensthaus führte, in Wahrheit aber in die schmählige Knechtschaft versenkte. Und da stund das Volk und genoß sein Leben, setzte sich nieder zu essen und zu trinken und Opferschmaus zu halten. Derweil verzog am Himmel die göttliche Gnade und zog am Himmel auf der Groll des göttlichen Zornes; und die Wolken türmten sich zu einem furchtbaren Ungewitter und der Herr redete im Donner und Wetter mit dem abgöttischen Volk.

Abgötterei in Deutschland! Ach freilich nicht so grob, wie es jetzt auch vorkommt. Es gibt, in allem Ernst gesagt, Leute, die auf die alte deutsche Göttersage zurückgreifen. In den Traueranzeigen könnt ihr's lesen: mein Sohn wurde gestern nach Walhall abgefordert. Ebenso geschmacklos als töricht. Es wird geredet von den Schlachtengöttinnen, die die Seele forttragen. Das wäre mehr töricht, als gefährlich. Es gibt Leute, die ihre Bildung damit beweisen wollen, daß sie von der Bibel wenig und von den alten Göttersagen viel zu wissen meinen.

Aber das ist es: jeder hat seinen Abgott. Des einen Abgott ist ein Titel. Jahrelang müht sich der Mensch, daß er einen Titel, eine Ehre erhalte. Des andern Abgott ist sein Orden, für den kann er alles erbeugen, für den läßt er sich alles heißen. Und des dritten Abgott ist irgend eine Freundlichkeit. Ein abgöttisches Volk! — Und das ist eben das gleiche, bei dem wahren, wie bei dem falschen Gott; beide nehmen das Herz ganz in Anspruch. Dein Abgott verlangt gerade so viel als der rechte Gott, nur gibt er weniger. Dein Abgott verlangt deinen

ganzen Willen, deine ganze Kraft, deine ganze Liebe, deine ganze Treue, nur läßt er dich dann in der entscheidenden Stunde im Stich.

Wie heißt dein Abgott? Ist's ein Mensch, ein Mensch, von dem du so abhängig bist, daß er dir nur im Lichte und nur in der Glorie erscheint, oder, was das Wahrscheinlichere ist, bist du es selbst. Dir bringst du Opfer, dich meinst du, dich liebst, lobst, ehrst und dich pflegst du. Wie viele Menschen können deshalb nicht sterben, weil sie von sich selbst nicht loswerden können. Jene alte furchtbare, abgöttische Sage, daß manche Menschen immer wieder zurückkehren müssen ins Leben, rührt daher, daß manche Menschen nicht von sich loswerden, sie haben sich in sich selbst verloren. Es gibt aber keine härteren Ketten als die, die der Mensch um den Menschen schlägt. Die Ketten, die Gott um dich schlingt, sind leicht und seine Last ist gut und sein Joch sanft. Aber die Ketten, die wir um uns selbst schlagen, sind unzerreißlich. „Nur wen der Sohn frei macht, der wird recht frei.“

„Laßt uns“, fährt der Apostel weiter, „nicht Surerei treiben, wie etliche unter jenen Surerei trieben und fielen auf einen Tag 23 000.“ Wie es jetzt in deutschen Ländern in diesem Betracht aussieht, das weiß Gott am besten. Leicht wird es dem Freund des Volkes nicht, von diesen Dingen zu reden; man weiß nicht, was man eigentlich sagen und urteilen soll. Eine fromme Dame, draußen im Feindesland, welche die Abteilung der armen Opfer der Unzucht besuchte, hat mir von ihren Erfahrungen gesagt und mich gefragt, was sie noch bei diesen Opfern tun könne, und ich habe ihr keinen anderen Rat geben können als den: „Tröstet, tröstet mein Volk, redet mit Jerusalem freundlich, auch mit dem gefallenem Jerusalem!“

Als Mann, als Christ muß ich für die Opfer der Unzucht weit größeres Erbarmen haben, wie für die Elenden, welche diese Opfer zur Strecke bringen; weit größeres Mitleid mit diesen Erschlagenen meines Volkes, als mit ihren Mördern. Dort liegen sie zu Haufen in den Spitälern, diese armen Frauen, die die Taufnabe um etliche schändliche Pfennige und schnöde Lüste verkauft haben. Dort liegen sie, die an einem Tage, ich will nicht sagen wie oft, Gottes Gebote übertraten. Und ihre Opferer, die Männer, die Ehemänner, die ihre Ehre und ihre Kraft und ihre Gesundheit und ihr Ansehen preisgaben, gehen frei aus. — Der Apostel sieht in Tiesfen, in die jetzt auch unser Auge blickt. Es ist schwer zu sagen, ob unser Volk, das leusche deutsche Volk von dieser Pestbeule noch geneßt. Napoleon hat einmal gesagt, das 19. Jahrhundert glühe einem Schiffsmann, der eine Leiche am Verdeck habe. Diese Leiche zerfällt und erfüllt mit ihrem furchtbaren Geruch das ganze

Schiff, den ganzen Raum. Und diese Leiche heißt: Sünde gegen das 6. Gebot. Es ist zwar nicht vornehm, das Wort Surerei zu nennen, es scheint aber vornehm, das Werk der Surerei zu treiben. Es ist zwar nicht fein dieses rohe, grobe Wort — wie viel schöner ist doch das Wort: freie Liebe — es ist zwar nicht fein, das Wort in den Mund zu nehmen, aber das zu tun, das gilt als ganz vornehm und recht.

Meine Christen! Wenn Gott der Herr — das hat Griechenland gelehrt und Rom gezeigt und Italien erfahren — ein Volk zu Schanden machen will, läßt er die Sünde gegen das 6. Gebot vornehm werden, läßt er die Greuel gegen Reinheit und Recht als würdiges und feines, als rein natürliches Tun bekannt werden. Habe ich das Recht, einem armen Tagelöhner das vorzuhalten, was der Vornehme tut? Habe ich das Recht, draußen auf dem Dorf meine Bauern darüber zu scheitern, was bis in die höchsten Kreise hinein geschieht? Ich habe es nur dann, wenn ich mit Johannes dem Täufer sage: „Du bist der Mann“; wenn ich mit dem alten Propheten Nathan den Mut finde, ins Auge und Angesicht auch die Großen zu strafen. Eine schwere, eine nächtliche Sache!

Weich furchtbare Lektüre wird unsern armen Soldaten hinausgeschickt, welche Bilder kommen in ihre Hand! Französische Ehebruchs-dramen werden weiter noch auf deutschen Bühnen aufgeführt. Eindeutige Dinge, nicht mehr zweideutige und eindeutige Darstellungen sollen allein noch manche Räume füllen. Der Apostel aber sagt: „Es fielen an einem Tag 23 000 dort an den Lustgräbern.“ — Ich will mich von niemand an Liebe zu meinem Vaterland, zu meinem teuren Vaterland, auf das ich stolz bin, übertreffen lassen, aber bei manchem Grabe steht es doch auch: „Der hier liegt, ist nicht von der Kugel gefallen, keine Granate hat ihn verletzt und kein feindliches Schwert ihm den ehrenhaften Tod gebracht, sondern er ist an sich selbst gestorben, er ist an seiner Sünde erlegen.“ Wer es wüßte, wer nur das sagen dürfte, was ich weiß — und ich weiß, Gott sei Dank, sehr wenig — wie viele junge Ehefrauen ihren heimkehrenden Männern ins Auge sahen und es war trüb und das Antlitz entstellt und die Treue war ein Wahn. Und wie viele Ehemänner vom Feld zurückkamen und fanden das Weib ihrer Jugend und ihrer Wahl in Untreue, in Schande und Laster. Gott weiß es, was die schweigende Nacht für Wiedersehen erlebt und gefeiert hat. Weich furchtbare Vorwürfe den Mann, aber auch das Weib belasten — zerrissenes Glück, zertrümmerte Ehen, getötetes Vertrauen lehren nimmermehr. „Laßt uns nicht Surerei treiben wie

etliche unter jenen Surerei trieben und fielen auf einen Tag 23 000." Diese Sünde treibt Gott ferne.

Der Apostel fährt weiter: er hat noch zwei schwere Gruppen Berufener, die nicht auserwählt waren, solcher, um die ein Zeiland warb und sie ließen sich nicht erreichen. „Das sind diejenigen, die Christum oder den Herrn versuchen.“ Was heißt es, den Herrn versuchen? Siehe, als du ein Kind warst, unberaten und unerzogen, bist du wohl auf das Eis gegangen, obwohl es vielleicht hieß, es wird noch nicht tragen, und hast dich vorgewagt und bist noch einen Schritt weiter gegangen, bis das Eis brach. Da wußtest du, es ist noch nicht erstarrt genug; du wußtest es durch die bitterste Erfahrung. So gibt es Menschen, die versuchen, ob Gott wirklich so heilig sei, wie die Kirche lehrt; ob wirklich seine Geduld so tragkräftig sei. „Laßt uns Gott nicht versuchen“, oder laßt uns nicht über Gott die Nase rümpfen, laßt uns nicht Gottes spotten.

Wie viel wird jetzt über den heiligen Gott geklagt, ich verstehe es. „Sast du denn vergessen gnädig zu sein, warum schweigst du?“ „Willst du nicht endlich den Himmel zerreißen?“ Ich verstehe es und Gott wird's besser noch versteh'n, wie sein Knecht. Denn er sieht mit verschränkten Armen dem furchtbaren Todesringen der Feinde zu und schweigt. Er hat den Krieg jetzt ins dritte Jahr gelängert und es scheint nicht, als ob er bald ein Ende nähme. Heute, am 17. August, wo etliche den Friedensschluß wähten, sind wir dem Frieden ferner denn je. Da begreift man, daß etliche sagen: „Gibt es noch einen Gott?“ „Ich hätte auch schier so gesagt wie sie; — bis daß ich ging in das Heiligtum und merkte auf ihr Ende.“

Das ist noch nicht das Schlimmste, wenn jemand jetzt an Gott irre wird; aber das ist das Schlimmste, wenn jemand jetzt Gott ganz leugnet. Vielleicht ist der Gott der Christen überhaupt nicht da, „vielleicht schläft er, oder er dichtet, oder er ist über Feld.“ — Laßt uns nicht versuchen, wie weit Gottes Langmut mit unserem Volk noch gehe. „Plötzlich rede ich wider ein Volk und wider ein Königreich“ — und ist kein Erretter mehr da. Laßt uns nicht sagen: Deutschland kann nicht untergehen. Wo ist das zu lesen? Wer hat das geschrieben? Wer hat das versprochen? — Mir wird immer so schwer, wenn ich höre: „Also wird an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen.“ Das Wort ist gut gemeint und schlecht gedacht. An deutschem Wesen geneht die Welt nie, sondern: „Israel, dein Zeil steht allein bei mir.“ „Es heißt sie weder Kraut noch Pflaster, sondern mein Wort.“

Wenn vor etlichen Wochen ein Pfarrer in Sachsen von dem heiligen Deutschland predigt, daß das die Völker erlöse, von dem heiligen Deutschland — während unsere Generalkommandos vor dem Wucher und der Unzucht warnen — und dann die Anwesenden auffordert zum Schwur der Treue gegen das heilige Deutschland, so war das in meinen Augen Torheit, wenn nichts Schlimmeres. Nein, „laßt uns nicht den Herrn versuchen wie lange er noch Geduld habe“. „Daß ich nicht schnell komme und die Erde mit dem Bann schlage“, heißt es bei dem Propheten. Nicht schnell komme und die Erde mit dem Bann schlage!

„Sie wurden umgebracht von den Schlangen.“ Alle die, die gegen Gott murrten, wurden von den feurigen Schlangen getötet. — Und endlich: „Laßt uns nicht murren, gleichwie jener etliche murrten und wurden umgebracht durch den Verderber.“ Nicht murren! Wenn jezt das Brot so karg und die Nahrung so spärlich und die Unbequemlichkeiten so zahlreich werden und wenn die Opfer für das Vaterland wachsen, die Steuern anschwellen, wenn immer wieder an unsere Wohltätigkeit appelliert wird, laßt uns nicht murren, laßt uns Gott doch anbetend ehren.

Ich fasse zusammen: fünf große Gewalten scheiden dich, den zur ewigen Seligkeit Berufenen, von der Selmat. Lüsterheit, Selbstliebe und Abgötterei, sittliche Unreinheit, Murren und Gott versuchende Lästerung. Ist es damit zu Ende? Wie aus einem schweren, tiefen Traum erwachend spricht der Apostel: „Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.“ — Niemand sage, zu diesen fünf furchtbaren Gruppen der Verdammten gehöre ich nicht.

Die Schildwach ist verloren, die sich in Schlaf versenkt,
Der Mensch kommt nie zum Frieden, der nicht an Feinde denkt.

Wer denn unter uns sich läßet dünken, diese fünf Gruppen seien weit von ihm entfernt, der sehe wohl zu, daß er nicht zu allen Fünfen gehöre. Wer da zu stehen meint, ach, bei dem hat bereits der Fall angehoben. Es ist keine Sünde, o Mensch, dir von Natur fremd, keiner Sünde bist du durch dein eignes Wesen entnommen. Zu jeder Sünde hast du Fähigkeit und Neigung und Lust; in deinem Herzen sind Abgründe, die du selbst nicht kennst. „Wer da sich läßet dünken, er stehe, der sehe wohl und genau zu, daß er nicht falle.“ „Zwischen Lipp' und Kelchstrand liegen tief die dunklen

Mächte." Ein einziger Schritt, der Fuß gleitet leicht um und du gehst dem Abgrund entgegen.

Aber Gott sei Dank: Wenige werden selig — laßt mich mit dem Ausblick schließen — aber doch etliche! „Bisher, bis zu dieser Stunde, bis heute abend, hat euch noch keine als menschliche Versuchung betreten.“ Alle Versuchungen waren so, daß ihr sie aus Gotteskraft überwinden konntet. Kam die Versuchung des Hochmuts, der unreinheit, der Unkeuschheit, kam die Versuchung zur Lüsternheit, zum Murren gegen Gott, so kannst du immer noch das Kreuz umfassen und sprechen mit dem frommen Dichter:

Wenn nun kam eine böse Lust, so dankt ich Gott, daß ich
nicht muß;

Ich sprach zur Lust, zum Stolz, zum Geiz: dafür hing unser
Herr am Kreuz.

Bis zur Stunde hat euch noch keine, denn menschliche Versuchung betreten. Weißt du, was das heißt: Bis zur Stunde? Im Hintergrunde steht ein Wort, o sichere Seele: „Aber es kann eine Stunde kommen, da eine übermenschliche Versuchung kommt.“ Bisher hat noch keine, denn menschlich ertragbare Versuchung dich betreten. Wenn nun eine übermenschliche Lame, eine dämonische, unter der ihr erliegen müßtet? „Gott ist getreu!“ Ach, daß wir das wissen, er ist ein Fels, seine Werke sind unsträflich, Gott ist getreu. Wenn alles fällt und bricht, wenn die Berge der menschlichen Hilfe ins Meer sinken und die Sägel menschlichen Trostes hinsinken — er ist ein Fels, der nicht bricht noch wankt. „Der Gerechte läuft dahin und wird beschützt.“ „Er ist getreu, der die Versuchung so ein Ende läßt gewinnen, daß ihr es können ertragen“, der zugleich mit der Versuchung den Ausgang gibt. Er führt dich durch finstere Täler, gibt dir aber schon den Ausblick in die selige, sonnige Weide der Heimat. Er führt dich durch enge Gänge, aber ein Lichtschimmer von oben dringt herein. „Gott der Herr ist Sonne und Schild.“ Er gibt dir große und schwere Aufgaben, daß du sprechen möchtest: „Wie kann ich sie lösen.“ Aber er stärkt die Schulter und schärft das Auge und wenn du dich umwendest, bist du nicht allein.

Am 7. Sonntag nach Trinitatis habe ich in Mey eine gar ernste Kriegspredigt gehört aus 5. Mos. 30: „Siehe, ich nehme alle Welt zum Zeugen, Himmel und Erde, daß ich euch heute vorlege Segen und Fluch. So erwählet heute, welchen ihr dienen wollt.“ — Der 9. Sonntag nach Trinitatis

sieht zurück auf den Sonntag Septuagesimä, mit dem wir in die Fastenzeit einzogen, auf den Sonntag mit der Epistel: „Sie haben alle einerlei geistliche Speise gegessen und alle einerlei geistlichen Trank getrunken, sie sind alle unter der Wolke gewesen, aber an ihrer vielen hatte Gott kein Wohlgefallen.“ — Du hast die Wahl, hier sind seine Gnaden, das Wasser des Lebens, das Wort der Treue, der Weg zum Frieden — und dort ist die Welt mit ihrer Luft, die vergeht. Wohl, entscheide dich. Wie du dich entscheidest, so entscheidet er; denn es gibt nie eine göttliche Entscheidung, die anders ausfiele als deine Selbstentscheidung.

Siehe ich lege euch heute vor Segen und Fluch. „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen“, spricht der Herr. — Alles, was wir heute miteinander gehört haben, den hohen, harten Ernst: „Viele, viele sind berufen, aber wenige werden selig“ — den hohen, süßen Trost: „Etliche kommen heim“, wollen wir in das Wort fassen: „Gott ist getreu.“ Nun weil er getreu ist, laßt uns treuer werden. „Du treuer Gott, Welt, Sünd und Tod, hast du mir überwunden.“

Meine letzte Predigt im Feindesland war durch den gutgemeinten Gesang erwidert vom Orgelchor herab in einer großen katholischen Kirche: „Schreib meinen Nam aufs Beste ins Buch des Lebens ein.“

Alle Versuchung zieht vorüber, aber die Treue bleibt in Ewigkeit. Amen.

Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverweilichen Erbe, das behalten wird im Himmel.

1. Kor. 15, 1—10: 1. Ich erinnere euch aber, lieben Brüder, des Evangeliums, das ich euch verkündigt habe, welches ihr auch angenommen habt, in welchem ihr auch stehet, 2. durch welches ihr auch selig werdet: welcher gestalt ich es euch verkündigt habe, so ihr's behalten habt; es wäre denn, daß ihr's umsonst geglaubt hättet. 3. Denn ich habe euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden nach der Schrift; 4. Und daß er begraben sei, und daß er auferstanden sei am dritten Tage nach der Schrift; 5. Und daß er gesehen worden ist von Kephas, darnach von den Zwölfen. 6. Darnach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren noch viele leben, etliche aber sind entschlafen. 7. Darnach ist er gesehen worden von Jakobus, darnach von allen Aposteln. 8. Am lezten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden. 9. Denn ich bin der geringste unter den Aposteln, als der ich nicht wert bin, daß ich ein Apostel heiße, darum daß ich die Gemeinde Gottes verfolget habe. 10. Aber von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.

Es ist eine große, feine und wertvolle Gabe, welche die Kirche mitten in der festlosen Zeit der Gemeinde darbietet, indem sie an einem Sonntag die ganze Fülle der österlichen Gnade und den ganzen Reichtum der Oster Sonne über die Gemeinde, wie über ein dürstendes Land, hin-

spendet. Als ihr vorhin das schöne Osterlied von Benj. Schmolz („Ich geh zu deinem Grabe, du großer Osterfürst“) sanget und jetzt diese siegreiche Osterepistel vernahmt, da muß es, wenn ihr nicht ganz stumpf, oder, mit dem Apostel gesprochen, umsonst geglaubt habt d. h. geistlos, herzlos, sinnlos die großen Tatsachen entgegengenommen habt, durch euere Seele geklungen haben wie Osterbotschaft und Osterfreude:

Christ ist erstanden von der Marter alle,
Des sollen wir alle froh sein, Christ soll unser Geist sein.
Kyrie eleison.

Mit diesem uralten Gruß der Christenheit, mit diesem Osterhymnus, der jetzt 1800 Jahre alt ist, begrüßen wir euch heute und rufen euch zu:

Der Herr ist wahrhaftig auferstanden, das bezeugt unser Herz, die heilige Schrift und die Geschichte der Kirche.

Der Herr ist wahrhaftig auferstanden — das bezeugt unser Herz.

Wenn der Herr dort, als er im Schifflein einsam schlief, während die Wellen hochgingen und der Sturm und Wind ihm zuwider waren, untergegangen wäre, wenn die Wellen Jesum begraben und die Stürme seinen heiligen Leib weit hinaus ins Meer getrieben hätten und keine Spur mehr von ihm hätte gefunden werden können, was wäre es dann? Wenn er von der Spitze des Tempels, da ihn der Feind hinaufstellte, hinabgefallen wäre und die Engel Gottes hätten ihm ihren Beistand entzogen und er wäre zerschellt unten angekommen, was wäre es dann? Und wenn er im Grabe verfallen wäre und sein heiliger Leib der Verwesung Raub geworden und der Ort und Sitz der Schmerzen in Staub und Asche sich aufgelöst hätte, was wäre es dann?

So oft dir dein Verstand zuruft: „Jesu Leib ist im Grabe vermodert! Seine Seele freilich ist bei Gott!“ — so oft sträubt sich alles in deinem Herzen dagegen und du sagst: „Nein!“ Du kannst nicht zugeben, daß dein Zelliger das Verderben sehe und die Verwesung erfahre. Er ist wahrhaftig gestorben, wahrhaftig begraben, aber er ist nicht im Grabe geblieben.

„Er ist wahrhaftig gestorben“, so tröstet sich mein Herz, wenn die Sünde es verflagt und die Schuld es verdammt und die Vergangenheit es belastet und die Zukunft es beschwert.

Mein Zeiland hat gelöscht,
Was mit sich bringt den Tod;
Er ist's, der rein mich wäscht.

Und mit dem Kinderspruch, mit dem Wort der Weisheit, mit der größten Offenbarung göttlicher Gnade spreche ich: „Das Blut Jesu, des Sohnes Gottes, macht mich rein von aller Sünde.“ „Er ist gestorben für meine Sünde nach der Schrift.“ Mein Herz will es, mein Gott schenkt es, mein Herz glaubt es: „Er ist gestorben.“ Und damit kein Feind dir einrede, er habe deine Sünde nicht ganz getragen, den eigentlichen Schreck der Sünde, daß ein Leben vernichtet werden muß, den eigentlichen Fluch der Sünde, daß die Vergangenheit mit der Gegenwart ins Grab gesenkt werden muß, das habe er nicht erfahren — damit der Feind dir das nicht einreden könnte, heißt es: „Er ist begraben.“ Und mein Herz dankt ihm dafür, so oft die bange Todesnacht Gedanken erweckt, schauerlich, traurig und trüb, und meine Seele lobsingt ihm, so oft sie von der Todesnacht geängstet und umschattet wird: das Leben war auch tot, Jesus lag auch im Grabe!

Es ist doch etwas Wunderbares: wenn ich von irgendeinem Ort, vor dem mir graut, weiß, ein Freund von mir hat ihn besucht, er hat ihn schon vor mir gekannt, und wenn ich erst vollends weiß, daß es mein bester Freund war, der diesen Ort besucht hat, so kommt mir auch der schauerlichste Ort nicht mehr so betrüblich vor. Es ist ja der an ihm gewesen, den ich kenne und der mich liebt. Es ist ja an und in ihm der zur Ruhe gekommen, der meine Ruhe sein will bis an der Welt Ende. Jeder Schauer des Grabes weicht — Jesus hat ihn erfahren; jeder Fluch des Grabes schweigt — Jesus hat ihn getilgt; jeder Schatten, der über dem Grabe ruht, an das ich mich täglich von neuem gewöhnen muß, ist in Sonne und Gnade gewandelt — mein Freund hat dieses Schattens Schwere erfahren.

O Jesus, du meine Hilf und Ruh, der du selbst des Grabes Nacht erfahren und erlitten hast, gib, daß ich mich des tröste!

Was für ein seliges Bekenntnis liegt doch in dem Kirchenlied:

So ruhest du, o meine Ruh, in deines Grabes Höhle,
Und erweckst durch deinen Tod meine tote Seele.

Und wiederum:

Nun wird's mir sein ein Kämmerlein, da ich auf Rosen liege,
Weil ich nun durch deinen Tod, Tod und Grab besiege.

Aber weiter darf das Herz nicht mehr, das Herz kann nicht sagen:
„Liebe Seele, sei getrost, Jesus hat auch die Schmach des Verfalles ge-

tragen!" „Am dritten Tage ist er auferstanden von den Toten." Das will mein Herz, das wünscht mein Herz, das hat mein Herz. Das wünscht mein Herz, daß mein geliebter Herr und Heiland nicht mit dem gebenedelten Leibe, an dem er meine Sünde getragen aufs Holz des Kreuzes, im Grabe zerfalle. Das wünscht meine Seele inniglich und stetiglich, daß er nicht seinen heiligen Leib müsse in die Schmach des Verfalles geben. Und was mein Herz wünscht, das will es auch; es will's ja nicht für sich — so selbstsüchtig bin ich nicht — es will's ja für ihn: „Du kannst nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwerfung schaue." Um der Ehre Gottes, um des Sohnes des Todes, um des Gelächters der Hölle, um des Triumphes des Teufels willen will und begehrt mein Herz und verlangt es, daß Jesus nicht seinen Leib im Grabe lasse, daß nicht sein Leib im Grabe zerfalle.

Und mit dem Ungeflüm, mit dem man für den Geliebten, für den Geliebtesten vor Gott wie auch vor aller Welt und Macht eintritt, treten wir vor Gott und rufen an und eindringlich: „Hilf, daß deines Sohnes Leib auferstehe!" — Und was mein Herz wünscht und was es will, das hat es; denn es ist ja kein eigener Wunsch und kein selbstischer Gedanke, es ist kein Wille, der sein Eigenes sucht, sondern nur für ihn begehrt. Am dritten Tage, als der Wille der Jüngerschar schon fast verzagte und der Wunsch der liebenden Frauen schier erstarb; am dritten Tage, da nach natürlichem Vorgang die Verwerfung bereits ihr Werk zu verrichten beginnt, ist er auferstanden, leibhaftig, wesenhaft, wirklich und wahrhaftig und hat des Todes Riegel und des Grabes Pforten entmächtigt und gesprengt. Und als es Sonntag war und die Osterjonne hin über Gräber glänzte, hat sie ein leeres Grab beschienen und der Stein war weggewälzt und die Wächter waren verschwunden, aber um das Grab tönte es: Jesus, mein Heiland, lebt! Das bezeugt mein Herz.

Geliebte Christen! Beweisen kann man das nicht. Wer es nicht weiß, der lernt es nie. Wer von mir verlangt, ich solle ihm die Auferstehung Jesu Christi beweisen, dem werde ich sagen: „Glaubst du nicht, so bleibst du nicht." Beweisen aber will ich es nicht, auch wenn ich's könnte; und könnte es nicht, auch wenn ich wollte. Der Apostel aber fährt weiter: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!" Das bezeugt mein Herz, das immer wieder im Osterfrieden lebt, vom Osterlied getröstet und von der Osterbotschaft erquickt wird; das beweist mein Herz, das an jedem Ostertag — wenn es gleich noch so karfreitaglich war vordem — auffauchzt und jubelt: „Gott sei Dank, der dir den Sieg gegeben hat!"

Aber das beweist auch die Heilige Schrift.

Dreimal sagt der Apostel: „Er ist... nach der Schrift.“ Wem freilich das Alte Testament eine Sammlung zufällig geschriebener Urkunden und wem die ganze Prophetie nicht Weissagung, sondern Wahrsagung ist, wer nichts weiß von all den Zeichen und Vorbildern, die der Heiland selber auf seine Auferstehung gedeutet hat (Jonas wunderbare Errettung, Hiskias 15jähriger Lebenszuwachs), von all den Zeichen, die ein Elias und Elisa taten, dem ist die Heilige Schrift alten Bundes nicht beweiskräftig. „Du wirst das Land der Toten stürzen“, „Dein Tau ist der Tau dem grünen Lande“, „Gehet heraus, die ihr schlafet!“ „Tod, ich will dir eine Pestilenz, ein Gift sein“ — wer all diese alttestamentlichen Stellen als nur äußerlich ansieht, dem beweist die Heilige Schrift nichts. Wer aber zur Schrift steht so, wie er stehen soll — wenn er innerhalb der Kirche und nicht außerhalb ihrer Mauern sich aufhält —, der spricht: „Daß Jesus um meiner Sünde willen sterben mußte, das beweist die Heilige Schrift; das ganze große Geheimnis, daß Gottes Zorn nur durch Jesu heiliges Leiden gesühnt werden konnte, die große, wunderbare Tatsache des heiligen Versöhnungsopfers und tages, dieses Geheimnis vom leidenden Gottesnecht, wie es Jesaja weissagt, bezeugt mir: „Jesus ist gestorben um der Sünde willen nach der Schrift.“ So wie Abraham seines einzigen Sohnes nicht hat verschonet, sondern ihn in den Tod gab, so hat Gott seinen einzigen Sohn in Tod und Grab gesenkt. Und es ist wirklich und wahrhaftig sein Leben scheinbar in der Erde verborgen gewesen, wie das Weizenkorn sich dem Auge des Menschen in der Erdscholle entzieht. Wer das freilich nicht glaubt, dem beweist die Schrift nichts.

Aber der Apostel fährt weiter und sagt den zweifelsüchtigen Korinthern, die mit einem Fortleben des Geistes zufrieden waren und an das Leben des Leibes nicht mehr dachten — als ob der Geist fortleben könnte, wenn er keinen Leib mehr hat — er sagt den Korinthern, daß die Auferstehung Jesu nicht nur bezeugt und bewiesen, sondern daß sie die bestbezeugteste und meisterwiesenste Tatsache sei und läßt sie ein, die Augenzeugen einmal zu befragen. Seht, der 1. Korintherbrief ist geschrieben zu einer Zeit, wo noch viele lebten, die den Auferstandenen gesehen hatten. Man kann sich ja erkundigen; es ist ja nicht ein Wunderglaube, der vom Aberglauben genährt wird, wie der jetzige große Schwindel auf allen Seiten, der, je geheimnisvoller er sich anpreist, desto mehr Anklang findet, sondern das Christentum liegt offen zutage. Man kann es ja prüfen, Zeugenverhöre anstellen.

Zuerst ist der Auferstandene gesehen worden von Kephäs; der Verleugner sah den, dessen er sich geschämt hatte, und mußte weinen. Danach ist er gesehen worden von den Aposteln allein, wie er eintrat zu verschlossenen Türen, wie er den Frieden darbot, wie er Thomas, dem Manne, der für uns alle gezweifelt hat, seine Nägelmale und seine Wunden darlegte. „Er ist gesehen worden von mehr als 500 Brüdern auf einmal“, wahrscheinlich vor seiner Himmelfahrt; von diesen 500 lebten zur Zeit, als der Brief geschrieben wurde, noch gar viele, viele. Reist hin nach Palästina und fragt sie! Fragt die Fischer, geht zu den armen Frauen, holt euch Rat bei den Zöllnern, geht hin zu den einsamen Wanderern nach Emmaus! Viele, viele werden euch Rede und Antwort stehen.

Sind diese 500 Brüder, die auf einmal den Erstandenen sahen, lauter Phantasten? Tausend Augen ruhten auf seinem heiligen Antlitz, tausend Hände haben sich nach dem Erstandenen sehnlich erhoben und ausgestreckt — und das soll alles Wahn sein? Und das ist alles Traum? 500 nervenharte Männer, in harter, schwerer Entbehrung aufgewachsen, Leute mit stahlfesten Nerven, Leute, die tausendmal dem Tode ins Antlitz sahen, hätten sich und uns getäuscht? Wer das glauben kann, hat stärkeren Glauben als der einfache Christ, der da sagt: „Ich glaube, Christus ist erstanden.“ „500 Brüder auf einmal.“

„Dann ist er gesehen worden von Jakobus“, dem Säulenapostel (Gal.), von dem großen, machtvollen Zeugen, der sich herabstürzen ließ von der Spitze des Tempels, weil er Christum nicht verleugnen wollte, und den einer noch mit einer Keule erschlug, da er von dem Sturze noch nicht getötet ward. Hat sich der für ein Phantom von des Tempels Spitze herabstürzen lassen? Hat er für eine Einbildung den Tod erlitten? Fragt euch an seinem Grabe, ob für ein Phantom man so sterben kann! Fragt auch diese Leute, die jetzt sogenannten theosophischen Zirkel halten, fragt diese Todesforscher, diese Spiritisten oder wie sie sonst heißen mögen, fragt sie, ob sie für ihre Phantasie das Leben lassen können! Und wenn sie es euch tausendmal versichern, sie können es nicht. „Darnach ist er gesehen worden nochmals von allen Aposteln“ und hat sie betraut mit der höchsten Mission: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker“ das Evangelium — das Evangelium eines Betrügers? Glaubt ihr wirklich, daß er, der Held aus Juda, der Eingeborene vom Vater, sie hin in die Welt geschickt hätte mit dem Auftrag: Lügt, so wie ich euch belog!

„Und zuletzt ist er gesehen worden, ganz zuletzt, von mir“, sagt Paulus. Und man spürt es, wie die Tränen auf das Papier fallen, worauf er sein heiliges Bekenntnis niederschrieb. Er ist auch von mir gesehen worden, der ich wie eine unzeitige Geburt bin, wie ein nicht ausgereiftes, einem Menschenbilde nicht ähnliches Wesen, nicht voll ausgestaltet im Verhältnis zu einem ausgereiften Menschenkinde. Der ich eine kurze Vorbildungs- und eine kurze Wartezeit und einen kurzen Raum zur Reife hatte — und dann plötzlich von Jesu ergriffen worden bin. „Er ist gesehen worden von mir als von einer unzeitigen Geburt, der ich nicht wert bin, daß ich ein Apostel heiße, weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe.“ Als ob das sein einziges Werk gewesen wäre! Sein einziges Werk! Während doch sein Werk war, daß er, der größte aller Apostel, Jesum durch Wort und Schrift, durch Lehre und Leiden, durch Freude und Trübsal, bis in den Tod verklärte.

Kennt die armen Fischer beschränkte Leute — ist vielleicht auch Paulus beschränkt? Unter uns allen, die wir hier versammelt sind — wenn ich auch die meisten nicht kenne, behaupte ich's doch —, ist auch nicht einer, der nur wert wäre, Paulo die Schuhriemen aufzulösen. Kennt die armen Zöllner einfältige Leute, Leute ohne höhere Bildung, war Paulus ein Mann ohne hohe Bildung? Er, der in die griechische Philosophenschule gegangen war und alle Weisheit Israels sein Eigen nannte! War er vielleicht nicht gebildet, ja gebildeter als viele der Professoren, die jetzt an ihm mangeln und mäkeln, so wie es Stümper gibt, die den Meister schmähen in der Hoffnung dadurch Meister zu werden. War vielleicht Paulus, wie die neueren Forscher nachweisen, ein Epileptiker, ein Mann, der infolge seiner Krankheit Visionen sah, der auf dem Wege nach Damaskus durch die Sonnenhitze und durch den weißen Kalk der nahen Berge und den Staub auf der Straße so erregt ward, daß er ein Bild am hellen Tage sah, das nie existierte? Diese Frage aufwerfen, heißt sie verneinen. Geliebte Christen, so baut der Herr seine Kirche nicht.

Noch einmal sage ich es euch: mein Herz bezeugt es mir: „Er ist auferstanden.“ Ein vielstimmiges Zeugnis der Heiligen Schrift bewährt mir's. Alle Apostel bestätigen es; lest, welchen ihr wollt. Jakobus, der vom Herrn der Herrlichkeit redet, Petrus, den wir eingangs der heutigen Betrachtung erwähnten, da er von einem unvergänglichen, unbefleckten und unverweilichen Erbe sagt. Johannes, der so viel von dem verklärten Heiland redet. Lest im Hebräer-Brief „von dem großen Hirten der Schafe, den Gott von den Toten ausgeführt

hat". Lest sie alle, alle, ein vielstimmiges Zeugnis: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!" Und dann, ihr Frauen fragt doch euere Geschlechtsgenossinnen! Fragt Maria, die da nie glaubte, daß Jesus auferstanden sei, die es so wenig glaubte, daß sie ihn an jenem Morgen für den Gärtner hielt und ihn frag: „Wo hast du meinen Herrn hingelegt?", bis er ihr zuruft: „Maria!" Und sie antwortet: „Rabbuni, Meister, mein Heiland!" Fragt sie alle, die seinen Leichnam salben gingen, fragt sie alle und lest in der Heiligen Schrift, die durchleuchtet ist von dem Zeugnis des Lebens. Und ist das alles Schein? Ist das alles Traum?

Vielleicht, liebe Christen, ist das dritte Zeugnis das wirksamste.

Christus ist wahrhaftig auferstanden, das bezeugt die Geschichte der Kirche.

Ein Kirchenvater sagte: „Die Grundlage der Kirche ist der weggewälzte Stein am Grabe des Herrn." Der Apostel sagt: „Der ich nicht wert bin, daß ich ein Apostel heiße, geschweige denn bin"; die Vergangenheit versinkt in Reue, Trauer und Leid; ganz schüchtern, wie mit Tränen überflutet, sagt er: „Der ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe." Steinigung des Stephanus, seine Freude an dessen Zerschmetterung, daß er die Kleider der Peiniger hütete, die Lust, zu schnauben und zu morden — das alles tritt jetzt deutlich vor Pauli Auge und Herz und er schämt sich nicht zu beichten. Zu bekennen, meine Christen, zu bekennen, zu rühmen, zu preisen vermögen auch für eine falsche Lehre viele; ein flammendes Zeugnis für einen Wahn, für ein Phantom abzulegen, sind manche Umstände. Viele Schwärmer reden weit besser wie unserins. Und das weibliche Gemüt, mit der Gabe sich für neues zu erwärmen, ist für solche Künste leicht zu begeistern und hört diesen Offenbarungen über das Jenseits mit Wonne zu, verschlingt mit Begeisterung die Bücher über die Toten, Berichte aus einer andern Welt, Lehren über die Seelenwanderung u. a. Nicht daß die Seele zu Jesu komme, ist ihre Sorge, sondern sie vernehmen von irgend einem Chaos. Das steht freilich nicht in der Bibel, die ist ihnen uninteressant; sie wird auch nur von einigen schwachen Pfarrern gelesen und geglaubt.

Für solche hochtrabende, mysteriöse Dinge können viele flammende Reden halten, Zeugnisse ablegen; aber beichten, seine Vergangenheit bekennen, seine Schuld und Sünde nicht kokett, sondern lauter bezeugen, das vermag nur ein Diener Jesu Christi. Daran erkenne ich den Mann, den Heroen, daß er sagen kann: „Ich habe geseht,

der ich nicht wert bin, daß ich ein Apostel heiße, weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe."

Und nachdem er so das dunkelste Blatt seiner Vergangenheit vor den Korinthern hat offen dargelegt, aber doch dabei nicht mit der Sünde Liebfosung trieb, fährt er flammend weiter — der Mann, der eben noch im Staube lag — und spricht: „Aber durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.“ Ein stolzes Wort: „Ich bin, das ich bin: Völkerapostel, Heidenbelehrer, Wanderer durch die Welt mit dem alten Evangelium, zu Wasser und zu Land viel erlitten; der ich in den Tiefen des Meeres Nächte zugebracht habe, der ich vor Kaiser und Reich Jesum bezeugte, der ich auf dem Marktplatz von Athen vor den Philosophen Jesum ehrte, im Gefängnis einsam schmachtete, alles um Jesu willen; der ich zur Türe hinausgeworfen, verhöhnt, verlästert, verbannt und tausendfach verfolgt wurde — das alles geschah mir nach Gottes Gnade.“

Das ist die Geschichte der Kirche, die diesem Manne nachsieht, wie er von Tarsus nach Asien hinüberzieht, einen schweren Traum hat: „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!“ Wie er in die jetzt so furchtbaren Kriegsschauplätze, von denen bald schwere Nachrichten zu uns gelangen werden, zog, sie durchmiszt mit ellendem Fuß, hinüber übers Meer nach Italien kommt, dann gen Spanien, nicht getrieben von Ehrgeiz und Hochmut, nicht von Abenteuerlust und Großmannsjucht, sondern als ein Bekenner Jesu Christi; der nichts anderes wußte als seine Lehre, und niemand pries als Christum. Zum Nazarener kam der Mann von Tarsus, zum armen Zimmermannssohn der Mann, der sein Geschäft auch mühsam trieb. Und wenn es wahr ist, was die neuen Forschungen nachweisen, daß Paulus nicht Teppichweber, sondern Juwelier war, was auch ganz wahrscheinlich ist, weldh ein Bild zeigt sich uns! Um des armen Nazareners willen geht ein kunstsinziger, kunstfertiger, mit Gold, Diamanten und Perlen wohlvertrauter Mann durch die Lande, die eine löstliche Perle weiterzutragen und mit ihrem milden Schein die Herzen zu durchglänzen und zu erleuchten.

Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen. Und tausendfältig klingt es aus dem Herzen der Heiligen, aus dem Martyrium der großen Kirchenväter, aus Luthers einsamer Klosterzelle in Erfurt, aus seinem einsamen Gelaß auf der Wartburg, aus deiner und meiner Seele:

„O, deine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen!“ Das ist noch viel, viel zu wenig gesagt: „Deine Arbeit war die reichstgesegnetste, die größtbegnadetste, die wirksamste und wahrhaftigste“; „denn du hast mehr gearbeitet als sie alle.“ Ich liebe Petrus, den Apostel der Hoffnung; ich ehre Johannes, den Apostel der Liebe; aber wenn mein Herz müde und verzagt ist und wenn meine Seele nicht im Staube sich trösten läßt, und mein Auge sich umflort wegen der Zukunft der Kirche, dann greife ich zu deinen Briefen, mein Paulus, und werde getröstet. Du hast mich gelehrt, wie man glauben soll. „Du hast mehr gearbeitet als sie alle.“ Und die Geschichte der Kirche, ja die einfache Tatsache, daß wir heute zwischen 4 und 5 Uhr uns um den alten, vergilbten Brief, der vor 1850 Jahren geschrieben wurde, versammeln, diese Tatsache, daß wir Leute des 19. Jahrhunderts, ja Leute, die vom 20. Jahrhundert schon fast zwei Dezennien zurücklegten, um diesen Brief uns scharen, diese Tatsache beweist: er hat den Ton getroffen, der die Herzen erfreut, er hat das Wort gesprochen, das das Leben verneut.

„Mehr gearbeitet als sie alle.“ „Aber nicht ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ Hat je, so frage ich jeden, der etwas Geschichte kennt, — Geschichtskennntnis ist immer Bekanntschaft mit dem Herrn der Geschichte, ist also ein Preis Gottes — hat jemand mit so wenigen Mitteln, mit so geringer Unterstützung, mit so großer Dürftigkeit und Unscheinbarkeit je die Welt untersucht wie dieser Mann! Ihr nennt Alexander den Großen: er ist mit vielen Heeren ausgezogen, in seinem Gefolge waren die größten Denker, wie Aristoteles, sein Lehrer, und die größten Dichter, Euripides und andere. Ihr nennt Karl den Großen; er hat mit seinem Frankenheere Bedeutendes erreicht, er hat Deutschland geeinigt, er hat dem Christentum neue Bahnen zu eröffnen gesucht, aber sein Name ist verklungen und sein Reich ist nach 30 Jahren zerfallen. Ihr sprecht von Friedrich dem Großen. Ich bin manchmal an seinem Sarge gestanden, tiefbewegt von der großen Einfachheit dieses großen deutschen Monarchen, von der Schmucklosigkeit des einfachen Holzsarges dort in der Garnisonskirche in Potsdam, von der Größe der Geschichte, die diesen Mann umtauscht: so viel Arbeit ein geringes Menschenleben! Aber so bedeutend er Preußen machte und so Großes er seiner Zeit gab, er hat ihr das Größte genommen: den alten Glauben der Kirche, das alte Evangelium hat er ihr entzogen.

Und nun frage ich euch: würdet ihr es für möglich halten, neben Alexander dem Großen, Karl dem Großen und Friedrich dem Großen

Paulum den Apostel zu nennen? Ihr sträubt euch dagegen, es ist zu wenig. Nicht Größe, nicht Macht, nicht Eroberung, er war nur ein Diener Jesu Christi, nur ein Diener. Aber weil er das ganz war, was zu Jesus ihn erkoren und gemacht hatte, darum hat er mehr gearbeitet als sie alle.

Und nun — was war eigentlich der Inhalt seiner Arbeit und ihr Ziel? Der Inhalt war: „Ich verkündige euch den Gekreuzigten, Jesum Christum, der da lebet.“ Und das Ziel seiner Arbeit war: „Glaubet an dieses Evangelium!“ Und wir sind seine Leute geworden und können es ihm in der Ewigkeit nicht entgelten und vergelten, was er an unserer Seele getan hat; wir sind auch von ihm erobert worden.

„Er ist wahrhaftig auferstanden.“ Mein Herz sagt es, so oft es traurig ist und vor dem Tode erbebt. Und sein teures Wort bezeugt mir's, daß ein Licht ist, scheinend vom dunklen Ort des Todes. Und die Geschichte bewährt es mir: ein Toter kann nicht die Welt erobern, aber Christus hat sie erobert und erobert sie noch. Und so viele von unsern Brüdern im Kampf und Streit unter Christi Fahne bleiben, leiden, scheiden und zu Grabe gehen, und so viele unserer Brüder den brehenden Blick aufs Kreuzesbild des Nazareners richten, so viele bezeugen: „Du bist wahrhaftig auferstanden. Deine Geschichte ist die Geschichte meines Lebens, ja alles Lebens.“ Wollt ihr, meine Christen, den Vorwurf auf euch laden, daß ihr, alt geworden unter der Predigt des Evangeliums, stumpf geworden seid? Wollt ihr mit der Schmach des Undankes ins Grab gehen, daß ihr euerem Seelsorger, euerem väterlichen Freunde, dem Apostel Paulus, seine Treue so wenig gelohnt? Es ist modern zu vergessen, sich von der Geschichte der Kirche loszusagen; es ist gelstreich, nicht der Heiligen Schrift, sondern den Schriften der Schwärmer und Irrlehrer zu trauen. Wir aber wollen weder undankbar, noch gelstreich, sondern treu sein und die Treue hat da höchste Verheißung. Sie läßt uns alle fest und klar bekennen:

„Jesus, er, mein Heiland, lebet.“ „Dieser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.“ Amen.

X.

Dor 12. Sonntag n. Trin.

2. Kor. 3, 4—11: 4. Ein solch Vertrauen aber haben wir durch Christum zu Gott. 5. Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken, als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott. 6. Welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des Neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist machet lebendig. 7. So aber das Amt, das durch die Buchstaben tötet und in die Steine ist gebildet, Klarheit hatte, also daß die Kinder Israel nicht konnten ansehen das Angesicht Moses um der Klarheit willen seines Angesichtes, die doch aufhöret, 8. wie sollte nicht vielmehr das Amt, das den Geist gibt, Klarheit haben! 9. Denn so das Amt, das die Verdammnis prediget, Klarheit hat, vielmehr hat das Amt, das die Gerechtigkeit prediget, überschwengliche Klarheit. 10. Denn auch jenes Teil, das verkläret war, ist nicht für Klarheit zu achten gegen dieser überschwenglichen Klarheit. 11. Denn so das Klarheit hatte, das da aufhöret, vielmehr wird das Klarheit haben, das da bleibet.

Was der Mensch am meisten hat, das schätzt er am wenigsten; und die Gaben, die wir alle Tage haben und gebrauchen, sind nach ihrem tiefsten Wert uns am meisten unbekannt. „Daß unsre Sinnen wir noch brauchen können und Händ' und Füße, Jung' und Lippen regen“, das nehmen wir jeden Morgen als etwas Selbstverständliches hin, bis der Herr eine Kraft verkürzt und die andere verkrümmert und wir erst aus dem Mangel merken, wie reich der Überfluß war. Und wie es im Äußeren ist, in Christo Geliebte, so ist es auch in inneren Dingen. Alle die Gaben, die wir täglich hören: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, Christi Fürbitte, Gottes Erbarmen, unsere Gerechtigkeit allein aus Gnaden — sind so gang und gäbe und so bekannte Dinge, daß vielleicht nur wenige Gott für diese reichen Gaben täglich danken. Und von wem werden uns diese Gaben übermittelt? Wenn die Gaben nicht hochgeschätzt sind, wie sollten die Vermittler hoch in Ehren stehen; und wenn die Gnaden nicht besser gewürdigt bleiben, wie sollen die

in rechten Würden bei der Gemeinde sich finden, die Haushalter über diese Gnaden sind.

Und doch ist es mir heute eine große, gnadenreiche Freude, daß ich vor dieser kleinen Gemeinde über das Amt sprechen darf, welches die Versöhnung predigt, über das Amt, das den größten Reichtum auf diese arme Erde bringt, nach dessen Aufhören diese Erde nicht wert wäre, fernerhin bewohnt und betreten zu sein und der Himmel sich verschlossen erweise und der Abgrund der Trostlosigkeit sich auftäte, wenn einmal der Herr sein Wort verstummen und die Haushalter über seine Geheimnisse zum Schweigen verurteilt sein ließe. Und wenn kein Glockenton mehr sonntäglich ertöne und kein Choral mehr unser Herz erquickte und im ewigen Einerlei des Alltags nicht die himmlische Anregung, sondern die irdische und santonische Aufregung die einzige Abwechslung böte, wie furchtbar leer und arm wäre dieses Leben, des Namens, mit dem es genannt ist, nicht wert und des Lobes, mit dem man es anerkennt, wohl nimmer teilhaftig.

Laßt mich heute die Herrlichkeit des neuteamentlichen Amtes bezeugen:

nach seinem Ursprung,
nach seiner Aufgabe,
nach seiner Dauer.

Nach seinem Ursprung zuerst: „Nicht, daß wir tüchtig sind von uns selber.“ Wenn der hohe Apostel, den sein Herr in drei Tagen aus einem Spötter und Verächter zu einem ausgewählten Rüstzeug gewonnen, so von sich spricht und in diesem Selbstbekenntnis mit allen Mitaposteln sich zusammenschließen muß, was will unsereins sagen, der in einem Volk von unreinen Lippen selbst unreiner Worte ist und der von all' den Ängsten und Leugnungen der modernen Zeit mehr als genugjam heimgesucht wird. Wenn euer Glaube und Glaubenstrost auf den Personen vergänglich und hinfallender Menschen ruhen würde, so würden sie euch in ihren Irrtum mit hineinziehen; ihr Fall bedeutete den euren und ihr Sinken müßte euch in den Abgrund mit hinabziehen.

Wohl euch und wohl uns, „daß wir nicht tüchtig sind von uns selber“. Und wenn wir mit Menschenzungen reden würden — der die Zunge gerührt hat, ist der Herr. Und wenn wir mit Engelszungen die alte Wahrheit verkündigten — der die Zunge mit Feuer geheiligt hat, ist der Herr. Und wenn wir alle unsere Habe den Armen an Geist geben würden und unsern Leib für des Höchsten Ehre willig

gäben, — daß wir ihn in den Dienst stellen und wie wir ihn in den Dienst geben können, das ist vom Herrn.

Wie groß aber ist der Ursprung des neutestamentlichen Amtes, das Gott selber in diese Welt, die ohne das Amt ein ungelöstes Rätsel wäre, voll von Widersprüchen, eingestiftet hat. Wie groß ist das Amt, daß der Herr Himmels und der Erden sich arme Menschen erwählt: „Gehe hin und ich will dich mitten in die Welt senden.“ Und so oftmals wir entgegengehalten haben, wir taugen nicht zum Predigen, das Amt ist zu hart und die Verantwortung zu groß, der Erfolg zu gering, immer wieder hat der Herr den Mut gefunden, das Amt aufzurichten mitten in der Zeit, die sein nicht achtete, um dann wieder Zeiten herauszuführen, in denen dieses Amt zu höchster Ehre gelangt. Gott selbst hat seinen eingeborenen Sohn in die Welt gerufen, daß er ein Hirte der Armen wäre. Und dieser Sohn hat seinen Lebenslauf in die Worte gefaßt: „Der Herr hat mir eine gelehrte Zunge gegeben, daß ich wüßte mit den Müden zu rechter Zeit zu reden, er öffnet mir alle Morgen das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger.“

Das ist der Ursprung des neutestamentlichen Amtes, daß der Vater seinen Sohn auf diese hirtlosen, lehrerarmlen, unberatene und ungetröstete Erde sandte, damit er ihr den Trost des Friedens brächte, nicht mit Worten allein, sondern mit Werken im Kreuz. Das hat er gewollt und das hat er gewirkt, daß bis auf diese Stunde der treue Hirte zu deiner und meine Seele spricht: „Ich will dich erquicken, ich will dich nicht Waisen lassen, ich komme zu dir.“ Und was Gott einmal angefangen hat, geliebte Christen, das läßt er nicht mehr, und alle Hemmungen seines Planes reizen ihn zum ernsteren Betonen seines Vorhabens. „Ich habe meinen Knecht eingesetzt und habe dies Amt bestimmt und es soll mir bleiben und ich will es ausrüsten, daß es tue, was mir gefällig ist.“

„Daß wir tüchtig sind, das ist von Gott.“ „Dieses Vertrauen haben wir durch Christus zu Gott“; denn der Herr Jesus blies seine Jünger an und sprach zu ihnen: „Nehmet hin den Heiligen Geist, welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben“ und: „Wer euch höret, der höret Mich!“ Und er hat seine segnende Hand auf uns gelegt, daß wir nicht bloß die Schwere seiner durchgrabenen Hand spüren, sondern auch die wunderbare Tröstung der Fürbitte unseres Erzhirten und hat in einer unvergessenen Stunde, die wie eine Feuerfäule uns leuchtet, wie eine Wolkenfäule vor uns

hergeht, zu uns gesprochen: „Fürchte dich nicht; wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.“

Solches Vertrauen, Geliebte, haben wir durch den hochwürdigsten Herrn Jesum Christum zu Gott, daß er, der unsre Sünde und Schuld und die geheimsten Flecken unseres Lebens gekannt hat, doch den Mut fand, uns zu senden, unserer sich zu bedienen und mit uns Geduld zu haben bis auf diesen Tag. Darum die Herrlichkeit des neutestamentlichen Amtes ruht auf jener ewigen und unvergeßlichen Stunde, da der Herr Jesus den Mut fand, Jünger zu senden, die er Apostel nannte und da er den Mut fand, auch unser einen in die Zeit und an die Zeit zu weisen.

Und zum Zweiten: die Herrlichkeit des neutestamentlichen Amtes ruht auf seinem wunderbaren Auftrag. „Der Buchstabe tötet“, sagt der Apostel, „der Geist macht lebendig.“ Ihr wißt, wie dies Wort immer wieder verstanden wird. Man sagt: nicht der Buchstabe der Bekenntnisse ist es, sondern der Geist und meint nicht den Geist Gottes, sondern den Geist der einzelnen Amtsträger, ihre Einfälle und ihre Träumereien, ihre Sitte, ihre geistreichen Gedanken. Aber liebe Christen, in der Todesstunde tröstet es dich und mich nicht, wenn einer noch so geistreiche Reflexionen über Sterben uns vorlegt, sondern da tröstet uns nur, daß einer spricht: „Jesus lebt, mit ihm auch du.“ Und wenn alle begangenen Sünden, alle unterlassenen Guttaten wie ein reißiges Meer uns umdrängen und uns den Anblick des ewigen Erbarmers verwehren und uns um Trost bange ist, dann erquickt uns nicht: „Denke dir doch, Gott sei gnädig, glaube doch, daß die Sünde mehr eine Vorstellung als eine Tatsache sei; rede deiner Seele zu, daß sie nicht trauere.“ Sondern uns tröstet allein das Kreuz Jesu Christi, da unser einiger Friede gestiftet worden ist.

Seht, das ist nicht so gemeint: der Buchstabe der Bibel tötet und der Geist, den man hineinlegt, bis alle Worte umdeutet und umwertet sind, macht lebendig, sondern das ist so gemeint: alles alttestamentliche Gesetz ist Buchstabe, Wort, Schrift, Laut, Klang. Aber dieser Buchstabe sagt wohl, was wir tun sollen, weist uns auf die Arbeit unseres Lebens hin, gibt uns aber nicht die Kraft unsere Pflicht zu erfüllen, und die Arbeit zu lösen. Der Buchstabe reißt mit ehernem Ernst, mit metallener Unwandelbarkeit Gesetz auf Gesetz, aber kein einziges Gebot sagt uns, wie man es erfülle. So tötet der Buchstabe. Er legt mir tausend Lasten auf, unter denen ich niederfalle und sterbe; er sagt mir Gebot und Gesetz, er verkündigt mir Gericht und Verdammnis, aber

als ob er kein Herz hätte, zieht er sich schweigend zurück und läßt mich in meinem Unvermögen allein und hat kein Mitleid mit meinen Tränen; und als ob er keine Hand hätte, läßt er mich liegen; er schlägt mich nieder, aber er richtet mich nicht auf.

„Da bist du mein Heil kommen und hast mich froh gemacht.“ „Du hast das Gesetz erfüllt, des Gesetzes Fluch gestillet, läßt mich wider dessen Stürmen deiner Gnade Schutz beschirmen.“ Das ist es: der Geist, der von Golgatha auf Sinai taute, die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die dem Buchstaben die Zunge löste und die Hand reichte und das Gesetz ganz erfüllte, macht lebendig. Nun ist nicht mehr im Schweigen der Winternächte der Buchstabe mein Feind, daß meine Lebenskraft ganz erlahmt, sondern nun steht der ewige Gottesgeist in Christo, meinem Herrn, gnadenvoll, barmherzig, leutselig vor mir, wie der helle Frühlingstag, da alle Kerne anheben zu sprossen und alle Quellen anfangen zu rieseln und durch die Natur ein neues Leben strömt; denn er macht lebendig.

Seht, Geliebte, das ist die Herrlichkeit des neutestamentlichen Amtes: „Tröstet, tröstet mein Volk, sagt, daß die Knechtschaft, die tötet, ein Ende hat und daß Jesus Christus in die Welt kommen sei, Sünder selig zu machen, Verirrte zu sich zu ziehen aus lauter Güte und den Mühseligen ein barmherziger Freund zu werden.“ Der wahre heilige Gottesgeist, der Jesum zu meinem Herrn und Heiland gesalbt hat, der macht lebendig. Und das bleibt die Herrlichkeit des neutestamentlichen Amtes, daß es durch alle Zeiten, in den größten Niedergängen, in schwerster Nacht, in den dumpfen Engen der Kirchengeschichte immer wieder aufs Kreuz hingewiesen hat: „Siehe, da ist euer Gott.“ Es wird dies Amt nie etwas anderes in Wirklichkeit predigen können als die Gnade, die da lebendig macht. Es wird dies Amt nichts Größeres bringen dürfen als: „Das ist auch dir geschrieben, auch du bist von den Lieben, weil Gott die Welt liebt.“

Seht Christen: dieses Amt hat euch, da ihr arm, unmündig, unwissend, dem Vater ein Rätsel, der Mutter eine schwere Sorge wartet auf die Arme genommen und hat euch dem ans Herz gelegt, der ein rechter Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Und dieses Amt hat euch zu einer lebendigen Hoffnung wiederbringen dürfen und hat an eurem Taustag euch die seligste Herrlichkeit erschlossen. Arme Menschen, selbst hilflos, trostbedürftig, selbst einsam, viel umtrieben, selbst der Ruhe bedürftig, haben in Kraft des

Amtes euch die volle Friedensgabe des dreieinigen Gottes ins Herz und Leben gesenkt: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“ Und dieses Amt hat euch an der Hand genommen, da ihr lernen wolltet, und hat, wenn es rechter Art geführt wurde, mit Hintersetzung alles Persönlichen und doch von persönlicher Erfahrung getragen und verklärt, zu dem ewigen Kinderfreund euch geführt und hat aus tiefsit quellendem Herzensgrund euch den vor Augen gemalt, vor dem aller irdischer Schein verbleicht, vor dem alle irdische Last leicht und lieb wird, und euch gesagt: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich, euer Heiland, habe die Welt überwunden.“ Und als ihr einem Amtsträger eure Hand in die seine legtet und ihm, dem Diener der Kirche, Treue des Bekenntnisses in guten und bösen Tagen, in Wort und Tat gelobt, habt ihr die segnende Hand spüren dürfen: „Der himmlische Vater mehre in dir seine Gabe, des Heiligen Geistes Schutz und Schirm wider alles Arge, Kraft und Hilfe zu allem Guten!“ Und ihr habt es erfahren dürfen, was es heißt: „Ich helfe dir auch, ich stärke dich mit dem rechten Arm meiner Gerechtigkeit.“ Und zuvor hat dieses Amt euch aus göttlichem Auftrag den Tisch angesichts all eurer Feinde, der Sünde, der Schande und des Todes, decken dürfen und zugerufen: „Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verraten ward, hat er auch für dich sein Leben geopfert und dir zugut sein heiliges „Nimm hin und isß auch für deine Sünden in den Tod gegeben, auch für deine Missetat am Kreuz vergossen“ gesprochen und hat euch die Vergebung der Sünden tief ins Herz gegraben und versiegelt mit teurem Eid:

„Bis zum Schwören kannst du's wissen,
 daß der Schuldbrief sei zerrissen,
 daß die Handschrift sei zerstückt,
 daß wir Vergebung unserer Sünden
 in seinen blut'gen Wunden finden.“

Und dieses Amt will euch nun durch euer Leben geleiten, bis es zu Ende sich neigt, und will über eurem Grab noch die Lebenshoffnung bezeugen. Sagt selber, was wäre euer Leben ohne dieses Amt geworden und was würde es ohne dieses Amt sein? Es gibt höhere Ehren und größere Rangstufen, aber kein Amt, das den Müden das Herz erquickt und den Armen den Trost bringt und den Sterbenden den Frieden bezeugt und einer verlorenen Welt die Heimat weist, — ein solches Amt gibt es fürderhin nicht mehr.

Seht, das ist der Geist, der lebendig macht, während der Buchstabe tötet. Und der Apostel sagt es: „Wenn das Amt des Buchstabens, der doch tötet, nur um deswillen, weil der Buchstabe auch von Gott kommt, solche Klarheit hatte, daß die Kinder Israel nicht ansehen konnten Mose Antlitz, welche Klarheit wird das Amt haben, das auf Golgatha eingesetzt von der Heimkehr des gen Himmel ziehenden Knechtes umstrahlt und beleuchtet ist!“ Welch eine Klarheit, wenn die frostige Winternacht im hellen Schein des Mondes weithin die Erde beleuchtet, daß man der Kälte um des Glanzes willen vergißt! Welch ein Meer von Glanz aber, Welch ein Reichthum von Güte und Trost wird von der Frühlingssonne, der goldenen, ausgehen, wenn sie voll Freude und Wonne mit ihrem Glänzen ein herzerquickendes Licht bringt, wie muß das Klarheit haben!

Geliebte, seht von uns weg auf den, der uns gesandt hat, bis euch die Augen über der Leutfeligkeit übergehen, die nicht kalt und fremd euch scheint, sondern mild und sonnig euch leuchtet; seht weg von uns, wenn ihr an uns euch irrt, wenn wir euch irren, wenn zwischen unserm Wort und Wandel oft so schmerzliche Gegensätze sich finden, wenn vielleicht die Stimme Jakobs Stimme und die Hände Esaus Hände wären; schaut hin auf den, der solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet, solche Widersprüche zwischen Wort und Wandel trägt und doch immer wieder der Gemeinde alle Morgen seine unbewölkte Gnade neu erzeugt.

Und so schließt der Apostel, so schließe auch ich:

„Die Herrlichkeit des Amtes ruht in seiner ewigen Dauer.“ „So das Klarheit hatte, das da aufhört“; Mose ist längst gestorben, der Sinai liegt im Schatten der Vergessenheit der Weltgeschichte! „Wie viel mehr wird das Klarheit haben, das da bleibet.“ Denn das wissen wir: Himmel und Erde werden vergehen, aber der Dienst am Wort vergeht nicht. Und wenn der letzte Mensch begraben wird, wird der letzte Tröster an seinem Grab stehen; und wenn die Welt in Trümmer sinkt, an den Trümmern werden etliche sein Lob verkündigen, bis daß er kommt. Seht, das ist das Wunderbarste, daß, während alles vergeht, Weltreiche versinken, als wären sie nie gewesen, Weltgrößen fallen, als hätten sie nie gelebt, dieses arme unscheinbare Amt immerfort seinen Dienst tut. Es ist an der Wiege des alten römischen Reiches deutscher Nation gestanden und hat dieses Staatsgebilde mit Geist und Kraft

getauft, nachdem es an der Bahre des römischen Weltreiches gestanden und seinen Untergang beklagt hatte. Es hat das heilige Reich deutscher Nation durch alle Zeiten geleitet, hat mit neuem Glanz das Evangelium von der freien Gnade verkündigt und hat mit den Müden zu rechter Zeit immer wieder geredet und hat andere Staatsgebilde kommen und gehen sehen. Und es geht auch mit den Neugestaltungen unseres Reiches; und wenn dieses nicht mehr ist, das Amt wird alle Reiche überdauern, denn es ist für die Seelen in die Seelen gegründet. Und wenn die Welt vergangen sein wird, wird man in der Ewigkeit noch dieses Amtes brauchen als das, das die herrlichen Taten Gottes immer wieder preist, bezeugt und verkündigt und andere zu seinem Lob und Ehre auffordert.

Habe ich zu viel von dem Amt gesagt, so laßt mich wenigstens noch das als mein persönliches Bekenntnis zum Schluß hinzufügen:

„Dieses Amt trägt weit mehr seinen Mann als der Mann das Amt trägt.“ Ach wie oft, wie viel tausendmal hat das einfache Wort: „Gehe hin, ich habe dir's befohlen!“ den müden Fuß wieder aufgerichtet und das matte Auge wieder erquickt und erleuchtet. Ach wie oft ist aus dem Gebenden ein Empfangender und aus dem Darreichenden ein Nehmender und aus dem, der andern predigte, einer geworden, den selbst die Predigt traf. Erlaubt es mir, daß ich das Amt, in das aufgenommen zu werden, auch ich einst gewürdigt ward, rühme und preise nicht mit dem verhallenden Wort, sondern mit dem Versprechen, das der Erzhirte selbst hören wolle:

„Ich werde dir zu Ehren alles wagen,
Kein Kreuz nicht achten, keine Schmach noch Plagen,
Nichts von Verfolgung, nichts von Todeschmerzen
Nehmen zu Herzen.“

Und wie Calvin einst gesagt hat: „Dir bringe ich mein Herz zum Opfer“, so möchte ich es heut und alle Tage geloben dürfen:

„An mir und meinem Leben sei nichts auf dieser Erd',
Was du mir, Herr, gegeben, das ist der Liebe wert.“

Betet für das Amt, daß es seine Träger trage, betet für uns Amtsträger, daß wir unter des Amtes Bürde wachsen und im Frieden des Amtes unsern Weg vollenden!

Der Herr aber lasse die Erhörung dieser Gebete auf euch alle zurückströmen! Tausendfachen Trost, wahre Erquickung, selbige Gewißheit der Gottesnähe schenke er euch allen und dem Dienst des Amtes. Amen!

XI.

Am Bartholomäustag.

2. Kor. 4, 7—9: 7. Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. 8. Wir haben allenthalben Trübsal; aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange; aber wir verzagen nicht. 9. Wir leiden Verfolgung; aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt; aber wir kommen nicht um.

In dem Herrn Geliebte! Der heutige Tag ist von der Kirche dem Gedächtnis des Apostels Bartholomäus gewidmet, jenes Apostels, von dem der Herr ein wunderbar tiefes und ein wunderbar großes Zeugnis abgelegt hat. Ein wunderbar tiefes: „Ehe du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich!“ — Der Herr kennt die seinen von Ferne. Ein wunderbar großes: „Siehe, ein rechter Israelite, in welchem kein Falsh ist!“ Lauter und klar, rein und wahr, ernst und treu — so steht das Bild des Apostels vor seinem Herrn und durch das Zeugnis des Herrn vor uns. Diesenigen, die in der Heiligen Schrift ein wenig bewandert sind, wissen, daß ich eben die Schilderung des Jüngers Nathanael gegeben habe, der wahrscheinlich derselbe ist wie Bartholomäus. Und die, welche weiter in der Schrift bewandert sind, wissen, daß ich eben aus Joh. 1 eine Stelle gesprochen habe, dessen 2. Kapitel mit den Worten beginnt: „Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galliläa und die Mutter Jesu war da.“ Das war die Hochzeit eben des Bartholomäus.

Wenn aber jemand unter euch fragen sollte, warum wir heute in diesem Kreise das Gedächtnis des Apostels erneuern, so verweise ich auf den 21. Artikel der Augsburger Konfession, in dem es heißt: „Der Heiligen sollen wir also gedenken, daß wir unsern Glauben dadurch stärken, wenn wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist.“ Möchte es uns gelingen, in dem Glauben, der Bartholomäus groß, frei und reich gemacht hat, zu verharrten! Möge es uns beschieden sein, aus solchem Glauben zum seligen Schauen zu gelangen!

Was uns aber heute aus Evangelium und Epistel des Bartholomäustages entgegenkommt, ist so groß und reich, daß schon der erste Satz euch genügen müßte. Der erste Satz vom Evangelium vom heutigen Tage lautet: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele.“

In einer Zeit, in der das Herrschen das Größte und das Dienen das Kleinste scheint, in einer Zeit wiederum, wo das Dienen in seiner ganzen Herrlichkeit und Ehre erstrahlt, wollen wir einander zurufen: „Wer dient, der herrscht!“

Dienst, allgemeine Dienstpflicht!, so schallt es aus Feindesland zu uns herüber. Allgemeine Dienstpflicht! so töne es aus der Heimat zur Stärkung unserer Freunde in die Ferne. Wer in dieser Zeit sich des Dienens weigert, hat die Zeit verscherzt und ihren Wert verkannt. Groß ist es, wenn jemand sein Leben in die Schanze schlägt und seine ganze Kraft dem Vaterlande weihet. Groß ist es, wenn jemand seines Lebens nicht achtet, wie sie jetzt zu Tausenden dahingemäht werden, einfache und hochangesehene, reichbedeutende und schlichte Leute, eins in dem Gedanken zu dienen. Groß aber auch ist es, wenn jemand nicht bloß in der Freude des Opfern, des augenblicklichen Opfers, sondern wenn er jeden Tag und jede Stunde allen Ernst und alle Zeit, jede Regung und jede Neigung in den Dienst der großen Sache gibt.

Das arme Kind, das sich den Pfennig vom Munde abdarbt, um den Krieger etwas zu gönnen; die fürstliche Frau, die von Krankenbett zu Krankenbett geht, um die Verwundeten mit freundlichem Gruß zu erquicken; die Krankenpflegende Christin, die keine Mühe und keinen Ekel kennt, um ihren leidenden Brüdern den Schmerz zu erleichtern; der Mann, der draußen unbeweglich Wache hält, sie alle dienen in langsamem Opfern, sie alle wissen etwas von dem Worte: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene.“

Nehmt den Satz mit ins Haus und ins Herz: „Herrschen kann nur der, der dient, und der herrscht am besten, der am ernstlichsten dient!“ Dienen heißt nicht sich herablassen zu flüchtigem Gruß des Einfalles; dienen heißt nicht sich hergeben für die Umgebung des Augenblickes; dienen heißt, sein ganzes Leben und Denken, seine Zeit und ihre Wünsche, seine Kraft und ihre Ziele für andere stets zu opfern bereit sein.

Und wenn hier in dieser Versammlung eine Seele sein sollte mit der karglichen Rede: „Wem soll ich denn dienen?“, der erwidere ich: „Du mußt wirklich schon viele Gelegenheiten des Dienens versäumt haben, daß du so töricht fragen kannst!“ Jeder Tag heißt dich dienen, jede Stunde will von dir ein Opfer; jeder Mensch, der an deine Türe klopft, begehrt deiner; jeder Anlaß, jede Gelegenheit, die bei dir sich einstellt, will deine Kraft, und du fragst noch: „Wem soll ich dienen?“

Außer diesem großen Gedanken des Evangeliums bringt der Bartholomäustag die hehren Gedanken der heutigen Epistel, die eurer Liebe kurz ans Herz gelegt werden müssen. Diese lauten:

Wie arm sind wir! Wie reich macht er!

Wie arm sind wir! Irdene Gefäße nennt uns der Apostel, Leute, aus Erde gebildet, von Erde genommen und zur Erde werdend. Heute stehen wir da, morgen sind wir zerbrochen. Und in solch irdene Gefäße, in solch armselige Gestalten hat Gott seine reichsten Schätze eingesenkt: den Schatz des Glaubens, der Sorgen überwindet, der Hoffnung, die die Zukunft erobert, der Liebe, die die Gegenwart heilt. In solch gebrechliche Gefäße hat er die Erkenntnis seines Sohnes Jesu Christi hineingegeben, daß die ganze arme Erdengestalt von dem Glanze der Leutseligkeit Christi erleuchtet und überstrahlt werde. Je mehr du Jesu nachfolgst, desto mehr Glanz erhält dein inwendig Leben.

Seht, obgleich du und ich nur wenige Jahre haben und jeden Tag von neuem spüren, wie das irdene Gefäß, die gebrechliche Stütze, wankt und schwankt — dort ein Weh, hier ein Leid, dort eine Krankheit und hier ein Schmerz —, hat er uns doch mit diesem unermesslichen Reichtum angetan, daß ich einen Heiland habe, dem ich dienen, danken, gehorchen, den ich lieb und wert haben kann. Und wenn du kein irdenes Gefäß wärest, sondern aus eitel Gold und in Herrlichkeit geschaffen und der Gedanke Jesus bliebe dir fremd, so wäre es eine kalte Schönheit und ein äußerlicher Glanz. Und wenn du alles in deinem Außenleben besähest und deine ganze irdische Gestalt überstrahlt und erleuchtet wäre von höchstem Verstande und du kennst Jesum und sein Licht nicht, so wäre dein Glanz geborgt, dein Schein sah! und dein Licht tot.

Wir haben solchen Schatz, den großen, reichen Gotteschatz, in gebrechlichen Gefäßen, damit niemand sagen kann: „Mein Glaube, meine Hoffnung, meine Liebe“, sondern jeder sagen muß: „Er hat mir den Glauben geschenkt, die Hoffnung entzündet, die Liebe verliehen.“ Denn die überschwengliche Kraft, wie es im Griechischen heißt, der Überschwang der Kraft, das, was aus den Gefäßen hervorleuchtet,

die köstliche Frucht des Erdenlebens, die köstliche Spende des Erdenswallens sei nicht von uns, sondern von Gott. „Seine Kraft wird in unserer Schwachheit vollendet.“ Siehe, je schwächer du wirst und je mehr das irdene Gefäß hervortritt, in Leid, Krankheit, Sterbensnot, Todesgrauen, in der letzten Stunde, im Sarge, desto mehr tritt Gottes Gabe: der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, eben als Gottesgabe hervor. Solange man jung und kräftig ist, behend und hurtig, gewandt und geschickt, liegt die Versuchung nahe, daß man sich des Schatzes rühmt, seine Gaben, seine Kenntnisse als das Maßgebende hervorhebt und daß man — es gibt törichte Menschen genug — das Gefäß lieber hat als den Schatz und die Außenhülle mehr sucht als das, was sie birgt.

Ach, meine Liebsten, die Gefahr, die z. B. dem geistlichen Amte droht, daß um der Außenseite willen, um der Beredsamkeit willen es gesucht wird, während es nicht um der unvergänglichen Güter willen begehrt ist, erscheint so groß, daß wir Diener des Wortes bitten müssen: „Laßt das Gefäß in alle Unehre und in alle Schwachheit kommen, daß nur nicht der heilige Inhalt verkannt und das gebrechliche Gefäß überschätzt wird!“ Gerade in der Großstadt kommt es so häufig vor, daß man Geistliche sucht nicht um deswillen, was sie bieten, sondern um deswillen, was sie geben von sich selbst. Das wird dann ein Fluch für Lehrer und Hörer. Und wenn jemand dich, du einzelner Christ, um deiner äußeren Gabe willen lieb hätte, so, glaube mir, ist er dein Todfeind. Wenn jemand dich auffucht um deiner äußeren Vorzüge willen, deiner Gewandtheit, Lebenswürdigkeit, Feinheit willen, glaube mir, der will dich berauschen und berücken und will das Gefäß höher achten denn den Inhalt. Das Gefäß aber zerbricht und wehe ihm, wenn der Inhalt verflüchtigt ist.

„Wir haben solche Schätze im irdenen Gefäße.“ Ach, wie arm ist der Mensch! Wie arm ist der Prediger! Wenn es zum Sterben bei ihm kommt, dann ziehen die Tausende von Seelen, die sich ihm anvertraut haben, noch einmal an ihm vorüber, fragend: „Hast du mir treu gedient?“

Seute, am 24. August, denkt die Kirche jenes furchtbaren Blutbades unter den Protestanten in Paris, jener schrecklichen Bartholomäusnacht 1572, in welcher Karl IX. so viele Tausende von Protestanten hinschlachten ließ. Wißt ihr, wie Gott diesen König gestraft hat! Als es bei ihm zum Sterben ging, zogen die Scharen der Erschlagenen am Sterbebette vorüber, 100 zur einen Thüre hinein und zur andern Thüre heraus, denen stets neue 100 folgten — und so ging der grause Kreis-

lauf weiter, bis der König seinen Geist aufgab.

So kommen uns Dienern am Worte die vielen, vielen Seelen, an denen wir hätten arbeiten müssen, vors Gewissen. Ach, wie arm sind wir, wenn's zum Sterben geht! „Solche Schätze im irdenen Gefäße.“

Doch wie reich ist er und wie reich machter! „Auf daß der Uberschwang der Kraft, die überströmende Fülle nicht von uns sei, sondern von Gott.“ Ihr könnt sagen: „Ich gehöre der ärmsten Kirche an“; denn es gibt in der Tat keine ärmere als unsere liebe lutherische Kirche. Die reformierte Kirche hat ihre Verbindungen, auch ihre Beziehungen zur Politik; die katholische Kirche hat ihre bedeutenden Verknüpfungen und einflußreichen Verhältnisse, ihre leuchtenden Gestalten, ihre gewinnenden Wege, die wir nie gehen können, nie gehen wollen, ja nie gehen dürfen. Und unsere Kirche ist so arm, so gering, so zerbrechlich, daß jedes Kind am Wege ihrer spottet. Ihre Lücken klaffen, ihre Armut schaut überall hervor, ihre Not ist groß, ihre Zerrissenheit schreit gen Himmel. Und doch — sie hat am reichsten und reinsten die unermesslichen Schätze des Wortes und Sakramentes. Und wenn ich heute noch eine Kirche wählen müßte, ich könnte keiner mich mit Leib und Seele verschreiben wie der Kirche, deren Diener zu sein meine höchste Ehre und mein größtes Glück ist. Wir Lutheraner haben einen Schatz des reinen Gotteswortes und Sakramentes in irdenen Gefäßen, in brechenden Säulen, in geborstenen Mauern, in bausälligen Gewölben, in wankenden Türmen, in stürzenden Hallen. Aber wir haben den Schatz. Bis der letzte Lutheraner stirbt, wird auch der ewige Schatz des Wortes und Sakramentes bleiben.

Meine Christen! Schämt euch der armen Gestalt eurer Kirche nicht, weil sie die Knechtsgestalt ihres Erzhirten trägt. Schämt euch des irdenen Gefäßes nicht; es birgt den köstlichsten Inhalt. Wer einmal aus dem Holzfeld unserer Kirche den lautereren Trank des Gotteswortes verkostete, wer einmal aus dem dürftigen Korbe das Lebensbrot geschmeckt hat, wird nicht irre an seiner Kirche. Schwachköpfe, Träumer, Schwärmer, Phantasten, Enthufasten, Scheinleute mögen, ja sollen unsere Kirche verlassen, je früher je besser, solche Leute braucht unsere Kirche nicht. Aber die tiefer sehen, sprechen: „Irdenes Gefäß, wie reich macht dich Gott!“

„Wir haben allenthalben Trübsal“, fährt der Apostel fort, „aber wir ängsten uns nicht.“ Im griechischen Texte heißt's: „Wir werden überall bedrängt, aber der Raum

zum Leben ist uns geblieben.“ Wie viel bedrängt wir sind, auch die einzelne Seele, auch die Kirche — das weiß Gott. „Wir haben allenthalben Trübsal“: Zweifel, Sünde, Sorge, Versuchung, aus uns selber geboren, vom Teufel, von unserer Umgebung, aus den Verhältnissen, wir sind wie Leute, die nimmer Atem schöpfen können. Wo bleiben wir da noch? Wir sprechen mit Luther: „Entweder unter dem Himmel oder im Himmel, wenn man uns die Erde entzieht.“

Ihr dürft es mir glauben und werdet es sehen: nach dem Krieg hat man für jede Kirche eine Belohnung, für unsere Kirche aber nicht. Ihr werdet's erleben: nach diesem Kriege wird jeder religiösen Richtung höchste Ehre zuteil werden, aber dem Bekenntnis treuer Lutheraner die geringste. „Wir haben allenthalben Trübsal auch in der Zukunft.“ Wie soll es werden? Wie wird unsere Kirche sich gestalten? Ihr ahnt es gar nicht, welche Nöte und Sorgen unser Herz beschweren! „Allenthalben Trübsal.“ — Aber so eng ist der Raum nicht, den die Welt uns noch läßt, daß wir nicht Jesum an der Seite hätten und ihn bei der Hand fassen und sagen können: „Mein Herr und mein Gott!“ So schmal ist das Flecklein Erde, das man uns von Gottes wegen lassen muß, nicht, daß nicht neben uns unseres Königs Platz ist, der da sagt: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“

Ach, wenn ich nur das weiß, daß Seine Gnade bei mir ist, dann soll mir alles recht sein, dann will ich durch Schmach und Verfolgung, durch Böses und Gutes, durch Verleugnung und Schmähung, Entbehrung und Verzicht gehen; wenn ich nur das weiß, daß Seine Gnade bei mir ist.

„Uns ist bange, aber wir verzagen nicht!“, sagt der Apostel. Es ist im Deutschen kaum nachzuahmen und auszudrücken, wie sein es im Griechischen lautet: „Weglose Leute, aber nicht ohne Ausweg“ „Weglose Leute“ — jetzt geht's einen Schritt, dann noch einen und plötzlich bricht der Weg ab: zu ihren Füßen der furchtbare Abgrund, zu ihren Häupten hochragende Felsen und zu beiden Seiten Ströme des Leides. Weglose Leute! Andere Kirchen haben tausend Wege, meine Kirche hat nur einen — und das ist der schmale Weg der Christusbachfolge. Andere Menschen wissen tausend Reden und tausend Hilfen, ich habe nur eine: „Meine Seele harret auf den Herrn wie ein Wächter auf den Morgen.“

Uns ist bange, das wollen wir nicht leugnen, sehr bange; am bängsten vor uns selber, ob wir die Treue halten, ob wir nicht gar in der Sterbestunde Jesu Sand fahren lassen, ob nicht vielleicht in der letzten,

entscheidenden Stunde der Zweifel sich zur Verzweiflung oder andern große Schande und Laster steigert. Wir haben große Angst, ob wir selig sterben. Wer diese Angst nicht hat, der ist's nicht wert, selig zu sein. „Aber wir verzagen nicht.“ „Weglose Leute“ — stehen wir und fragen: Wer zeigt uns noch den Weg? „Ich bin der Weg!“ Zweifelnde Leute — rufen wir hinein in die Weite: „Wo ist die Wahrheit?“ „Ich bin die Wahrheit!“ Vom Tode sählings ereilt rufen und schreien wir ängstlich: „Wo ist das Leben?“ „Ich bin das Leben!“ spricht der Herr. „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“

„Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen.“ Wer verfolgt uns eigentlich nicht? Die einen verfolgen uns mit ihrer Zuneigung, die andern verfolgen uns mit ihrer Abneigung. Was schwerer zu tragen ist, weiß Gott. Die einen verfolgen uns mit dem Zuviel der Freundlichkeit, die andern mit dem Zuwenig. Dann verfolgen uns allerlei Fragen, Sorgen und Sünden; die Erinnerungen steigen aus den Gräbern, die Anklagen der Jugend kommen wie gewappnete Männer, die verlorenen Jahre klagen und verklagen — „wir werden verfolgt.“ Dazu verfolgt uns das gährende, ängstende Vielleicht: „Wenn nun das alles nicht so wäre?“ Wenn das Kreuz Erfindung wäre? Wenn niemals einer am Kreuze geküßt hätte? Wenn Jesu Grab noch verschlossen wäre? Wenn der Stein noch über dem Grabe läge? wenn der Himmel ehern wäre? Wenn es Gott, wenn es Gott nicht gäbe?“ Wenn jene Toren, die jetzt wieder ihren Katechismus hinaus ins Volk werfen, recht hätten, die da sagen, daß der Mensch nichts anderes wäre als ein höher entwickeltes Tier? Was dann? „Wir werden verfolgt, wir leiden Verfolgung, wir spüren es, wir spüren es sehr, meine Geliebten, aber wir werden nicht verlassen.“ „Wenn du durch das Feuer der Trübsal gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Flammen zwar anbrennen, aber nicht verbrennen.“ „Und wenn du durch das Wasser gehst, will ich bei dir sein, nicht, daß die Wasser dir nicht bis zum Hals und ans Haupt reichen könnten, aber daß die Wasserströme dich nicht ersäufen.“

„Wir leiden Verfolgung, aber ewig sei Gott gedankt, wir werden nicht verlassen.“ Die ganze Geschichte meiner Kirche, durch 400 Jahre reichend, die blutgetränkte, die wundenreiche, die tränendolle und leidgesättigte Geschichte meiner Kirche hat nur eine Überschrift: „Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen.“

Vor jetzt 180 Jahren sind sie hinausgewandert unsere Brüder und Schwestern aus dem Salzburgischen, rechtlos, ohne Habe und ohne Hilfe, ohne Stab und ohne Stütze. Was waren das für ergreifende Momente, wenn den Müttern die Kinder weggerissen wurden und nun dort am einen Ufer der schäumenden Salzach die weinenden Frauen, am andern die geraubten Kinder standen und man den Müttern zurief, wenn sie den Glauben ihrer Väter verleugnen und abschwören wollten, sollten sie mit ihren Kindern vereint werden. Da sangen nun die Glaubensstreuen und Glaubensstarken:

Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn.
Das Reich muß uns doch bleiben.

Und zogen getrost in die Verbannung. Sie wurden nicht verlassen, Gott hat sie gerettet.

Was für eine Zeit war das, als vor jetzt 80 Jahren der teure König Friedrich Wilhelm III. von Preußen unsere Zillertaler Glaubensgenossen heraus aus der Verfolgung rettete!

Die ganze Geschichte lutherischen Kirchentums ist eine Geschichte unverhehlter Verfolgung. „Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen.“

Und das Letzte: „Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um“, oder, wie es im Griechischen heißt: „Wir werden herabgeworfen, aber wir werden nicht verworfen.“ „Wir werden herabgeworfen“, ach ja, von vielen Höhen, und es ist gut so. „Als du jung warst, sagt der Herr zu einem seiner Lieblinge, „da gürtetest du dich selbst und gingest dahin, wo du wolltest. Nun du älter bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürteln und führen, wohin du nicht willst.“

Das erfährt jeder Mensch, jeder, nur jeder in seiner Weise. Wenn man jung ist, behauptet man sich selbst. Wenn man älter wird, dankt man Gott in Christo Jesu unserm Herrn, wenn er für uns eintritt. Man wird viel herabgeworfen von wirklichen und von erträumten Höhen, von Höhen, auf die uns sein Erbarmen stellte, von Höhen, zu denen unsere Einbildung uns erhob. Man wird herabgeworfen. Die Erfahrung ist eine wahre, klare, untrügliche Lehrmeisterin. Die Welt — und das muß ihr gedankt werden — ist schonungslos und ohne Mitleid. Alles Unehnte, alles Falsche, alles Gemachte, alles Erdichtete, alles Erkünsteite alle Pose, alles Scheinwesen wird von der Welt her-

abgeworfen, schonungslos und ohne Erbarmen. Gott sei Dank! Lieber tot als unecht, lieber auf dem Boden gekrümmt als auf der Höhe nur Schein.

„Wir werden niedergeworfen, aber wir werden nicht verworfen.“ Einer hat das so schön im Bilde geschrieben: „Treuer Herr, wirf mich, wohin du willst, aber wirf mich in deine Gnade.“

Ja, so beten wir heut am Tage des seligen Apostels: „Wirf mich, wohin du willst — aufs Krankenlager, ins Siedtum, in die Verkanntheit, in die Armut, in die Schmach — wirf mich, wohin du willst, aber verwirf mich nicht von deinem Angesichte und nimm deinen Seligen Geist nicht von mir!“

Wollen wir, meine Christen, so den Aposteltag, an den die meisten gar nicht gedacht haben, begehen, so wird er uns ein reicher Segen sein.

D i e n e ! rufen wir unserer Seele zu, diene und danke! Diene, solange du kannst, danke, so gut du vermagst. Diene einem jeden, auch dem Wurm am Wege, auch dem Geringsten, auch dem, der es nicht begehrt, und dem, der es dir nicht wert erscheint; denn dein Gott hat dir gedient, da du es nicht begehrtest und noch weniger verdientest. D i e n e dem Bettler, dem Landesflüchtigen, dem Feinde, dem, der sich an dir versündigt hat! D i e n e jedem in seiner Weise und wie es ihm gut und heilsam ist!

D a n k e ! Ja danke so, wie der teure, alte Kirchenvater Chrysostomus als lehtes Wort gesagt hat: „Gott sei Dank für alles“: für sein Rein, für seine rauhe Sand, für sein scharfes Messer, für die harte Zucht, Gott sei Dank für alles.

Gott sei aber am meisten Dank für den Reichtum in der Armut: Ich gebrechlich — er mein Hort; ich verloren — er mein Zell; ich in Trübsal — er mein Trost; ich hin- und hergeworfen und viel im Leide — er mein Licht.

„Seele, vergiß es ja nicht, Lobende, schließe mit Amen!“

2. Kor. 3, 2—11: Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen; 3. Die ihr offenbar worden seid, daß ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet und geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens. 4. Ein solch Vertrauen aber haben wir durch Christum zu Gott. 5. Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken, als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, 6. welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des Neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist machet lebendig. 7. So aber das Amt, das durch die Buchstaben tötet und in die Steine ist gebildet, Klarheit hatte, also daß die Kinder Israel nicht konnten ansehen das Angesicht Moses um der Klarheit willen seines Angesichtes, die doch aufhöret, 8. wie sollte nicht vielmehr das Amt, das den Geist gibt, Klarheit haben! 9. Denn so das Amt, das die Verdammnis predigt, Klarheit hat, vielmehr hat das Amt, daß die Gerechtigkeit prediget, überschwengliche Klarheit. 10. Denn auch jenes Teil, das verkläret war, ist nicht für Klarheit zu achten gegen dieser überschwengliche Klarheit. 11. Denn so des Klarheit hatte, das da aufhöret, vielmehr wird das Klarheit haben, das da bleibet.

Gemeinde des Herrn! Du hast vorhin ein Lied gesungen, das zu den wenigst gesungenen des Gesangbuches gehört. (Herr Jesu, der du selbst von Gott als Lehrer kommen.) Es sind nur zwei Lieder, die mit dem Namen Ordinationslieder überschrieben sind. Es sind die Lieder, welche gesungen werden können, wohl auch sollen bei dem Anlaß, da die jungen Amtsträger durch Auflegung der Hände das heilige Predigtamt überkommen, die auch dann gesungen werden, wenn der Amtsträger in eine neue Gemeinde einzieht und ihr vorgestellt wird. Ordination, Abordnung zum heiligen Amte und heiligen Handlungen! Die es erlebt und erlitten haben, vergessen es ihr Lebtag nicht mehr und wenn

sie es vergessen, so mahnt sie ihr Gewissen und der Herr des Amtes und die leidende Gemeinde.

Laßt mich heute, da wir am vorigen Donnerstag von der Herrlichkeit dessen, was die Gnade Christi an uns selber gewirkt hat, gesprochen haben, von dem neutestamentlichen Amte reden.

Von seinem Ursprung, von seiner Gabe und von seiner Herrlichkeit.

Zuerst von seinem Ursprung.

Der Apostel nennt die Gemeinde einen Brief, der nicht auf Papier, nicht auf Pergament, sondern in die Herzen, nicht mit Tinte, sondern mit Tränen geschrieben ist. Jede Gemeinde, die sich um das Wort Gottes schart, ist ein Brief, von dem jeweiligen Diener Gottes mit zitternder oder gewandter, mit geübter oder schüchternen Hand geschrieben. Jede Gemeinde, die das Wort Gottes hört, hat das Recht, den Brieffschreiber zu fragen: „Aus welcher Gewalt schreibst du in unsere Herzen, in unsere Seelen?“ Wer hat dir das erlaubt? „Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber.“ Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete ohne Auftrag, so wäre es Sünde; und wenn ich mit gewandter Hand schön, klar, rein, fein in die Seelen der Gemeinde schriebe ohne Auftrag, im eigenen Namen, so wäre die ganze Schrift Sünde. Von uns selber sind wir nicht mit dem Amte betraut; denn es ist ein geistlich Amt. Und wer sich selber dieses Amt anmaßt, wird von ihm erdrückt.

„Von uns selber nicht“; denn wir kommen und gehen und kommer nimmer; wir reden eine kleine Weile, wir schreiben in die Herzen eine kurze Zeit und dann schweigt der Mund und der Sand entsinkt der Griffel.

Wie viele Geistliche haben seit jetzt 40 Jahren in diesen Räumen, in diesem Hause gewirkt und gewirkt. Ich denke an sie alle mit dem Danke, den die Kirche ihren Dienern schuldet. Aber ich weise darauf hin — sie sind vorüber. Von uns selber kann ein Amt, das ewige Dauer beansprucht, nicht sein; denn wir müssen fort. Vielleicht ist das Amt von Menschenordnungen? Die Gemeinde wählt sich einen Geistlichen? Wenn es so weit kommt, daß der Geistliche der Diener der Laune der Gemeinde ist, dann ist die Kirche verloren. Denn diese Gemeinde will nichts von Sünde, jene will nichts von Gnade, diese will nichts von Christus, und jene will nichts vom Heiligen Geist hören. Und der Geistliche hat dann die Aufgabe, die Woche hindurch die Gemeinde zu befragen, was sie am Sonntag hören will: ob sie einen Leitartikel zu vernehmen begehrt, eine geistliche Betrachtung, viel-

leicht etwas über den Krieg, eine Rede über Goethe und die Frauen oder eine Schillersche Predigt. Und je nachdem die Gemeinde ihrem Diener — ein trauriger Mensch — das Nötige aufgibt, je nachdem wird er am Sonntag die Gemeinde bedienen. Dabei gehen die Seelen verloren, der Weg zur Heimat wird nicht mehr betreten, die Angst der Sünde wird hinweggeschertzt und die Notwendigkeit „Gnade“ geleugnet.

O Gemeinde Jesu, bedenke, was es wäre, wenn du dir deine Diener, deine Hirten nach eigenem Geschmack wählen dürftest! Welche Geschmacklosigkeit würde sich hierbei zeigen!

„Nicht von uns selber“, nicht von der Gemeinde Laune, die heute so und morgen anders gestaltet, sind wir berufen, sondern „daß wir tüchtig sind, das ist von Gott“. Er hat uns auf das Gebet seines Sohnes, Arbeiter, Arbeiter in seiner Ernte, senden zu wollen, ausgesandt. Er hat nicht unsere Schwachheit, noch unsere Sünde, nicht unsere Torheit, noch unsere Ohnmacht angesehen, sondern hat zu uns gesagt: „Gehe hin in meinen Weinberg!“ Wir haben vielleicht nicht gewollt, Er hat uns gezwungen; wir haben gezögert, er hat uns gedrängt; wir haben das Amt hinlegen wollen: es ist mir zu schwer! — aber er hat uns zugeredet und uns ermutigt. „Daß wir tüchtig sind, das ist von Gott!“

O teurer Ursprung des Amtes! O Gott, du frommer Gott, du Urquell guter Gaben, der du deinen Sohn, da er die zwölf Apostel ausgesandt, gesegnet und, obwohl es die Kirche nicht verdient und die Welt längst verscherzt hat, immer wieder deine Diener ausgesandt hast! O du großer Gott, der du am Ende der Tage nicht viel Weise, nicht viel Gelehrte, nicht viel Gewaltige, aber arme Menschen, die dich lieb haben wollen, berufen hast, daß sie dein Wort, aber auch nur dein Wort, verkünden!

Denn, so fahren wir weiter: was ist die Gabe des Amtes?

Das Amt des Neuen Testaments, des Geistes und der Gerechtigkeit, das sind die drei Gaben.

Das Amt des Neuen Testaments. „Wir sind Botschafter an Christi Statt; denn Gott vermahnt durch uns.“ Wir predigen der Gemeinde diesen neuen Bund, den der Herr Christus auf Golgatha mit ihrer Sünde geschlossen und mit ihrer Armut gemacht hat: „Sei getrost, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben!“ Wir predigen nicht von Bündnissen zwischen Mensch und Mensch, nicht von Freundschaften, die heute bestehen und morgen vergehen, sondern „von dem Grunde, der unbeweglich steht, wenn Erd' und Himmel untergeht.“

Wir predigen den gekreuzigten Christus, der da mit seinem Vater einen Bund geschlossen hat: „Vater, nimm mich an und laß diese gehen!“ „Vater, laß mein Blut für sie reden!“ Und der einen Bund mit uns geschlossen hat: „So lange die Erde stehet, soll der Bund meines Friedens nicht von dir weichen.“ „Ich, ich tilge deine Sünden um meinetwillen und gedenke deiner Missetat nicht.“

Seht, das ist seine Gabe. Wenn ich nicht wüßte, daß am Ende meines Lebens dieser teuere Bund mich hält und daß ich mich in der Sterbestunde auf dieses Treubündnis verlassen darf, so wüßte ich nicht, wo ich bliebe. Und wenn die Gemeinde den nicht kennen würde, der ihr alle Sünden in Christi Blut vergibt, so wäre sie — trotz Schiller und Goethe — eine arme Gemeinde. Und wenn man euch alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis gäbe — die Perlen leuchten wohl, aber sie stärken nicht. Seht, wenn ihr über ein Ackerland 1000 elektrische Flammen hinbreitet, so wird unter ihrem Glanze, der Nacht in Tag wandelt, doch nicht auch das geringste Blümlein erwachsen. Und wenn das Ackerland jahrelang unablässig von diesem künstlichen Lichte bestrahlt würde — keine einzige Blüte würde ihm dadurch entlockt. Wenn aber die Sonne kommt, der göttliche Gnadenschein, dann leimt und sprießt alles. — O, meine Christen, das ist das Bündnis des Neuen Testaments, das da von der Lebenssonne predigt, daraus dir Blumen und Blüten, Gras und Grafscherrlichkeit ergrünt und ersteht.

Und dieses Amt ist ein Amt des Geistes, nicht des Buchstaben. Der Buchstabe ist kalt und tötet, er hat etwas Erstarrendes: „Du sollst, du sollst nicht! Du mußt, du darfst nicht! Verflucht bist du, wenn du nicht alle Worte des Befehles erfüllst!“ Der Buchstabe erdrückt. Siehe, wenn dir jemand einen scharfen Brief schreibt — du liest ihn, du liest ihn immer wieder —, so wird dir der Brief so kahl, so kalt, so fremd, du legst ihn weg, er hat dich ins Mark verwundet und verfehrt. Wenn aber der Brieffschreiber kommt und du siehst sein Antlitz und hörst den Klang seiner Worte und merkst, wie er es meinte, dann wirfst du oft getrost. Weshalb ich auch immer meinen jungen Amtsbrüdern den Rat gebe: „Greifst nie zur Feder, es ist Feigheit, es ist Torheit und es ist tödlich!“ Es ist Feigheit, wenn man sich hinter einen Briefbogen versteckt, weil man nicht den Mut hat, Auge in Auge zu reden, Mann gegen Mann zu stehen. Es ist Torheit; Gott läßt sich nicht spotten, er zwingt uns ja doch zu reden, wir kommen nicht, gedeckt durch einen Briefbogen, an ihm vorüber. Es ist aber auch tödlich, tut weh und nützt nichts. Seht, so meint es der heilige Apostel:

der Buchstabe tötet. Er war im kalten, mitleidlosen Stein eingegraben, selbst starr und steif; er schaute das Volk Israel so fremd an, ach, so teilnahmslos, so schwer und so hart.

Gott sei Dank — „nicht des Buchstabens, der tötet, sondern des Geistes, der lebendig macht, Amt und Dienst treiben wir.“ Das Amt des Geistes, der die Eiskrinde sprengt. Weine dich aus, o Petrus, jede Träne ist Erleichterung! Klage dich aus, Maria, jede Klage ist Befreiung! Sprich deine Zweifel aus, Thomas, so bald sie vom Herzen kommen, wird dir leichter! Der Geist redet so freundlich jeder Seele zu und gibt ihr, was sie braucht. Wie Matthias Claudius einmal sagt: „Er ist wie ein Engel, der das Licht hält, damit du recht lesen kannst, was dein Zeiland für dich schrieb, was er für dich hat sagen lassen.“ Er tut dir das Herz auf, daß das dürre Erdreich diese Tropfen der Gnade einnimmt. Es heißt einmal in der heiligen Schrift: „Ich bin wie ein Gras auf dem Felde, das auf den Tau des Himmels wartet.“

Siehe, das ist der Heilige Geist, der macht lebendig und erquickt deine Seele. Vor einigen Tagen erst hat mir ein Pfarrer gesagt, er habe seinen Leuten hinaus in den Schützengraben geschrieben: „Ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich.“ Da hätten sie ihm zurückgeschrieben: „Ja, das Wort haben wir gebraucht, das war Balsam und Trost!“ — Und wenn ich den Leuten draußen im Felde sagte: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, so war das nicht der Buchstabe, sondern der Gruß des teuren Gottesgeistes. Das brauche ich, das will ich: „Gib mir die Labung, daß ich nicht ersterbe!“ Der Buchstabe tötet, auch der im Neuen Testamente. „Und wenn ich alle Erkenntnis hätte und allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Auch im Neuen Testamente tötet der allerheiligste Buchstabe, wenn nicht die Liebe ihn lebendig macht. Das geistliche Amt ist ein geistreiches Amt, nicht mit allerlei Zitaten, auf die sich auch unsereins besinnen müßte, nicht mit allerlei Beweisen, sondern der Heilige Geist gibt das lebendige Wort, daß die Gemeinde es spürt: der Mann hat es erfahren, er gibt uns aus seinem Leben, aus seiner inneren Erlebung.

Und endlich ist es das Amt der Gerechtigkeit. Es predigt nicht: „Du sollst des Todes sterben.“ Das hat einst im Paradiese der Herr dem Sünder gesagt, das hat einst auf dem Sinai Moses bezeugt: „Verflucht sei jedermann, der nicht alle Worte des Gesetzes erfüllt, daß er darnach tue, und alles Volk soll sagen: Amen.“ Sondern

es predigt: „Wer will verdammen? Christ ist hier, der gerecht macht. Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen?“ Es ist das Amt nicht meiner, sondern seiner Gerechtigkeit, das da predigt: „Ich bin rein um deinetwillen. Du gibst mir Ehr' und Schmutz mich darein zu hüllen.“

Ach, wie groß ist doch die Gabe des Neuen Testaments! Ein neuer Bund, ein neuer Geist, ein neues Leben! „Ich bin“ — daß ich's kurz zusammenfasse — „ich bin das Licht der Welt!“ Das predigt mein Amt und stellt sich zu den Füßen des gebenedeiten Jesus und weist auf ihn hin: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.“ „Meine Zunge müsse verdorren in meinem Gaumen, wenn ich nicht dieses Zeugnis, und dieses Zeugnis allein, mein einziges Wissen und meine höchste Freude sein lasse.“ Ich wüßte nicht, was ich der Gemeinde ohne Erröten und Herzklopfen predigen dürfte, wenn ich nicht mehr den einen bezeugen könnte, an dem so viele achtlos vorübergehen. Ich wäre vielleicht ein bedeutender Redner, ein interessanter Prediger, ein geistvoller Mensch, ich könnte abends in den Salons der Gesellschaft glänzen und des Tags in den Volksversammlungen die rote Fahne schwingen, aber ich könnte keiner Seele in ihrer letzten Not helfen.

Das sage ich meinen jungen Amtsbrüdern, ach, wie oft; das habe ich auch kürzlich einem gesagt: „Willst du mit diesem Trost die Sterbenden trösten, dann bleibe weg und verwirre die Gewissen der Sterbenden nicht! Willst du mit einem geglätteten, alles Widerspruchs entledigten, allem Verstande leicht eingehenden Menschenworte in der letzten Not der Verzweiflung, da die kleinste Sünde wie ein Berg vor mir steht, die armen Menschen erquicken? O, laß es sein, es gelingt nicht!“ Es hat einmal einer zu mir gesagt: „Das merke ich schon: bei den Kranken und Sterbenden braucht man die ältesten Dogmen!“ Ja, ganz recht, bei denen braucht man ganz besonders das alte Evangelium. Man kann es aber nicht so schnell bereit haben, wenn man Sonntag um Sonntag anderes hat; man entweiht die Kanzel, man verstreut die Gemeinde, man verleitet die Seelen, man verleugnet den Erzhirten. Es ist doch so reich, so groß und tief, das alte Evangelium! Es ist doch das unausgesungene Lied: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.“

Und endlich die Herrlichkeit des geistlichen Amtes.

Gibt es denn eine Herrlichkeit, mein Christ? Luther hat ein wunderschönes Wort über den 82. Psalm geschrieben. Da kommt die Stelle vor: „Laß gleißen, was gleißen will, und laß glänzen und sich schmücken, was schön sein will. Mein Pfarrer schließt den Himmel auf und

schließt die Hölle zu. Er gibt jedem das Seine und allen das Gleiche!" Ist das nicht Herrlichkeit? Wenn an den Gräbern unserer Pfarrer die alten Leute stehen und sagen: So hat keiner trösten können wie der, der da drunten schläft! Ist das keine Herrlichkeit? Und wenn ich durch die Gemeinde gehe und frage ein altes Weib aus dem Armenhause: An welchen Pfarrer denkt ihr noch? Und es sagt: An den und an den! — und es war kein hervorragender, kein geistreicher — und warum denkt ihr noch an den? Ach, er hat so schön beten können! Ist das keine Herrlichkeit? Und wenn wir an Predigten denken, die wir vielleicht vor 30 Jahren gehört haben von Männern, die jetzt längst daheim sind — denkt hier auch an die Predigten des alten Valerius Herberger u. a., dieses einfache Hausbrot in der großen Gnadenhaushaltung unseres Gottes! — und erlaben uns an solchen Predigten, ist das keine Herrlichkeit? Und wenn man mit einem schlichten Dorfpfarrer durch das Dorf geht und von allen Seiten grüßen die Leute und man merkt es bald, der Pfarrer ist in den Stuben der Armen und Kranken zu Haus, er kommt nicht in Verlegenheit, einem Kranken ein Gotteswort zu sagen — ist das keine Herrlichkeit?

Die Herrlichkeit des neutestamentlichen Amtes ist eine schlichte, aber sie ist echt. Es ist nicht das Feuerwerk der Nachrufe von den geistreichen, blendenden, herrlichen Predigten, es ist nicht das Feuerwerk der Feuilleton-Artikel in Tageszeitungen über die wunderbaren Geistesblitze, die der Prediger in verschwenderischer Fülle über die Gemeinde hingesandt hat — es sind die Tränen derer, die er tröstete. „Er hat mein Leben vom Verderben errettet.“ Das ist der Dank, der in und aus den ewigen Sütten ertönt: Dieser Mann war Tag und Nacht um seine Gemeinde besorgt.

Die Herrlichkeit des neutestamentlichen Amtes ist nicht verschwunden, meine Lieben. Ich weiß wohl, die Pfarrer bedeuten heutzutage nimmer viel, weshalb auch viele Pfarrer es für nötig halten, den schwarzen Rock möglichst viel von sich zu tun und ganz wie andere Leute zu gehen und sich zu geben, so daß man bei ihnen auf alles andere eher raten kann, als auf einen Träger des geistlichen Amtes. Das ist auch ein Zug von Antipietät und Undank, wie es jetzt ja modern und gebräuchlich ist. Gott sei Dank aber: es gehen noch viele Getreue, an denen sich unser Herz täglich erlabt und denen wir bis zum Grabe unsern Dank bewahren, schlecht und recht durch die Gemeinde; sie schreiten dahin mit zitterndem Fuß in der Angst ihren Herrn nicht zu veräumen, mit heiligem Ernste in der großen Furcht nicht zu spät zu kommen. Diese Herrlichkeit der Treue bleibt. Sie bleibt; „denn schon

Moses, der Mann des Gesetzes, war schon von Angesicht verneut, verklärt, durchgeistigt, überstrahlt, so daß er eine Decke vor sein Angesicht halten mußte“, denn schon Moses, der leidende Knecht — alle Jahre, alle Wochen lesen wir den 90. Psalm und oft gedenken wir an den geduldigsten aller Gottesknechte, an diesen geplagten Mann, in den 40 Jahren am Königshofe, in den 40 Jahren in der Verbannung, in den 40 Jahren in der Wüste — denn seht schon er, der Sterbliche, mit dem Amt des Buchstaben, hatte Leuchtkraft. „Wie viel mehr wird die Herrlichkeit, die über einem Stephanus thronte, als er sterbend betete: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! bleiben!“

So, Geliebte, haben wir in gebotener Kürze über das neutestamentliche Amt geredet und nun laßt euch eine Bitte ans Herz legen: „Betet jeden Tag für dieses Amt: Erhalte es, Herr, bei dem Einigen, bei dem Deinigen!“ „Betet, ihr Christen, nicht um geistreiche, um interessante und bedeutende, sondern um treue Prediger! Betet um die schlichte, lautere, echte, reine Verkündigung des Evangeliums, daß jeder Amtsträger sich nicht als Verschwender, sondern als Haushalter bekenne!“ — O liebe Christen, an der Geistreichigkeit stirbt unsere Kirche, aber durch den Reichtum des Geistes wird sie leben.

Und mit dem alten Ordinationsgebete des Grafen Nikolaus Ludwig v. Sinzendorf laßt mich schließen:

Herr, gib, was du befohlen hast,
 Das deine Diener haben sollen,
 Wenn sie dir würdig dienen wollen:
 Ein Joch, das ihrem Halse paßt,
 Geduld und Unerfrodenheit,
 Das Ruh'n und Tun im gleichen Grade,
 Und Beugung bei der höchsten Gnade,
 Und dein Verdienst zum Ehrenkleid,
 Ein inniglich vergnügtes Herz,
 Ein Herz, besprengt mit deinem Blute,
 Das Nötigste vom Heldenmute,
 Beim Lieben einen mäßigen Schmerz,
 Ein Auge rein und sonnenklar,
 Ein offnes Ohr für alle Schäden,
 Geweihte Lippen, recht zu reden,
 Gemeinschaft mit der obern Schar!

„Denn die Lehrer werden leuchten wie der Sonne Glanz und die viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, wie die Sterne immer und ewiglich.“
 Amen.

XIII.

Dor 14. Sonntag n. Trin.

Luk. 17, 11—19: 11. Und es begab sich, da er reisete gen Jerusalem, zog er mitten durch Samarien und Galiläa. 12. Und als er in einen Markt kam, begegneten ihm zehn ausfällige Männer, die stunden von ferne, 13. und erhuben ihre Stimme und sprachen: Jesu, lieber Meister, erbarme dich unser! 14. Und da er sie sah, sprach er zu ihnen: gehet hin und zeiget euch den Priestern. Und es geschah, da sie hingingen, wurden sie rein. 15. Einer aber unter ihnen, da er sah, daß er gesund worden war, lehrte er um, und pries Gott mit lauter Stimme, 16. und fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen, und dankte ihm. Und das war ein Samariter. 17. Jesus aber antwortete und sprach: sind ihrer nicht zehn rein worden? Wo sind aber die neune? 18. Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling? 19. Und er sprach zu ihm: Stehe auf, gehe hin; dein Glaube hat dir geholfen.

Wir alle, die wir hier anwesend sind, stehen in irgend einer Lebensgemeinschaft; und es ist niemand so allein, daß er nicht zu irgend einer Gemeinschaft in Beziehung stände. Der eine in einer erwählten Gemeinschaft: eheliche Gemeinschaft, in der Gemeinschaft der Freundschaft, in der Gemeinschaft des Hauses und der Arbeit. Der andere in einer Gemeinschaft, in die er hineingeboren wurde ohne daß er es wollte: in Familie, Stand, Volk und Kirche. Und je älter wir werden, desto mehr verlangt uns scheinbar nach Einsamkeit, in Wirklichkeit aber nach Gemeinschaft. Die Einsamkeit erscheint als Gut, solange man sie nicht hat, und wenn man sie hat, ist sie eine große und schwere Bürde und Verantwortung. Wie aber immer das Leben gestaltet ist, alles drängt auf Gemeinschaft und alles bildet Gemeinschaft. Lebensgemeinschaft kann auch Todesgemeinschaft werden. Dadurch, daß zwei Menschen durch eigene Wahl aneinander gebunden sind, haben sie sich nicht ohne weiteres zum Leben zu fördern versprochen, sondern eines kann das Schwergewicht für den andern Teil bilden, um es tiefer in die Gewohnheit und schließlich in den Abgrund der Gottesferne zu ziehen. Arbeitsgemeinschaft, wie es viele unter euch haben, ist nicht notwendig

Lebensgemeinschaft. Manch einer und manch eine haben in solcher nicht zunächst gewollter, sondern gefügter Gemeinschaft für ihr inwendiges Leben große Einbuße erlitten und sind durch diese Gemeinschaft ihrem Gott und Herrn ferner gekommen. So muß doch die Frage nahe liegen: wie mache ich es doch, daß die Gemeinschaft, in der ich lebe, mir zum Heil gerate? Was muß ich tun, daß mich nicht die Gemeinschaft, in die ich mich begeben habe aus eigener Wahl oder göttlicher Fügung, vor Gott verklage.

Ich möchte drei kurze Merkworte, die vielleicht nicht ganz umsonst und nicht ganz ungesegnet sind, mit auf den Weg geben:

Lebensgemeinschaft muß sein: Leidensgemeinschaft, Heilsgemeinschaft und endlich: Dankesgemeinschaft.

Lebensgemeinschaft muß erstens Leidensgemeinschaft sein. Das heutige Evangelium zeigt uns zehn Männer, die ganz verschieden voneinander gewesen sein müssen und die den schwersten Unterschied in sich aufgenommen hatten, der zwischen Israel und den Samaritern bestand. Neun Israeliten, verbunden durch väterliches Gesetz, durch Ueberlieferungen, durch gemeinsame Interessen und Erfahrungen, durch allerlei Volksfragen und Volksorgen — und ihnen gegenüber der ausgestoßene und verworfene Samariter, der von dem Tage an als vollgültiges Glied der Gesellschaft aufgenommen wurde, an dem er zu leiden anhub. Ein bitter schweres Leiden war es, daß diese zehn aneinander und aufeinander wies. Der Aussatz, der sie von aller Welt schied, das schwere, schmachvolle, peinliche Leiden, das zunächst den Körper, dann das Angesicht verunstaltete, hatte — weit entfernt diese zehn aneinander Abscheu gewinnen zu lassen — sie mit ehernen Banden der Notwendigkeit zusammengeschmiedet und zusammengehalten.

Ist es nicht unter uns auch so? Ich kann mir keine Ehe denken, in der nicht eine Leidensgemeinschaft wäre. Der Mann trägt die kleineren Sorgen des Weibes, ihre Anliegen und Ängste, ihre Nöte und ihre Fragen. Und die Ehegattin sucht sich in die beruflichen Sorgen, in die geschäftlichen Unternehmungen, in die weitgreifenden und doch die Enge des Familienlebens so beherrschenden Unternehmungen einzufühlen und einzuleben. Was wäre das für eine Lebensgemeinschaft, wo der eine Teil mit entwölkttem Angesicht heiter und froh das Leben genösse, während der andere Teil unter der Last des Lebens seufzt. Was wäre das für ein eheliches Glück, wenn der Gatte seines Weges zöge und das Weib seiner Wahl in Leiden und Elend allein ließe. Manche Eheleute, die sich am Tage des Glückes mehr nur äußerlich gefunden und verstanden hatten, wurden

von dem Tag des Leidens aneinander gewiesen, lernten einander verstehen, drangen in Geheimnisse ein, die nur das Leid entdeckte und enthüllte, und weit entfernt, im Leiden einander zu verlieren, fanden und bewährten sie sich in und unter dem Kreuz.

Eine Arbeitsgemeinschaft, wie sie etliche unter uns haben, würde geradezu dem Tod die Tore und Läden öffnen, wenn sie sich des Leidens entschlüge. „So ein Glied leidet, so leiden sie alle“; und so eine Not über ein Haupt geht, werden sie alle gebeugt und verlehrt. Wenn ein Herz müde geworden ist, kann das andere nicht frohlocken. Und wie verschieden auch die einzelnen an Bildung und Lebenshaltung, an Lebensbedürfnissen und Lebensartung sein mögen, das Leid einigt. Schau hin in den Schmerz deines Nächsten und du wirst daran den eigenen verstehen lernen. Keiner der Ausfähigen hätte sein ganzes Leiden recht ermessen, wenn es ihm nicht aus dem seines Gegenüber entgegengetreten wäre. Manche Gewissensnot, mancher Herzenskummer, tiefe Fragen, die du geflüstert niemand sagen wolltest, entgleiten deinem Bekenntnis, wenn du eben dasselbe Leid deiner Mitschwester, deiner Umgebung auf dich wirken lässest. Eine Lebensgemeinschaft, die die Würze des Lebens ausschlösse, das Salz, welches das Leben erst schmackhaft macht, verwerfen möchte, wäre keine echte Gemeinschaft.

Es wird dreierlei von dieser Leidensgemeinschaft erzählt:

„Die da stunden von ferne.“ Je mehr das Leid Menschen verblindet, desto mehr ziehen sie sich von dem Markt des Lebens zurück. Man hat nie gewußt, was man aneinander hatte, bis das Leid einlehrt. Dann wurden die Vorhänge zugezogen, daß man heimlich wurde und einander verstehen lernte und einander schätzen möchte. Und draußen der Lärm der Straße und der abwechslungsreichen Bewegung des Tages zog vorüber. Es liegt doch eine wunderbare Tiefe in dem Wörtlein: „Die stunden von ferne.“ Weil man im Leiden sich fand, achtete man des bunten Wechsels der Tage nicht mehr und merkte, daß auch im Leid eine große Abwechslung ruht. Wenn du vielleicht, mein Christ, sagst: Im Leid ist alles eintönig: Früh beginne ich den Tageslauf mit Tränen und abends schließe ich ihn mit Klagen, so kennst du das Leid nicht. In der Gemeinschaft des Leidens, in diesem Zusammenschluß, den Gott durchs Kreuz gewährt, erscheinen neue Bilder, neue Gestalten, neue Fragen, neue Antworten. Man würde nie so erfindungsreich, nie so nachdenklich, nie mit kleinen Freuden haushälterisch, nie mit stillen Gotteserquickungen vorsichtig werden, wenn man nicht leiden dürste. „Die stunden von ferne.“ Aber einer hat versprochen, daß er der Hellaand derer sein wolle, die in der Ferne stehen;

und dieser eine zieht an diesen zehn, welche abseits der Straße in einem heimlichen Versteck einander das Leid klagen, freundlich vorüber.

„Und sie erhuben ihre Stimme.“ Leidensgemeinschaft wird auch Gebetsgemeinschaft, wenn es rechter Art ist. Nicht einerlei Weise des Gebets, aber ein Gut, um das man betet. Nicht einerlei Art des Gebets, nicht das gleich andringende. Die eine leidende Seele betet schweigend, laut und herzlich die andere; die eine betet mit verhaltenen Tränen, die andere strömt ihren Schmerz in Tränen aus. Aber in dem einen finden sie sich alle zusammen: „Sie erhuben ihre Stimme.“ Solange du bloß Lebensgemeinschaft hattest, erhobest du vielleicht deine Stimme, um den, mit dem du lebstest, zu preisen, zu ehren und zu loben und, indem du ihn lobtest, dich selbst zu ehren. Der Freund preist seinen Genossen, damit ein Glanz von dieser hohen Sonne auch auf ihn falle. Die Mitarbeiterin sonnt sich in dem gern gegönnten Glück ihrer Freundin, aber in Leidenszeiten, da tritt auf einmal eine ganz sonderliche Gemeinschaft ein.

Ohne Verabredung, ohne vorherige Bestimmung, ganz von selber „erhuben sie ihre Stimme“. Das sind doch die glücklichsten Ehen, wo Mann und Frau miteinander ihre Stimme erheben: „Aus der Tiefe rufen wir Herr zu dir.“ Das sind doch die edelsten Familien, wo Eltern und Kinder, ohne sich weit darüber zu verständigen, unter dem Kreuz täglich zusammenkommen, um ihre Stimmen zu erheben, weil die eigene Not und die fremde gleich bedrücken. Ich kenne auch keine höhere und edlere Gemeinschaft als die: Wo zwei oder drei gleichsam zufällig zueinander treten und einander begegnen, um zusammen insgemein dich anzurufen, du treuer Gott, um Rettung aus der Angst und Not.

Und ein Drittes sagt unser Heiland: Sie bekamen endlich Mut und riefen im Leiden einstimmig, ohne daß sie ein Glaubensbekenntnis einander überliefert oder daß sie eine bestimmte Lehre miteinander ausgetauscht hätten, aus der Not zum Helfer, aus der Angst zum großen Meister, der alle Angst zu wenden und zu enden gekommen ist. — „Jesu, lieber Meister“, lieber Vorsteher, „erbarme dich unser.“ Lebensgemeinschaft, Leidensgemeinschaft, Bekenntnisgemeinschaft. Ohne daß man es weiß Bekenntnisgemeinschaft in drei großen Worten: „Jesu, Meister, Erbarmen.“ Als ob nicht in diesem Bekenntnis alles läge, was ich für Zeit und Ewigkeit Not habe. Jesu, Helfer, Heiland, Arzt der Schwachen, Herr der Armen, Führer der Verirrten, Tröster der Betrübten. Jesu, Meister, der du über Wellen regierst und über Stürme gebietest und über das Meer hingehst, trockenem

Süßes, der du die Wüste mit deinen Wundern bereicherst und die Armut mit deiner Gnade schmückest. Jesu, Meister, nicht „Mache uns heil!“, nicht: „Mache uns froh!“, nicht: „Gib uns die Gesundheit!“, nur: „Erlöse, erbarme dich, wie du willst, wann du willst und wo du willst. Nur daß wir nicht aus deinem Erbarmen fallen.“

Lebensgemeinschaft, Leidensgemeinschaft, Bekenntnisgemeinschaft. Sagt selbst an, ob es etwas Größeres gebe, was über Grab und Tod, über Nähe und Ferne, über Mißverständnis und Mißkenntnis, über Bitternis des Lebens und Mißstimmung hinüberreicht und hinaustönt als dies eine Wort: „Jesu, meines Hauses Vorstand, meines Herzens Hort, erbarme dich unser!“

Aus solcher Lebens- und Leidensgemeinschaft wird zum andern:

Seilsgemeinschaft.

Der Herr Jesus sieht diese zehn. Sie stehen ferne von ihm. Er naht sich ihnen mit der Majestät, die das Mitleid ihm schenkt, mit der Größe, die die Leutseligkeit und Freundlichkeit ihm immer wieder verleiht, und spricht zu ihnen: „Gehet hin und zeigt euch den Priestern!“ Und als sie hingingen, wurden sie rein. Lebensgemeinschaft wird Seilsgemeinschaft, wenn man gehorchen kann.

„Gehet hin!“ Er sagt nicht: Kommet her. Er sagt nicht: Ich will ein Wunder an euch tun. Er gibt eine scheinbar harte Rede: „Gehet hin!“ Da betet wohl ein schwerbekümmertes Gatte: „Lege deine Hand auf mein Weib, so wird es genesen!“ Und in schwerer Krankheit fleht das anvertraute Gemahl: „Heile meinen Mann, die Krone meines Hauses und tritt mir näher und meiner Angst!“ Und in der Gemeinschaft, in der viele unter uns stehen, in der Gemeinschaft der Arbeit und Mühe bittest du wohl auch: „Ach, daß du mir näher kämest, mein Seiland und dich von mir finden liebest!“ Und er antwortet: „Gehet hin!“

Aber, wenn man ihn bedingungslos gebeten hat, muß man ihm bedingungslos gehorchen. Wenn die Leute ihn anriefen: „Erbarme dich unser“, mußten sie wissen, daß er nach seiner Weise Erbarmen erzeige. So „Gehet hin!“ So geringe Worte spricht Jesus zur Leidensgemeinschaft. Darf ich nicht bei dir ruhen? Und er sagt: „Geh hin in deinen Beruf!“ „Gehe hinaus auf die Straße und wandle deinen Weg weiter!“ Darf ich mich nicht zu deinen Füßen ausweinen? Willst du nicht meine Sünde näher ins Auge fassen? „Denn milder fließen meine Tränen, wenn du mich Jesu angeblickt.“ Aber so nüchtern, so ernüchternd sagt der Herr: „Gehet hin.“ Es liegt in diesem bedingungslosen Gehorsam gegen Jesu Wort ein besonderer Trost, eine Ermuti-

gung und Ermahnung. — Aber willst du die Bürde nicht aufheben? „Gehe hin.“ Willst du meinem und der Meinen Leiden kein Ende geben? „Gehe hin.“ Soll ich nicht rasten dürfen? Und der Heiland verwehrt es und spricht: „Gehe hin.“

Du bist vielleicht am Grab eines sehr geliebten Menschen gestanden. Wie leicht erwacht der Gedanke in einem Menschen: „Laß mich jetzt auch mein Leben beschließen! Ich begehre nichts, als ein Räumlein bei meiner Eltern Grab.“ Und wie viele Witwen haben manchmal gesagt: Nun ist mein Leben inhaltslos, nun habe ich nur noch den Wunsch auch zu sterben. Und der Herr macht solchem unnützen Schmerz ein Ende und spricht: „Gehe hin, arbeite, dulde dich, leide!“ In solchem Gehorsam liegt eine befreiende Macht. Der Mensch merkt, daß ihn sein Herr noch braucht. Er wird es inne, daß noch eine Arbeit für ihn vorhanden ist. Er erfährt erst, welch süßer Segen im Gehorsam ruht.

„Und als die zehn hingingen und sich den Priestern zeigten, wurden sie rein.“ Alle zehn zeigten sich den Ärzten ihres Volkes. Der rechte Arzt sendet sie zu seinen armen Abbildern, der größte Tröster heißt Menschen zu Menschen gehen. Dein Heiland, der mit einem einzigen Wort dich froh machen könnte für alle Tage deines Lebens, weist dich an, zu Seelsorgern, Freunden, Geistlichen, Gehilfen, Genossen zu gehen.

„Gehe hin und zeiget euch den Priestern!“ Ist es nicht, als wenn man eine Minute im vollen Sonnenglanz gestanden wäre — und nun muß man zu einem armseligen Lichtlein wandern. Ist es nicht demütigend, daß man am offenen Grab Jesu so nahe steht und nun heißt es: „Gehe hin und zeiget euch den Priestern!“ An dem reinen, reichen Quell Jesu möchte man sein ganzes Sehnen stillen — und er scheidt uns weg vom Quell zu allerlei abgeleiteten Brunnen. „Gehe hin und zeiget euch den Priestern.“

Aber der Gehorsam erhebt armselige Lichter zu großen Leuchten und unscheinbare Tröster zu reichen Friedenspendern und ganz gering fließende und rinnende Quellen zu reichen Strömen des Erbarmens. Es liegt etwas Großes in dem Gehorchen. Du verlangst für dein Leid eine unmittelbare Gottesoffenbarung. Wie viele haben gebetet: „Ach, daß der Herr Jesus den Flur zerrisse und persönlich zu mir spräche!“ Und er kommt nicht. Wie viele haben in großer Herzensbetrübniß gesagt: „Jehet ein einziges Wort von seinen Lippen und ich wollte mein Leben lang nicht mehr klagen.“ Und der Herr schwieg. „Nur das Rauschen deiner Süße laß mich hören und ich will ewig zufrieden sein!“ — Und man hörte das Rauschen seiner Süße, aber wie

sie sich entfernten, war man allein. Seelen, die ihr in Leidensgemeinschaft steht, ihr kommt nur zur Zellsgemeinschaft im Gehorsam. „Gehet hin, zeigt euch den Priestern.“ Indem ihr diese arme Arznei Jesu nehmt, werdet ihr heil.

„Und da sie hingingen, wurden sie von ihrem Aus-
sag frei.“ Indem sich Christenleute im Leid verstehen und im Leid verbünden, schließen sie sich wie ein Mann an den erhöhten Freund, an den Hirten und Bischof ihrer Seelen, Jesum Christum, und geloben ihm in seine Hand unbedingte Seeresfolge: „Führst du mich in die Kreuzeswüsten, ich folg' und lehne mich auf dich.“ Wenn sich Menschen im Leid gefunden haben, haben sie zugleich um den Schmerzensmann sich geschart und ihm zugeschworen: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn und wir wollen nicht verweilen, dir getreulich nachzueilen“, — auch dahin, wohin wir nicht wollen, auch dann, wenn uns das Herz bricht. Und in solchem Gehorsam und Verzicht, wo die Seele fragend ruft: „Was soll das?“, wo der Blick auf dem ruht, den man zurücklassen muß, liegt die Befreiung. Man wird rein.

Aber ein Drittes und das Dritte scheint mir das Bedeutsamste und Schwerste, weil es am leichtesten vergessen wird. Leidensgemeinschaft, Zellsgemeinschaft, Dankesgemeinschaft. Zehn werden rein — und von dem Tage an, an dem man erwarten sollte, daß ihr Leben aufglühte in gemeinsamer Freundschaft aus der Erfahrung gemeinsam empfangener Hilfe, trat eine große Erläuterung ein. An diesem Tag schieden sich die Geister. Das ist das Wunderbare, daß Menschen jahrelang im Gehorsam der Gottesnähe inne werden — und an dem Tag, an dem der Herr hilft und seine Zellandstreue erzeigt, verstehen sie sich nicht mehr. An dem Tag werden sie aneinander irre. Ist es vielleicht so, daß der eine Ausfähige sagt: „Mein Leid war lange nicht so schwer wie das deine und dich hat er ebenso gründlich geheilt wie mich.“ Ist es so, daß der andere sagt: „Ich wäre auch ohne diese Hilfe durch die Zeit und durch die Kunst der Menschen genesen.“

Ist es so, daß man sich nicht mehr versteht, wenn man froh wird? Frage dich selbst. Ich habe manchmal in Ehen einen Blick tun dürfen und tun müssen, die, solange das Kreuz auf ihnen lag, in ernster Gemeinschaft standen — und dann kam das Kreuz weg und das schwerere zog ein: man verstand sich nicht mehr, man fand sich nicht mehr, man ging aneinander vorüber. Oder in Familien. Ein Kind wurde den Eltern geschenkt, ein verlorener Sohn lehrte heim; statt daß Vater und Mutter durch gemeinsames Glück sich näher gekommen wären, war der gewonnene Sohn ein Gegenstand des Streitens. Solange er

verloren war, trugen die Eltern gemeinsam Leid; als er heimgekehrt war, klagte eines das andere über Säumigkeit, Untreue, Lieblosigkeit an.

„Nur einer lehrte um.“ Welch eine Scheidung am Tag gemeinsam erfahrener Gotteshilfe. „Nur einer lehrte um“ — und die Lebensgemeinschaft war für immer gelöst. Ihn rettete der Glaube, die andern wurden durch den Unglauben verbannt. Er kam heim und die andern fielen in die Irre. „Dieser eine lehrte wieder um, weil er sah, daß er heil geworden war und lobte Gott mit lauter Stimme. Es war ein Halleluja auf dem Weg und der ganze Weg war mit Lobgesängen besät und geschmückt. Es war ein Lobpreis: „Du hast meine Bande zerrissen, Herr mein Gott, ich will dich loben in Ewigkeit!“ „Es war jeder Puls ein Dank und jeder Odem ein Gesang.“ Und das Lob bekam seine Weihe durch den Dank und der Dank seine Stärke durch das Leben.

Nicht nur, daß er im allgemeinen Gott dankte. „Er fiel dem zu Füßen“, durch den Gott ihm geholfen hatte. Er naht sich Jesu dem Meister und zu seinen Füßen lobt er. Und der Herr hat die Frage des Schmerzes — wie er gerne tut, der vorbildliche König — überwunden durch den Lobgesang: „Dieser eine, der Fremdling hat zurückergefunden und gibt Gott die Ehre.“ All der Schmerz, die Enttäuschung, die in dieser Stunde durch Jesu Herz zogen und sein Leben angesichts des großen vorrückenden Enttäuschungslebens bedrücken. Denn wie er hier von neun Undankbaren vergessen war, so wird er immer wieder von Undankbaren vergessen, verlassen, verstoßen, verachtet und ganz aus dem Gedächtnis getan. Aber das alles, das große große Meer der Enttäuschung überwindet der Herr durch die Freude über den einen, der umkehrt und dankt.

Lieben Christen, nur noch zwei Fragen, die ihr jetzt nicht beantworten sollt, noch könnt, die ihr aber in eurem Leben beantworten müchtet. Können ihr danken, zuerst die einzelne Seele? Dann: dankt ihr in Gemeinschaft?

Können ihr danken? So danken, daß ihr die Worte nicht findet, weil sein Erbarmen unaussprechlich ist. So danken, wie es im Liede immer wieder heißt: „Tausends, tausendmal sei dir, großer König Dank dafür.“ Können ihr so danken, daß euer ganzes Leben wie im Glanz des Glückes bestrahlt ist in den tiefsten Schluchten eurer Seele, in den geheimsten Verstecken eures Herzens? Ach, daß wir danken lernten, damit wir es könnten, wenn wir einst sollen! Daß wir preisen müchten, damit wir einst, wenn wir in die Chöre der Seligen aufge-

nommen werden, nicht armselig sind! Danken heißt: sich ins Meer der Liebe versenken und aus diesem Meer Perle um Perle heraufholen: „Das hat er alles mit getan, sein groß Lieb zu zeigen an.“ Danken heißt: sich in Jesu Treue versenken: „Ich kann's mit meinen Sinnen nicht erreichen, womit doch dein Erbarmen zu vergleichen.“

Könnst ihr so danken? Kann die einzelne Seele unter euch die Stunde nicht erwarten, bis sie das Kämmerlein zuschließen und sich hinwerfen und sagen kann: „Ich will dich erheben o Gott, mein König, und deinen Namen loben. Ich will dich immer loben und deinen Namen preisen immer und ewiglich.“ Lest den 107. Psalm mit dem Refrain: „Die sollen dem Herrn danken um seine Güte.“ Erlebt den 103. Psalm mit den großen Akkorden, wo der Mensch, weil ihm die Kraft versagt, die heiligen Engel, die Gotteshelden, die Kreatur aufruft: „Ach danket, danket Gott mit mir, gebt unserm Gott die Ehre.“

Und wenn du allein danken kannst, dann sei die letzte Frage: Kannst du auch in der Gemeinschaft danken? Es ist sehr schwer, weil es weit schwerer ist, sich recht mit Fröhlichen zu freuen. Es liegt in der Freude des Nächsten für mich ein Weh, im Glück meines Freundes für mich eine Frage und Klage, in dem entwölkten Antlitz meiner Umgebung für mich eine bittere Sorge, ob sie nicht glücklicher seien als ich. Könnst ihr gemeinsam danken? Eltern, Eheleute, Freundinnen? Ihr, die ihr zur Arbeit verbunden seid, tretet ihr auch manchmal zusammen, um zu danken oder seid ihr ganz erkühlt? Tretet ihr noch manchmal zusammen und dankt ihm für seine Güte? Wenn ihr es nicht tut, dann wird von dem Tag an, da er euch half, die Spaltung tiefer und das Mißverständnis schwerer. Und die sich unter dem Kreuze kennen lernten, verlieren sich an Ostern. Ach, daß wir in der schweren Zeit, in der wir stehen, die so einsam und unverstanden uns sein läßt, mehr zum Dank uns zusammenschänden! Noch haben wir den Meister, vor dessen Heilandsband der Ausatz wie Schnee vergeht. Noch haben wir den Hohenpriester, vor dessen Gnadensonne Nebel und Wolken, Dunkel und Nacht der Sünde zergehen. Er lebt noch bei uns mit Wort- und Sakramentsgnaden, die uns trösten. Und unsere Kirche dankt so wenig. Und darum sind so viele Spaltungen und Irrungen und Zwistigkeiten in ihr. Am Tage der Ostern hat sie das Danken verlernt.

„Wo sind die Reue?“ Hast du Herr Jesu, als du also fragtest, auch an mich gedacht? Hast du in dieser Erinnerung an meinen und der Meinen Undank auch für mich gebetet, daß ich wieder danken lernte? Dann wollten wir auch für das Weh deiner Enttäuschung und

für die schwere Stunde, da du an uns irre wurdest, dir Lob sagen, deine Frage aber beantworten: „Hab ich dich gar oft verlassen, stell' ich mich doch wiederum ein.“ Im Danken liegt die Freiheit und je mehr ein Mensch und eine Gemeinschaft dankt, desto mehr wird sie eine Lebensgemeinschaft, stärker als Trennung, fester als alles, was binden und verbünden kann.

Jesus, der jetzt, zur Rechten des Vaters erhöht, ewiglich Dank opfert dafür, daß ihn der Vater erhört und erhöht hat, schenke euch und mir nach dem Leid des Lebens, das wir einzeln tragen und in Gemeinschaft erdulden, endlich die Freude, daß aus den Missethäten, unter denen wir litten, und den Mißstimmungen, unter denen wir trugen, ein Ton des Dankes und eine Stimme des Preises werde!

Wo sind die Keune? Sie sind alle wieder umgekehrt und geben dir die Ehre, weil im Danke sie das Leben fanden. Amen!

Matth. 6, 25—34: 25. Darum sage ich euch: forget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung? 26. Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? 27. Wer ist aber unter euch, der seiner Länge eine Elle zusehen möge, ob er gleich darum forget? 28. Und warum forget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. 29. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen eins. 30. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht vielmehr euch tun, o ihr Kleingläubigen? 31. Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen! Was werden wir trinken! Womit werden wir uns kleiden? 32. Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft. 33. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. 34. Darum forget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe.

In Christo Geliebte! Mit zwei Worten hat der ärmste unter den Menschenkindern, dem keiner von uns an Not und Armut gleicht, die zwei Dinge gestraft, mit denen man die Armut gemeinlich verstehen und vertreiben will. Er sagt einmal: „Sammelt nicht Schätze, die Diebe nehmen, die Motten zerstören, der Rost stessen kann.“ Er spricht so, der nicht wußte, wo er das Haupt hinlegen sollte, und der am Kreuz noch darbt. Und zum andern spricht er: „Sorget nicht!“, und fügt so erbarmungsreich hinzu: „Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe.“ Für jede Stunde die Aufgabe und für jede Stunde die Gabe, sie zu lösen; für jede Stunde das Pflichtmaß und für jede

Stunde des Herrn Barmherzigkeit. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Aufgabe und seine Last habe. „Warum willst du denn“, sagt Luther, „gleich zwei Unglücke an einem Tag tragen, werde mit dem einen fertig, und der andere Tag wird mit dem seinen fertig werden“.

Es gibt Worte Jesu, die uns ihn so menschlich nahe bringen und die es — ich möchte sagen — uns ermöglichen mit ihm in eine Gemeinschaft der Lebenserfahrung zu treten. Er kommt uns dann so einsach nahe; wir möchten ihm mitteilen, daß wir es nur nicht so sagen können. „Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe.“ Ach, meine Christen, wenn da solch ein barmherziger Herr und Freund unseres Lebens mit einem seelsorgerlichen Rat, mit einer freundschaftlichen Bitte naht, ist es aller Mühe wert, Rat und Bitte zu beherzigen und zu befolgen: „Sorget nicht!“

Sorget nicht! Es ist nicht not, denn Gott ist reich.

Sorget nicht! Es ist nicht recht, denn Gott ist treu.

Sorget nicht! Es ist nicht klug, denn Gott ist heilig.

Sorget nicht! Es ist nicht not, denn Gott ist reich.

Und damit wir glauben, hat der Selland etliche Hilfsprediger bestellt, unscheinbare Vögel, die über unsere Häuser und Häupter ziehen, und die armen Blümlein. Ein einziges armes Blümlein, das dein ellender Fuß achtlos niedertritt, am Bach von spielenden Kindern entwurzelt und in die Wellen geworfen, ist in seiner Pracht und Herrlichkeit, in der Unmittelbarkeit der Gotteswirkung und Gottesweisheit herrlicher gekleidet, als des Königs Salomo purpurumglänzter Majestät. Das ist etwas wunderbar Großes. Wie reich ist Gott, wenn ein Künstler ohne gleichen, ein Meister ohne Ziel und Ende liebend sich in die Gestalt und die Gewandung eines Blümleins vertieft, als wäre dies das einzige auf Erden und heute Abend wird das Unkraut im Ofen verbrannt! Wie reich ist Gott, dessen Herrlichkeit in einer einzigen Blume so unmittelbar, so jugendstroh und morgenstisch sich widerspiegelt, daß keine erborgte Majestät königlicher Gewänder an diese mühelose, sorglose Verschwendung Gottes hinreichen darf! Und wenn du das nicht siehst, du armer Mensch, dem die Blumen so gewaltig predigen vom Duft und Sonnenglanz und dem Glück ihres Herrn, dann schau hin auf die armen Vöglein, deren niemand achtet. „Und euer himmlischer Vater nähret sie doch.“ Hört, es heißt: „Euer Vater“, nicht „Ihr Vater“! Sie sind ihm vergänglich und nichtig, ihre Art bleibt, aber die einzelnen verschwinden und lehren nimmer. Diesen Tieren und Vöglein reicht Gott in überschwenglicher Güte Brot und

Speise, Nahrung und Leben dar. So reich ist Gott, daß er das Verweiskende mit Majestät schmückt, ohne ihrer zu achten oder für sie zu fürchten, daß er das Undenkende und vor ihm Vernichtete mit dem Reichtum an Speise und Trank begabt. Was ist dann noch Not der Sorge? Wenn Gott Vergängliches in heiliger Sorglosigkeit bleiben läßt und seine Sorglosigkeit mit zartester Fürsorge vergilt, sollte er bei uns, für die er seinen Sohn gewagt, seine Ehre verpfändet, seine ganze Persönlichkeit eingesetzt hat, irgendwie es mangeln lassen? Das sei ferne!

So halten wir daran fest und nehmen wir es zu Herzen: Es tut nicht not zu sorgen, denn Gott ist reich. Du hast Verlegenheiten, sage es deinem Herrn! Du hast Angst, bekenne es ihm in der Stille! Du möchtest unter mancher Frage erlahmen, warum bringst du sie nicht an ihn? Du rechnest ängstlich, ob du den nächsten Tag durchführen kannst, warum kloppst du nicht bei ihm an, der wie den Tag so deine Kraft mehrt? — Es ist nicht not, zu sorgen. —

Es ist nicht recht zu sorgen, denn Gott ist treu!

„O, ihr Kleingläubigen“, sagt der Herr und denkt an jene Stunde, da die Armen jagten, während der Seifer schlief und die Wellen zogen drohend und rollend über das Schiff und der Meister schlief um so süßer. Er denkt der Stunde, da der Sturm frohlockte, daß er den Meister begraben könnte. Da den Jüngern Herz und Mut entfiel, da stand er auf und bedräuete Sturm und Wellen, da ward es ganz stille. Er denkt all der Stunden, da die Sorgen der Seinigen ihn umdrängten und umdrohten. „Wir wollen dich lassen, du hast unser vergessen, wir wollen von dir weichen, du hast uns nicht mehr im Herzen.“ Und er geht auf die Fragen nicht ein, sondern erwidert sie mit einer Frage seiner Art: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ Nun wollen sie aufzählen, das Wort erstirbt auf den Lippen; sie wollen ihm erzählen, und ihre Klagen werden zum freundlichen Dank: „Herr nie keinen.“ Sie wollen sagen, und all ihre Angst ist vorüber. Es ist nicht recht, zu sorgen, nachdem einer für uns betet, der da weiß, was wir bedürfen, weil er aller Dinge seinen Brüdern gleich ward, weil er durch den Sturm ging und weiß, wie trohig er ist, und durchs Grab ging und erkannte, wie garstig es ist, weil er Tod und Todeschmerzen, alle Angst der Einsamkeit erlitten — und nun sieht er als Sieger, König und Herr der Gnade zur Rechten des Vaters und betet für seine Gemeinde — und der himmlische Vater weiß, was sie bedarf —, um heimzukehren und daheim zu bleiben und ewig sorglos zu sein.

O, ihr Kleingläubigen, es ist nicht recht zu sorgen! Denn in der Stunde, in der du sorgst, lehrt der alte Feind deines Glückes, der Räuber der Jesusehre in dein Herz ein und zeigt dir, nicht was dein Gott dir gab, sondern, was er dir vorenthielt; und die Treue deines Gottes tritt zurück hinter der Untreue des Verführers. Schatten und Scheingüter, die er zeigt, erscheinen dir wertvoller, als das, was dein Gott dir gab; und so verarmt das Leben. Unglaube ist minder gefährlich, als Kleinglaube; denn der Kleinglaube hat zuviel erlebt, um Unglaube zu sein, und zu wenig gelernt und behalten, um treu zu sein. Unglaube ist Entschiedenheit, Kleinglaube ist Halbheit und Lauheit. Wie stehst du da vor ihm, dem du auf tausend Fragen, ob er es habe fehlen lassen, nur mit Dank antworten kannst, wenn du sorgst. Was muß er dir vorhalten, wenn du in kleingläubiger Angstlichkeit von dem Berge sagst, er sei unübersteigbar und von der Tiefe, du könntest sie nimmer ermessen.

Seht, unser Herr und Heiland hat dem Glauben verheißen, daß er Berge versetzen und hat dem Glauben versprochen, daß er Tiefen durchschreiten könne. Berge der Sorge sind zerronnen, Tiefen der Sünde sind geschlossen. „Fürchtet euch nicht, ich bin bei euch!“ Und so zermartern wir uns in den wenig Jahren, die der Dank froh und frei machen sollte, da wir als königliche Leute durch die Welt gehen dürften, von deren Angesicht seine Leutseligkeit widerglänzen mußte. So gehen wir durch die Welt kümmerlich, lärglich. Verlohnt es sich auch, solchen Christen nachzufolgen? Es ist nicht recht zu sorgen, denn Gott ist treu. Seht, es soll alles weichen, was Bestand versprach, und alles zerfallen, was Treue verheiß, und alles von uns weichen, dessen Freundschaft wir uns versahen, aber er weicht nicht. „Bleiben wir nicht treu, so bleibt doch er treu“, damit man auf der Welt wisse, was es um Treue ist.

Wenn er weiß, was ich bedarf, ist er reich genug, mir es zu geben und treu genug, mir es zu gönnen. Und weil er sieht, wie wenig mich froh machen kann, gibt er zum Wenigen noch die Fülle. Kleinglaube, Zweifel, Mißglaube führt zu Schande, Verzweiflung und anderer großen Schande und Laster, zur Gewissenlosigkeit, zur Gleichgültigkeit, zum öden Nebeneinanderhergehen, zum Liebeleeren Richten und Reiden. Kleinglaube vergiftet nicht nur die Beziehungen zu dem treuen Gott, sondern auch die Beziehungen untereinander. Die Sonne, die dir nicht leuchtet, erscheint dir als Feind. Der Strahl, der nicht dein Kämmerlein besucht, erscheint dir wie ein Hohn. Der Kleinglaube ist das Schalksauge, von dem der Heiland spricht, daß es lauter verkürzte

Maßstäbe und lauter verkehrte Urteile gibt und vermittelt. Wenn dein Auge krank ist, siehst du die Helle, als wäre sie dunkel, und die Blüte, als wäre sie welk, und das Antlitz deines Bruders, als wäre es dir entstellt, und seine Nähe scheint dir entfernt. Wenn dein Auge krank ist, mögen sie dir noch so viele Lebenserfahrungen und Gebets-
erhöhrungen berichten, du siehst dein Leid ins Unermeßliche verzerrt und seine Treue auf ein Geringses verkürzt.

Das ist der Kleinglaube. Der Kleinglaube ist zu arm, um recht zu sehen, und zu feig, um ganz blind zu sein. Kochenmal: Es ist nicht recht, zu sorgen, denn er ist treu. Und wenn heute in dieser Gemeinde eine Seele wäre, die mit sich und ihrem Los haderte und mit ihrem Gott unzufrieden wäre, als wenn es keinen Gott gäbe — so ist mein Leben voller Last und Not —, derselben Seele rufe ich zu: es ist nicht recht, daß du so denkst, während dein Erzhirte segnende Hände über deiner Sorge und gnadenreiche Gedanken über deiner Not hat.

Und das sei das Letzte: „Es ist nicht klug zu sorgen; denn Gott ist heilig.“ Was willst du mit deinen Sorgen eigentlich erreichen. Jener Mann im Gleichnis hat sich beschützt, ernährt, für die beste Kleidung Sorge getragen und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Hat er, als die letzte Stunde grimmig ihm nahte, auch nur eine Minute seinem Leben zusehen können? Als die Glocke der Ewigkeit ausschlug, da war auf Erden ein Leben vollbracht. Es hat auch für den Christen einen fast zum Lächeln reizenden Eindruck, wenn manche Menschen so in Kleinigkeiten sich zerreiben, zum Luftzug sagen: „Geh an mir vorüber!“, und zur Arbeit sprechen: „Mache mich nicht müde!“. wenn sie ihres Lebens reichlich warten, als ob es gar so bedeutend sei, immer eines gesunden Leibes froh zu werden.

Denn, was ist dann das Ergebnis? „Wer ist unter euch, Jünger Jesu, der seinem Leben eine Spanne Zeit zusehen könnte, ob er gleich darum forget?“ Wenn es bestimmt ist, zu scheiden, hält niemand mehr es fern. Der reiche Mann hat treulich für sich gesorgt, dann kam der Tod und brachte ihn in die Hölle und in die Qual. Es ist nicht klug, zu sorgen; denn mit der Sorge nimmt man sich die Kraft und erhält sich die Schwäche. Mit der Sorge willst du das Leid von deinem Haus bannen und lädst es zu Gast. Mit dem Zweifel, als ob der treue Gott nicht mehr für dich lebe, holst du den bitteren Mörder deines Lebensglückes dir in die Verwandtschaft. Wer hat je eine Schlange auf sein Ruhelager gelegt, damit sie ihm

das Leben nächstens raube? Wer ist so kindisch und schwach, daß er in spielende Hände den blanken Dolch nähme, damit bei einem Fehlgriff er durchs Herz sich bohre? Und du sorgst und mühst und quälst dich für dein Leben, und der Zweifel fährt mit todeskalter Schärfe durchs Herz und nimmt dir deinen Gott. Du lädst die Schlange dir ein, die alles mißtrauende, spottende, höhrende Schlange, die dir Lebensglück und Lebenskraft zerstört, die immer engere Ringe um dich schließt und immer fester an dich sich schmiegt, und dir den Atem benimmt und dir die Kraft zerbricht und du sinkst nieder und hast nichts erreicht.

So gehen die Stunden, die für die Ewigkeit bestimmt waren, als leere kraftlose Schatten klagend dahin; und deine Tage, die du wie ein Geschwäh zubringst mit eitler Sorge und böser Sünde, laufen vor dir her und können es kaum erwarten, daß sie dich verklagen und dich dem Richter überantworten. Das nennst du Lebensflughelt? Kein Freund, für den du arbeitetest, kein großer Gedanke, für den du dich mühst; dein enges Ich und dein kleines Leben willst du pflegen und sie beide verklagen dich auf den Tod. Es ist nicht klug, zu sorgen. Die Kraft zerrinnt und der Reichtum wird zu nichts und die Kraft gehört keiner großen Sache. „Trachtet als nach einem!“ Konzentriert euch auf eine Frage, sorgt um das eine, was not ist, um das Lebensgut, um das Lazarus in seiner Zerrissenheit unter Tränen sorgte. „Sorget um das Himmelreich und seine Gerechtigkeit!“ Gott ist heilig, wer sich nicht um ihn sorgt, den überläßt er seinem eigenen Wesen; und wem er nicht erstrebenswert ist, von dem tritt er zurück. Alle Vorwürfe trägt er, der der Welt Sünde trägt, aber eines kann er nicht tragen: daß er sich uns aufgezwungen habe. Alle, alle unsere Klagen, Mißtrauen, Zweifelung, böse Reden, Schmähungen hat er auf sich genommen — „sie wissen nicht, was sie tun“ — aber daß wir ihm sagen sollten, er habe, obwohl er uns kein Gut mehr bedeutet, sich uns als Gut aufgedrängt, das sei ferne!

Und das ist die Gerechtigkeit, die er gibt: alle deine Sünden sind zerrissen und der Schuldbrief ist zerstückt, wie wenn der Morgenwind durch die Ebene braust und das Rebeigewand zerreißt, und die einzelnen Trümmer hinschleudert über das Feld — und nun folgt die Sonne majestätisch nach, und der Tag ist wie in Gold beglänzt. So läßt er seiner Lindigkeit stürmende Treue über alle die Rebel der Sünde und die Nacht unserer Gottesferne hinziehen — und nun teilt der Sturm der werbenden Liebe alle Missetaten und die Sonne der Gnade vertreibt all das schwere Trachten nach dem Tag und dem Lebensglück, daß ihr sprechen könnt: „Du tilgst meine Sünde wie einen

Nebel und meine Missetat wie eine Wolke. Du belehrest mich, so werde ich belehret."

"Und alles andere wird euch zufallen", gleichsam als Dreingabe. Seht, wem nach Ewigkeitsspesje das Verlangen steht, den will er zum Hochzeitmahl einladen; komme, es ist auch für dich bereit! Und wer da elend und blind und bloß ist und bittet: kleide mich mit dem Hochzeitsgewand, das du bereitetest, dem gibt er die Gerechtigkeit, die alles bedeckt und alles ersetzt.

Wer solche Güter gibt, sollte er die geringeren vorenthalten? O, meine Geliebten, es ist nicht klug, zu sorgen. Wer uns Spesje und Kleidung des ewigen Gottesreiches und Jesum Christum als Geber dieser Gaben geschenkt hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Gehe mit der Frage an die Arbeit, ob du im Vielerlei der tellenden trennenden Sorgen untergehen oder in dem Einerlei des Seimwehs leben willst. Du kannst heute und alle Tage, solange du noch ein Heute nennst, entscheiden, ob du in den zerreißenden quälenden Sorglichkeiten Kraft und Ehre verschwenden willst und armseltig und zerrissen ans Ende gelangen; oder ob du dem einen und Ewigen zugewendet von hoher Warte sprichst: „Ich bedarf der keines, denn ich habe das Beste gefunden. „Ihr könnt nicht zwei Herren dienen.“ Geliebte, der Welt, die euch mit Sorgen und Jesu, der euch mit Sorge erfüllt. Ihr könnt nicht dem einen anhangen und den andern lieben, es gibt nur ein Entweder — Oder:

„Nach immer süßer mir den Himmel, und immer bitterer diese Welt! Gib, daß mir in dem Weltgetümmel die Ewigkeit sei vorgestellt.

Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!"

Ich habe keine andere Sorge mehr, als ein selbiges Sterben.

Matth. 6, 34: Darum sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Geliebte Christen! Der 15. Sonntag nach Trinitatis ist von altersher für das Evangelium von der heiligen Sorglosigkeit bestimmt, von der heiligen Sorglosigkeit, die der erfahren und geschenkt hat, der aller Dinge seinen Brüdern gleich wurde, damit er barmherzig werden könne, der hinangegangen ist, wo die Sorge am schwersten, und hingehört hat, wo die Klage am lautesten, und Einblick getan hat, wo das Weh am schwersten war. Derselbe Herr, der in eine Welt der Sorge Einschau gehalten und Einblick getan und von ihr gesagt hat: „In der Welt habt ihr Angst“ — derselbe redet heute an unsere Seele von dem Sieg der Sorglosigkeit.

Und dem Herrn nach gehen alle seine Knechte. „Sorget nicht!“, ruft St. Paulus, „sondern alle eure Anliegen laßet im Gebet und Flehen mit Dankagung vor Gott kund werden“. „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch“, mahnt Petrus. „Was ist euer Leben, ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, darnach aber vergeht er“, mahnt St. Jakobus. „Wohlan, die ihr sprecht, wir wollen heute in eine Stadt gehen und wollen ein Jahr da liegen und hantieren und gewinnen; die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Dafür ihr sprechen solltet: so der Herr will und wir leben, wollen wir dies und das tun.“ Und den Chor der heiligen Jünger schließt St. Johannes, wenn er spricht: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt der Sorgen überwunden hat.“

In eine Welt der Sorgen sind wir ganz unabsehbar weit, ganz unergründlich tief gesenkt worden. Die Fragen wachsen von einem Tag zum andern, die Anliegen mehren und häufen sich. Was sollen wir tun? Sollen wir leichtfertig die Sorgen auf die Erde niederwerfen, daß sie wie große, schwere Ungewitter die Erde zerstören, oder sollen wir nicht vielmehr unsere Sorgen emporheben zu den Bergen der Hilfe. Nehmt sie uns ab! —, auf denen der geklitten hat, der die Sorge und Sünde der Welt getragen hat.

Sollten wir nicht vielmehr heute, wo der deutsche Reichstag wieder in seiner Weise zu sorgen und zu sinnen und zu raten anhebt, hin zu den auserwählten Beratern unsers Volkes — eine betende, fürsorgende, treulich bekümmerte Schar — treten und zu dem erhöhten Hohenpriester sagen: „Blicke von Deinem Gnadenthron, Gottes eingebornen Sohn auf die Schar der Armen! Sieh' doch unsre große Not, sieh' die Angste, sieh' den Tod, laß' dich des erbarmen!“ — Mit dem Gnadenblick, mit dem er Petri Tränen in Freude und des Johannes Frage in Lobsgen und die Zweifel des Thomas in Bekenntnis gewandelt hat, wird er uns auch nahekommen.

Fünf ganz einfache Worte möchte ich euch sagen dürfen.

Sorget nicht, ihr seid ja Gottes Knechte! Kein Menschenherz ist so voll, daß es an niemand hängen möchte, und kein Menschenherz ist so weit, daß es an mehr als an einem hängen könnte. Dienen müßt ihr jemand, entweder Gott oder dem Abgott der Sorge und des Mammons. Dienen müßt ihr jemand, ihr könnt euer Herz nicht frei halten. Aber ihr könnt es auch nicht für beide Größen, für den Gott aller Reichtümer und für den Reichtum ohne Gott offen halten. Ihr könnt nicht zwei Herren dienen, entweder ihr müßt dem einen anhangen und den andern verachten, oder ihr müßt den einen lieben und den andern hassen.

Es gibt keine Zwieschlächtigkeit und keine Zweideutigkeit. Lieben Christen, wem wollt ihr dienen? Ist der Herr Gott, so folgt ihm nach, ist Reichtum, Ehre, Erfolg Gott, so folgt ihm nach. Ihr könnt es nicht teilen. Kein Gott, es sei der wirkliche, oder ein erdichteter, ist mit einem geteilten Herzen zufrieden. Kein höchstes Gut kann neben sich ein anderes haben. Entweder er ist das höchste Gut, dem wir das ganze Herz erschließen, oder irgend etwas anderes, Glück, Ansehen, Mensch, Macht, Ehre. Ihr seid Diener. Dienet dem Herrn mit Freuden, ganz, echt, allein.

Und ein zweites Wort. „Sorget nicht, ihr seid ja Könige.“ Er hat das liebliche Singspiel des Sommers, den Vogel, so reich begnadet, daß er alle Morgen seinen Tisch gedeckt und alle Abend sein Nest bereitet findet. Er hat dieses arme Geschöpf, das da durch den Sommer tändelt und spielt, singt und scherzt, so reichlich versorgt, hat ihm die Speise bereitet ohne daß er es weiß und ihm den Trank gegeben, ohne daß er es merkt, und immer wieder geht es durch alle Kreaturen: „Der mir alles gegeben hat, dem will ich danken.“ — Und draußen am Waldessaum, fern her am Wiesenrand, ungesehen am Bach blüt die Blume, niemand achtet ihrer, niemand sorgt für sie, keiner

deckt sie liebend zu, keiner kann ihr Farbe und Gewand leihen, aber der ewig treue Gott hat mit seiner Meisterhand voll Rat und Willen, diese blühende Blume geschmückt, daß ihre zarte Pracht das Auge ergötzt und ihre Herrlichkeit wie hinüber auf die Ewigkeitsvollendung deutet. Er hat die Lilie draußen königlicher angetan als Salomonis Seide. „Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?“ Hört ihr denn nicht, wie in euer Leben der Königsgedanke hineingewoben ist: „Ich will euch nicht verlassen noch versäumen.“ Seht ihr denn nicht, wie der Herr euch mit dem Purpur seiner Gerechtigkeit kleidet und wie die nimmermüde, immer treue Hand euch das Kleid webt, mit dem ihr einst eine Ewigkeit überdauern könnt. Wenn er den hilflosen Leib des Tieres so speist und die rasch welkende Hülle der Blume so herrlich malt, schmückt und prangen läßt, sollte er nicht vielmehr für die Seele, für die er am Kreuz so herzlich und ernstlich gelitten hat, wundersam bereiten, daß königlich auch auf der äußern Hülle geschrieben steht: „Sie ist eines Königs Tochter.“

Und zum Dritten. Sorget nicht, ihr seid ja Priester! Ihr könnt eine Kunst, die der raschfliegende Vogel, so hoch er in die Lüfte sich erhebt, nicht versteht: ihr könnt weit über Berg und Tal, weit über die schwindenden Werke, euern Sinn empor zu dem Vater aller Barmherzigkeit lenken und zu ihm sprechen: „Abba lieber Vater.“ Und was die duftende Rose und die zarte Lilie und das Veilchen draußen alle nicht vermögen, wenn sie ihre Kelche unbewußt der Sonne erschließen und ihre Blüten unbesinnlich dem Lichte eröffnen, ihr könnt über alles, was auf Erden Staub und Sorge, Sünde und Not ist, euch zu dem emporranken, der die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stillehalten läßt. Ihr könnt ja nach dem Reich Gottes und nach der Gerechtigkeit Gottes trachten. Priester des Höchsten, sorget nicht! Wenn du recht sorgst, sorgst du dann dafür, daß du einst nicht darben mußt? Sinnst du darauf, daß du einst nicht bloß vor ihm erfunden wirst? Denkst du daran, was es heißt: „Nachdem diese irdische Hülle vermorscht und dieses arme Leben verloren ist, habe ich eine Behausung nicht mit Händen gebaut, sondern eine wundersame, zarte, durchsichtige, lichte Hülle, habe ich ein Gewand von reiner Seide.“ Weißt du nicht, daß es einst heißen wird: „Wer sind die, mit weißen Kleidern angetan?“ und dann die Antwort kommt: „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Sorge unter dem Kreuz niedergelegt und ihre Kleider im Blut der Versöhnung gewaschen.“

Ihr seid Priester, sorgt für eure Seele! Trachtet darnach, daß ihr eine Wohnung in der Heimat findet, und es verlange eure Seele nach der wahren Gerechtigkeit, nach der Gerechtigkeit, mit der allein eine Ewigkeit bestritten und erfüllt wird! Ihr seid Priester. Könnt ihr nicht mehr beten, so beten, daß die Sorgenberge immer kleiner und die dunklen Wände immer lichter und die schweren Fragen immer leichter werden? Könnt ihr denn nicht mehr beten, so beten, wie ein Kind seiner Mutter von den Augen abieht, daß sie es treu meint, so beten, wie ein Feld im Sturm die Festung nimmt. Könnt ihr denn nicht mehr euch priesterlich antun, die ihr wißt: „Der der Lillen Vater und der Vögel Hirte und der leblosen Kreatur treuer Berater ist, der sieht die Tränen und versteht das Schweigen und kennt die Fragen alle.“ — Diener und Knechte, Könige und Priester! Zwei Namen habe ich noch an euch im Namen Jesu zu richten.

Ihr seid Kinder. „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft.“ Euer himmlischer Vater. Wer das Wort recht ausschöpfen könnte in der unermesslichen Tiefe, welche, je tiefer man gründet, desto klarer wird, in der wundersamen Höhe, die, je höher man steigt, desto reiner wird. Ihr seid ja Kinder, ihr habt einen Vater, einen rechten Vater, der sich's das Beste, Schwerste und Liebste hat kosten lassen. Das Beste, die Gemeinschaft mit dem Sohne, damit er Gemeinschaft mit den Sündern pflegte. Das Schwerste, des Sohnes Nähe, hat er missen wollen, damit der Sünder vor sein heiliges Angesicht läme. Und das Liebste hat er gelassen: er hat am Kreuz sein Lebensbild, sein Ebenbild, sein anderes Ich geopfert und das hat er nur um des einen willen getan, damit ich Kind würde. „Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater!“ Euer himmlischer Vater weiß es. Er weiß es, wie der Tod geht höhrend durch die Welt schreitet, als ob das Leben verschwunden wäre, weiß es, daß der Teufel triumphierend über die Schlacht hingehet, als ob die Lüge stärker sei als die Wahrheit und der Haß mächtiger als die Liebe und die Lüge gewaltiger als Reinheit und Ehre. Er weiß auch, wie viel Tausende an ihm irre zu werden drohen: „Schlummerst du, mein Gott, schläfst du, hast du es verlernt zu helfen, ist dein Arm kurz, ist dein Alter schwach geworden?“ Und über dem allen steht: „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft.“ Er weiß es, daß zu viel Tränen das Auge trüben und zu viel Sorgen das Herz erdrücken müssen. Er weiß es, daß zu viel Angst den Menschen an ihm irre werden läßt. Warte noch eine Weile: er steht vor der Türe, er kommt,

wo du es am wenigsten meinst, er tritt ein: „Friede sei mit euch!“, daß die Jünger froh werden, wenn sie über Gräbern das Leben und über Todeswunden den Sieg sehen. Er kann es machen, daß trauernde Witwen, einsame Eltern, verlassene Bräute, daß alle, alle, die aus diesem Krieg tiefste Wunden davon tragen, auch solche, die um ihr Vaterland, um seine Ehre, die um ihre Mutterkirche und ihr Glück beben, endlich sagen können: „Dir befehle ich's, denn du mußt es tun und du wirst es tun.“

Ach, meine Christen, wenn uns der Krieg das Kindesrecht nehmen könnte, was hülfte uns aller Sieg! Und weil er das nicht kann, was schadet alle Angst. Wenn uns der Krieg den Vaternamen Gottes und die Kreuzesliebe Jesu zerstören könnte, dann möchten die Siegesglocken noch so laut tönen und der Siegesjubel noch so froh erschallen, wir wären die elendesten unter allen Kreaturen. Und am Ende dieses un-absehbaren Krieges, wird einsam über der Wahlstatt, in mildem Lichte über Grüften das eine Wort stehen: „Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.“ Ach, mit diesem Kindesrecht ausgerüstet klopfen wir zaghaft an die Türe: „Der du keines Kindes je vergessen, sondern dir es hast gefallen lassen, auf ihrem Dank zu wohnen, höre unser kindlich Flehen, was wir bitten, laß geschehen!“ Rüstet euch nicht zu Heldentaten, sondern zum Kindesgebet! Vereint euch nicht zur Kritik, die da heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird, sondern zum einmütigen Flehen: „Mein Vater ist es möglich, daß dieser Kelch von mir gehe; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Dann wird der Engel kommen und trösten, dann müssen die verschlossenen Türen sich öffnen, dann müssen die versiegelten Steine sich heben und die verriegelten Tore der Hölle müssen ewig geschlossen bleiben. Gott sei Dank!

Ich bin ja doch dein liebes Kind,
Trotz Teufel, Hölle und meiner Sünd.
Euer himmlischer Vater weiß es.

Und das Letzte: Ihr seid ja Pilgrime. Seht, „sorgt nicht für den kommenden Tag“, kümmert euch nicht, was morgen sein wird; „denn der morgende Tag wird für das seine sorgen“. Unser Lebensschifflein, meine Christen, braucht Ballast, braucht Ballast, muß etliche Steine haben, sonst würde es in den Abgrund treiben. Kein Lebensschiff ohne Belastung, kein Lebensbild ohne Wunden, kein Lebenstag ohne Tränen. Aber die Last bemessen nicht wir, sondern er. Es ist nicht gut, wenn du den Ballast von morgen

Schon heute in dein Schiff legst, dann muß es ja untergehen. Es ist nicht gut, wenn du den Kummer, den der nächste Tag in sich hat, heute schon erleidest, was willst du denn morgen tun? „Es ist genug“, sagt der Seiland — so treuherzig, so einfach, ich möchte sagen, so natürlich — „es ist genug, daß der heutige Tag, der jeweilige Tag seine eigne Plage habe“. Seht, ihr seid Pilgrime, ihr wißt ja gar nicht, ob ihr morgen noch lebt, was sorgt ihr denn schon für morgen und von morgen her. Was tut ihr denn in eure Reisetasche schon Steine, die ihr gar nicht braucht? Weil wir Pilgrime sind, ach so laßt die törichte Frage, was morgen sein wird, und heute, wenn wir das Pilgerkleid abtun und den Pilgerstab in die Ecke stellen, danken und loben: „Gottlob ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet.“

Liebe Christen! Der Herr Jesus ist in dieser Abendstunde so menschlich zu uns gekommen, so menschlich hat er an unsern kleinen und großen Anliegen teilgenommen. So klein ist er mit uns, so arm an uns geworden. Und dann wirft er mit königlicher Majestät den Vorhang zurück, der uns von der ewigreichen Gnade noch trennt. „O ihr Toren und trägen Herzens, zu glauben alle dem, was von mir gesagt ist, mußte nicht euer Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen, damit er euch in die Herrlichkeit führen könnte.“

Laßt mich in seinem Namen die fünf Worte wiederholen und bitten:

Seid ihr Diener, wohlan so dient ihm treu, er wird keinen Diener verlassen!

Seid ihr Könige, wohlan so herrschet stark! Werfet zu euren Füßen die kindische und lähmende Sorge, widerstehet dem alten Lügenmeister, so fliehet er von euch!

Seid ihr Priester, o so laßt das priesterliche Recht euch von niemand rauben! Betet, bringt euer Anliegen vor den Herrn, bis er euch zu seiner Zeit erhört!

Seid ihr Kinder, weint euch am Herzen der ewigen Liebe aus! Ich finde keine Worte. Du verstehst mich, der du tröstest, wie einen seine Mutter tröstet. Ich habe nichts mehr zu sagen, aber du weißt es: ich bin dein Kind, du bist mein Vater; ich bin so arm und du so reich.

Und nun will ich den Pilgerstab getrost weitersehen. Siehe, er ist nicht dürre und nicht erstorben, er grünt. Es ist ja der Stab, den mein Seiland 34 Jahre mit viel Beschweris geführt hat. Es ist ja der Wanderstab, den er am Kreuz hingelehnt hat; und siehe, er grünt.

Wahrlich, ihr Geliebten, Sorge und Sorgen! Ihr kennt wohl, es gibt eine Sorge, die das Herz zerteilt und die das Herz zerlegt.

Und es gibt eine Sorge, die das Herz ganz fest zusammenschließt an sich und in sich mit dem, der aller Sorgen Meister ist. Wohl uns, wenn wir aus einem Munde sprechen: „Herr, daß ich selig werde, das ist meine einzige Sorge.“ Und er erwidert: „Weil ihr beides seid, meine Pilgrime und meine Bürger wie eure Väter alle, habe ich euch eine Stadt zubereitet, darinnen ihr wohnen könnt, und eine Stadt, da all eure Sorge ein einziger Lobgesang ist; denn ich sorgte für euch.“ Amen.

O Herr Jesu Christi, der du in der Nacht, da du verraten wardst für deine Gemeinde, in ernster Wachsamkeit und Fürsorge Gebet und Tränen geopfert und dein Leid ganz willig erzeigt hast, der du des Todes ewiges Gerlicht in eine gnädige zeitliche Strafe verwandelt und die Not unserer Seele am Kreuz bezahlt und uns erlöst hast, verleihe uns allen, daß wir, wenn du wiederkommen wirst, bereit seien, dich mit Freuden zu empfangen und dir mit rechtem Herzen zu dienen, zum Dank für deine unaussprechliche Treue und zum Lob deines ewigen Namens, der du lebest und regierest, hochgelobet in Ewigkeit. Amen.

2. Petr. 3, 3—13: 3. Und wisset das aufs erste, daß in den letzten Tagen kommen werden Spötter, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln, 4. und sagen: wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibet es alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist. 5. Aber mutwillens wollen sie nicht wissen, daß der Himmel vorzeiten auch war, dazu die Erde aus Wasser, und im Wasser bestanden durch Gottes Wort; 6. dennoch ward zu der Zeit die Welt durch dieselbigen mit der Sintflut verderbet. 7. Also auch der Himmel, der jetztund ist, und die Erde werden durch sein Wort geparet, daß sie zum Feuer behalten werden auf den Tag des Gerichts und Verdammnis der gottlosen Menschen. 8. Eines aber sei euch unverhalten, ihr Lieben, daß ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag. 9. Der Herr verzieht nicht die Verheißung, wie es etliche für einen Verzug achten, sondern er hat Geduld mit uns, und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße lehre. 10. Es wird aber des Herrn Tag kommen als ein Dieb in der Nacht, in welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen, und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen. 11. So nun das alles soll zergehen, wie sollt ihr denn geschickt sein mit heiligem Wandel und gottseligem Wesen, 12. daß ihr wartet und eilet zu der Zukunft des Tages des Herrn, in welchem die Himmel vom Feuer zer-

gehen und die Elemente vor Hitze zerschmelzen werden!
13. Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welcher Gerechtigkeit wohnet.

In Christo Geliebte! Ein Christ ist zunächst, wie jeder andere, ein Mensch, der warten muß. Und ob ich mit Ungeduld die Tage triebe und mit eiliger Hast den Lauf beschleunigen wollte, sie gehen nicht schneller dahin und sie bringen nichts näher heran. Wie er ihnen Maß und Ende verordnet hat, also verlaufen sie in seiner Weise und nach seiner Stille; und wenn der Mensch noch so hastet, er geht seinen langsamen Schritt. Aber ein Christ ist nicht bloß wie jeder andere Mensch, der warten mußte, er kann auch warten; denn er weiß, was er erwartet, ist so groß, und dessen er sich mit gläubigem Ausblick getröstet, so herrlich, daß die kurze Zeit der Geduld reichlich gelohnt und die Zeit zwischen Hoffen und Erfüllen reichlich ausgefüllt werden wird. Er kann warten, weil ihm einer die Kraft reicht, der alle Gewalt im Himmel und auf Erden hat: auf Erden, um das Herz zu stärken, im Himmel, um den Trost der Herzen zu bereiten. Aber das Höchste ist doch: ein Christ will warten zum Dank dafür, daß einer so lang für ihn gewartet hat, ob er nicht umkehren und einkehren und heimkehren möchte, ob er nicht von der Torheit seines Wesens und der Eitelkeit seines Lebens umkehren, in sein Inneres und dessen Trost und Untreue einkehren und endlich, endlich nach vielen Umwegen und beschwerlicher Wanderung heimkehren möchte, wo alles für ihn bereitet ist und das Erbe den Erben erwartet. Ich will warten, spricht meine Seele eingedenk dessen, der so viel Geduld mit mir hat und dessen Geduld meine Seligkeit ist, der tausendmal, da ich es nicht weiß, Gelegenheit gehabt hätte mich zu verderben, aber dann immer wieder einhielt.

Wie oft hat der heilige Gott das Grabsteine dem Herrn Christus aus der Hand nehmen und die Richtart in die Hand geben wollen: „Zaue ihn ab, was hindert er das Land.“ Wenn nun Jahr um Jahr verging und meine Seele wurde nicht frömmter, treuer, ernster, echter, wenn er nun Jahr um Jahr kam und der Baum trug keine Frucht, dann wollte er ein Neues pflanzen und das Alte verderben, an Stelle der vergeblichen Arbeit eine hoffnungsreiche erwählen. Aber die aufgehobenen Hände Jesu Christi, von denen wir nichts ahnen, von denen wir nur spüren, haben den Vater überwunden: „Laß ihn noch dies Jahr stehen!“ Und so sind wir zu Jahren gekommen und unsere Haare sind gebleicht, einzig deshalb, weil er noch den Mut hatte für uns zu

hoffen und die Freude auf uns zu warten. Weil ich keinen andern Dank ihm geben kann, so will auch ich warten, warten bis meine Stunde gekommen ist und ich aus der Mühe der Glaubensarbeit zur Freude, der Schauensfreude gelangt sein werde, warten, bis ich aus den Selbstwidersprüchen meines Lebens, aus den Gegensätzen meiner Arbeit zu der Vollkommenheit, da das Stückwerk aufhört, gelangt sein werde.

Ich will warten. So reden wir in dieser Stunde von
des Wartens Grund, Inhalt und Ende.

Don des Wartens Grund zum Ersten.

Meine Christen! Wenn der christliche Glaube eine Wahrscheinlichkeitsrechnung wäre, in der der Wunsch den ersten Anstoß und die glühende Phantasie die weitere Rechnung besorgte, so wäre er nichts nütze. Und wenn der christliche Glaube mit einem „Vielleicht“ anheben, mit einem „Etwa“ fortfahren, zu einem „Wahrscheinlich“ sich erheben würde, so wäre sein Ende Täuschung und Enttäuschung. Und wenn einer unter uns sagen würde, ich weiß zwar, daß die Lehre der Kirche nicht richtig ist, aber unter allen Möglichkeiten, die sich mir von religiösen Seiten anbieten, ist sie immer noch die probabelste; und er würde unter allerlei Anschauungen die christliche wählen, so wäre es gerade diese Anschauung, welche ihn am meisten betört und am schnellsten verläßt. Wer auf Schaum baut, wundere sich nicht, wenn sein Haus sich in Schaum auflöst; und wer auf Sand seine Wohnung gründet, staune nicht, wenn sein Haus zerfällt. Wir warten nicht, weil es so hergebracht ist und wir nichts Besseres zu tun wissen; so warten wir auch nicht, weil wir es so gelernt haben und zu lässig sind, etwas anderes zu erlernen, sondern wir warten, weil einer es verheißen hat: „Warte, es wird dir gelohnt, harre, es wird dir gedankt!“

Und dieser eine ist nicht ein Mensch, daß er lüge, oder ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue, dieser eine, der in die Zeit hereingetreten ist, um sie mit ewigen Wahrheiten zu erfüllen und für die Ewigkeit zu erlösen und in sie zurückzurufen, hat mit dem klaren Blick der Liebe und mit dem ernstesten Auge der Heiligkeit die ganze Weltgeschichte übersehen, auch die jetzigen Bewegungen, Krieg und Kriegsgeschrei, Leid und Kampf, die furchtbare Willkür der Lüge. Er hat das alles vorausgesehen und spricht über dem allen: „Wenn das anheben wird zu geschehen, hebt eure Häupter auf, steht auf, es naht der Welt Ende!“

Der Heiland, der als ein armer Mensch kaum von 12 Jüngern geglaubt wurde und in der Entscheidungsstunde von dem einen den Der-

rat, von dem anderen die Verleugnung erlitt, hat den Mut zu sagen, es werde die Zeit kommen, wo man wettelfern wird ihn Herr, Herr zu heißen. Der arme Mann von Nazareth, dem nur etliche Kinder ihr Sossanna darbrachten und etliche arme Leute ihren Dank erzeigten, sieht auf eine Zeit hinaus, wo er in Herrlichkeit kommen wird mit all seinen heiligen Engeln, wo statt der armseligen Jünger hier auf Erden die Chöre der anbetenden Zeugen ihn umringen werden. Obwohl die ganze Gegenwart darüber höhnt und der Augenschein ihm ins Angesicht widerspricht, und des Kreuzes Schmach der Welt verkündet, Jesus habe mit der Weissagung seiner triumphierenden Majestät sich auf Erden getäuscht, bleibt er dabei stehen und spricht: „Es wird des Menschen Sohn kommen in seiner Herrlichkeit.“ Die Weissagung und Verheißung Jesu ist das Wagnis der Torheit gegen die Härte der Wirklichkeit, ist der Mut der innerlichen Überzeugtheit gegenüber allem, was sie widerlegt. Die Weissagung unsers Herrn Christus ist aus dem Gehorjam gegen den Vater, aus der Kenntnis seines Willens, aus der Einigkeit mit seinem Vater geboren und darum ist sie echt und treu und wahr.

„Die Spötter sagen, was sollen diese Weissagungen“; seit Hunderten von Jahren redet man vom Kommen des Herrn, alle Jahre wird in der Kirche von den letzten Dingen gepredigt, allsonntäglich betet am Altar der Geistliche und die Gemeinde betet mit: „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ Ich glaube, daß er wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. 1800 Jahre verkündet man diese Weissagung Jesu; sie ist jetzt zur Formel erstarrt, bei der wohl keiner mehr etwas denkt, eine fromme Meinung, die mit der Zeit vergeht. Und wir wissen ja: vor der Türe steh'n die Erleuchteten, die mit diesen Überresten eines finstern Mittelalters aufräumen, und in die Mauern der Kirche drängen sich die Aufgeklärten mit der großen, ernstern Bemühung, gegenüber einer unbrauchbaren Kirchenlehre ein neues, lebensfrohes und lebensfreies Christentum zu predigen, an dem nur der Name noch christlich ist. Wir sehen es und durch weite Kreise in Stadt und Land geht es: „Wir wollen Christum erklären und dadurch uns verklären. Wir wollen Christum verneuen und dadurch auch seine Kirche.“ Da sind die, die sagen: „Seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles wie es vor Zeiten auch gewesen ist.“ Die Welt läuft ihren Gang, bis sie ihre Zeit vollendet hat — und dann hebt eine neue Welt an. Und doch, in dem bekannten ewigen Fortschritt liegt für jeden Denkenden die furchtbarste Qual des Lebens. Ein Fortschritt ohne

Ende, eine noch so begeisterte Wendung ohne Ziel, oder wenn es hoch kommt, ein Fortschritt, der mit dem Grab endet und dessen Ziel die Verwesung ist, kann nicht ein Menschenleben erfüllen, geschweige denn verneuen.

Seht, wenn sie sagen, „es bleibt alles wie es war“, dann sollen sie daran denken, daß einst über die Erde die Wasserflut zog, längst geweisst, lang hinausgeschoben, plötzlich mit Macht herein- gebrochen, stark genug um alles zu verheeren. Dann sollen sie daran denken, wie vor Jahrtausenden der Herr seine Wolken aufziehen ließ; und immer wieder zerteilten sich die Wolken, und es kamen sonnige Stunden; und immer wieder hielt er mit seinem Gericht zurück, bis es endlich doch hereinbrach, und die Schleier wegfielen, weil die Men- schen sich von seinem Geist nicht mehr strafen ließen. Aber ebenso wird, wenn man es am wenigsten glaubt, der Herr kommen, an einem Tage, der anheben wird wie jeder andere auch, der am Morgen die einen zu ihrer Pflicht, die anderen zu ihrem Genuß gehen läßt — und am Abend wird alles mit Ruinen bedeckt sein, nicht zwar in Wassers- fluten, aber im Feuerbrand. Seht, das sind die gewissen Verheißungen, die der Spott uns nicht entwertet, sondern teurer macht und der Zweifel uns nicht entfremdet, sondern mehr noch ans Herz legt; denn er hat es gesagt.

Meine Christen, der Glaube an den Herrn beginnt mit der unbedingten Verlässigkeit seines Wortes. Wenn du an irgend einem Worte Jesu zweifelst, so ist kein Einhalten mehr, so wird dir seine Treue immer mehr verdächtig. Dann vergeht der Ruhm des Getreuen, dann entfällt die Weisheit des Barmherzigen und schließlich bleibt von dem Christus der Kirche ein tastender, fehlender, irrrender, vielleicht ster- bender Mensch übrig, nicht über dir, kaum neben dir, oft unter dir. Da siehe wohl zu!

Aber warum verzieht denn der Herr und warum warten denn seine Verheißungen so lange? Wir haben so oft schon gebetet: „Ja, komm Herr Jesu!“ In manchem frommen Pfarrhaus habe ich über dem Schreibtisch des Pfarrherrn dieses Gebet, über das wohl manche lächeln werden, gelesen: „Ja komm Herr Jesu, komme bald!“ Denn die Welt wird zu schwer und die Lüge wird zu gewaltig und der Abfall wird zu groß; und wenn es möglich ist, wird auch die kleine Schar seiner Auserwählten verführt. Hast du es denn vergessen, daß etliche auf dich warten? „Komm Herr Jesu!“ — Und er kommt nicht. Tausende rufen immer wieder und bis zu deinem Thron geht der flehende Ruf der Armen: „Hast du uns denn vergessen, schaue doch, wie es uns

geht! Siehe herab vom Himmel, wie die Lüge triumphiert und wie der Feind jetzt siegt und wie allenthalben der Abfall sich mehrt. Wenn du nicht bald kommst, so wirst du niemand mehr auf deiner Seite finden.“ — Und er kommt nicht.

O wie oft, wenn wir vor Rätselein Stunden, haben wir gebetet: „Zeige uns deine Nähe, daß wir auf Erden erkennen deine Wege!“ Und er zeigte sie nicht und läßt uns im Finstern, und lüftet den Schleier der Zukunft nicht. Das sind ja die furchtbaren Geheimnisse des menschlichen Warum und des göttlichen Schweigens. Wieviel Tausende haben in diesen Kriegsläufsten als letztes Wort dem Herrn zugerufen: Warum hast du uns das getan — und er gab keine Antwort und hat eher eine Seele irre werden lassen, ehe er sein Schweigen brach und sein Angesicht zugeneigt hätte. Das ist ein Rätsel. Und darum sagt der Apostel: „Achtet die Geduld des Herrn für eure Seligkeit.“

„Denn der Herr verzieht nicht, wie etliche Verzug wä hnen, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß wir an ihm irre werden, sondern daß wir zu ihm kommen.“ Glaubt es, je mehr ihr seinen Verheißungen traut als einem festen Grund, auf dem das Heil der Seele sich erbaut, desto mehr merkt ihr, wie der Herr euch näher kommt in der Stunde, da ihr ihn am meisten braucht. Wenn du aber ungeduldig drängst, so tritt er ferne, denn du hast nicht zum Frieden eingehen, sondern vom Leid erlöst werden wollen; du hast nicht gerufen: „Komm Herr Jesu!“, damit seine Ehre groß und offenbar werde, sondern damit dein Schmerz sich verringere! „Jesu Geduld ist unsere Seligkeit“, und Jesu Schweigen ist nicht ein Nimmer, sondern ein Nochnicht. Ehe wir's uns versehen, ist das Nochnicht in ein Jetzt verwandelt und die Geduld hat dann ein krönendes Ende gefunden. Denn der Grund des Wartens sind die ewigen Verheißungen, die unbeweglich stehen, wie die Weltanschauungen auch wechseln und die Tagesmeinungen sich wandeln. „Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Verheißungen vergehen nicht.“

Und was ist der Inhalt dieses Wartens?

Meine Christen, im letzten Grunde warte ich doch nicht auf das, was mir gefällt und mir lieb ist; denn was nützt es mir, wenn es mir lieb wäre und ihm wäre es nicht recht; und was frommt es mir, wenn mir die Sonne leuchtet und sie wäre nicht vor ihm und von ihm. Als wir jünger waren baten wir: „Gib mir das Liebste, — und wir meinten, das sei ein rechtes Gebet; und immer höher stieg der Wunsch: „Gib mir das Liebste! Dann werde ich dein Diener, dann

werde ich für dich begehren und werben.“ „Gib mir das Liebste, dir ist's ein Leichtes und mir ist's das Größte; dir ist's ein Geringses und mir ist's alles; nur den Wunsch erfülle mir, ich will dann dir treuer dienen und will dann dich hoch preisen.“ — Und er hat den Wunsch nicht erfüllt und er gab mir nicht, was mir das Liebste, sondern was mir das Schwerste war. Und er nahm mir, was mir leicht dächte, und er entzog mir, was mir groß schien; und aus den Weiten, in denen mein Geist sich erging, führte er mich in die Enge. Dann erkannte ich, daß es etwas Größeres gäbe als das Liebste und dann sing ich an zu begreifen, daß es etwas sein muß, was höher ist als alle Vernunft, und dann sah ich: nicht um das Liebste handelt es sich, was mein kurzsichtiges Auge so nennt, sondern um das Beste handelt es sich, daß ich frei von mir ihm allein angehöre und nichts mehr für mich und nichts mehr von mir begehre, sondern den einen Wunsch habe: „Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe!“

Für mich habe ich nur den Wunsch: „Nimm weg vergangene Schuld und die Gelegenheit zu neuer Schuld! Für dich aber möchte ich das Große, Leuchtende, Herrliche wünschen, daß dein Name die ganze Welt erfülle und dein Reich alle Enden der Erde durchwalte und dein Wille mit Freudigkeit getan werde und mit Freiheit zur Erfüllung komme. Nicht das Liebste will ich dann, sondern das Beste. Und so hatte er die Seele erzogen, daß immer, wenn ihr etwas sehr Liebes entchwand, sie sagen durft: „Das ist mein Bestes.“ So hat er das Leben allmählich in die Schranken gezwungen, daß es, wenn ein Stern um den andern erlosch, sagen konnte: „Fahr hin, ein andre Sonne, mein Jesus meine Wonne, gar hell in meinem Herzen scheint.“ Das läßt sich nicht träumen, nicht singen und sagen, das läßt sich erleiden, erleben, behaupten, wohl dem, der es weiß.

So warten wir auch nicht mehr — denn das wäre nicht der Mühe wert —, daß unser Leben verklärt, unser Tag verneut, unser Ich in einen besseren Glanz erhoben würde. Und wenn ich alles hätte und nähme Schaden an meiner unsterblichen Seele, was nützte es mir dann? Und wenn die Sonne nimmer in meinem Haus und Reich unterginge und mir alles zu Wunsch und Willen wäre und der Erfolg sich an mich hänge und die Verehrung der Menschen mir zusiele und mir selbst wäre die Todeswunde geschlagen, weil ich mich in mich selbst verloren und verliebt hätte, so wäre ich nichts. Seht, so verlernt man es, daß man nicht mehr für sich etwas erwartet und für sich etwas erwählt, sondern nur bittet, daß der Weltkreis voll Erkenntnis des

Sern werde und alle Welt den Sern fürchte. Wir warten nicht auf einen neuen Lebensanfang, denn unsere Tage sind so unwichtig, daß sie mit einigen Schaufeln Sand bedeckt werden, sondern „wir warten auf einen neuen Himmel“.

Das ist alles Wartens Preis: ein neuer Himmel, nicht mehr wandelnde Sterne, unter denen so viel Sünde hinzieht, die jede Nacht so angstvoll fragen: „Süßer ist die Nacht schier hin?“ Nicht mehr der tränenreiche Himmel mit den Sternen, die so viel Ungerechtigkeit, Missetat und so viel furchtbare Heimlichkeit verbergen und bescheinen müssen, sondern ein Himmel, an dem kein Stern mehr leuchtet.

Seil, nach dem wir wartend rangen,
Nun bist du Seil uns aufgegangen,
Nicht mehr von weitem, nicht von fern.

Der Himmel, an dem als einziger Stern der heilige Morgenstern leuchtet, Jesus, der Christ. Morgenglanz der Ewigkeit, Licht von unerschöpftem Lichte. „Wir erwarten einen neuen Himmel“, in dem nicht die Sonne täglich Tausende von Geschöpfen mitleidslos in den Tod sendet, so viel Krieg und Kriegsnot ohne Rührung und Erbarmung bestrahlt, einen Himmel, in dem die Sonne nicht leuchtend über die Todesfelder scheint und das letzte Sterbensstöhnen Tausender ohne Herz bestrahlt, sondern einen neuen Himmel, in dem die Sonne der Gerechtigkeit majestätisch ihren Siegeslauf nicht zwar vollendet, sondern höher und höher führt.

„Alle Welt ist voll des Sern und seiner Klarheit!“ „Wir warten eines neuen Himmels“, in dem nicht die Fremdlingschaft etlicher, sondern die Heimat vieler hintreibt, Frühlingsglück, Jugendfreude, Friede und Herrlichkeit. Es ist nicht mehr der Himmel, in dem etliche noch warten auf die Erscheinung des großen Tages und der Herrlichkeit Jesu Christi, sondern in dem die lichte Wolke aller Zeugen von Anbeginn der Welt bis auf die jetzige Stunde sich vereint. „Lob, Ehre, Preis, Kraft und Macht sei dem, der auf dem Stuhl sitzt, unserm Gott und dem Lamm.“

Wenn wir jetzt an den Himmel denken, ist er uns noch so fremd und so fern und so unwirklich, er ist uns mehr ein Begriff als eine Tatsache, mehr ein Gedanke, als eine Wirklichkeit. „Wir hoffen auf einen neuen Himmel“, der sich als verneuende, herz-erquickende Wirklichkeit herniederstreckt, „auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“.

Wie denkst du dir eigentlich den Himmel, den du willst? Die meisten denken sich von dem Himmel gar nichts, sondern wähen, daß mit dem Sterben ein Zustand der Leidlosigkeit eintrete, in dem man nichts mehr zu denken und nichts mehr zu arbeiten hätte. Und Etliche, deren Christentum in Gefühlen besteht, denken sich den Himmel als einen großen Raum, in dem sich gute Leute wiedersehen, um dann allmählich des Wiedersehens satt zu werden und in sich selbst zu verschwimmen. Und nur wenige haben die Willenskraft, sich den neuen Himmel als eine Notwendigkeit für den Herrn Christus vorzustellen, in welchem er als der Heiland der Welt klärlieh erwiesen und als der Vollender der Welt von allen gesehen wird. Er braucht nicht den Himmel, daß er in ihm wohne, sondern er will den Himmel, daß er ihn als den allmächtigen Sohn Gottes zeige und alle Welt erkenne: er spricht die Wahrheit.

„Wir warten eines neuen Himmels“, nicht um unserer willen zunächst, und wir sprechen es mit Zittern aus: wenn ich verloren gehen müßte, wenn nur Sein Himmel käme; und wenn ich ihn nie sehen dürfte, wenn nur seine Gerechtigkeit groß wird. Das heißt man glauben, daß man nur begehrt, daß sein heiliger Himmel endlich einmal der Welt offenbar werde und er in seiner Gerechtigkeit erscheine. Er hat so viel Verleugnung erlitten und so viel Spott erfahren und so viel Abfall erlebt, daß wir um des barmherzigen Gottes willen den Himmel stürmen müssen: „Rette die Ehre deines Sohnes.“

Das heißt man einen neuen Himmel erwarten und — e i n e n e u e Erde. Diese Erde, so reich und so sonnenbeglänzt sie ist und so gern auch ein Christ auf ihr wohnt, trägt es doch nicht aus, daß man für sie lebt. All die Arbeit und Mühe, all die tägliche Selbstzucht, die das ganze natürliche Wesen ans Kreuz schlägt, wäre nicht vonnöten, wenn es nur diese Erde wäre. Diese Erde ist die Sünde jetzt nachgerade gewöhnt. Aber eben, weil wir diese Erde lieben, auf die uns Gott gesetzt und für die er uns geschaffen hat, bitten und erwarten wir eine neue Erde, da alles Ungute keine Stätte mehr findet und all das Unschöne keinen Raum mehr hat, wo auch das Schöne endlich in die Erscheinung tritt. Denn jetzt steht du an mancher Giftpflanze und sprichst: „O wie freundlich lächelt diese Blume“, und diese Blume bringt dir und deiner Familie den Tod. Und jetzt sprichst du zu manchem Stern: „O wie schön funkelt er.“ Und jetzt steht du vor manchem Menschen, im schönen Angesicht tritt er vor dich hin, mit lieblichen Zügen, in denen die Freundlichkeit und Leutseligkeit wohnt, und du vertiefst dich in seine Züge und denkst: „Welch ein Geist muß in diesem Körper und welche Seele

in dieser Hülle wohnen!" und der Geist ist leer und die Seele ist tot und die Hülle ist trügerisch.

Wann kommt die neue Erde, wo die Armut weggetan sein wird, wo was der Mensch innerlich ist, auch äußerlich sichtbar wird. Wann kommt die neue Erde, da endlich die ausgleichende Gottesweisheit zutage tritt, da man es dem ernstesten Menschen alsbald ansieht und den wahren Menschen alsbald erkennt, weil aus der irdischen Hülle die ganze innere Majestät hervorbricht und leuchtet. Ja, wann kommt die Erde, da man die Schwerter und die Bogen zerbricht und die Kriegswagen mit Feuer verbrennt, wann kommt die Erde, in der der Weltfriede nicht ein Traum der Schwärmer, sondern eine Tat des lebendigen Gottes ist, wann kommt die neue Erde?

Seitdem über diese Erde der Fuß des ewigen Erbarmers geschritten, auf diese Erde die Tränen des barmherzigen Hohenpriesters gefallen und in diese Erde das Seufzen des heiligen Menschenjohnes eingedrungen ist, hoffen und erwarten wir: es kann nicht umsonst sein. „Dein Seufzen und dein Stöhnen und die viel tausend Tränen“, die müssen diese Erde umgestalten, umformen und verklären. „Wir hoffen auf eine neue Erde.“

Ist das zu viel? Denkt euch, Geliebte, wenn wir einmal eine Geschichte erleben werden, an der die Sünde kein Teil mehr hat, ein Leben ohne Abwege und Umwege. Denkt euch die Freude, erwachen und nimmer sündigen zu müssen, nicht mehr auf jeden Gedanken achten müssen, daß er rein sei. Denkt euch einmal von dieser Qual frei zu sein, endlich einmal sich geben zu dürfen, wie man ist, während man jetzt immer anders sein muß, als man ist, endlich einmal frei sein dürfen von der Selbstverleugnung und reis zur Selbstbegreifung; denkt euch, was das einmal ist! Jetzt habe ich den Mut, weil ich das Recht habe, mein selbst zu sein.

So faßt, meine Christen, alle Erdenverhältnisse, die euch lieb sind, euer Eheglück, eure Elternfreude, Freundschaftsbeziehungen, eure Dienstverhältnisse, alles, was eures Lebens Kern und Stern ist, faßt das alles zusammen und schreibt mit hoffender Hand über das alles: „Ich warte auf eine neue Erde“, in der alle Erdenverhältnisse nicht vernichtet sind, sondern verklärt und alle Erdendinge verneut sein wegen nach dem Bild des Meisters aller Schöne.

Ein letztes Wort. Was ist der Hoffnung und des Wartens Ende? Jedes Kind sagt es dir: die Erfüllung. Da braucht es kein Hoffen mehr, wenn der Tag einmal in die Erscheinung getreten

sein wird, an dem er spricht: „Es ist alles geschehen.“ Wenn alles Sehen zur wahren Stillung und alle Fragen zur wahren Lösung gelangt sein werden, dann wohnt die Gerechtigkeit im Himmel und holt die Erde zum Himmel hinauf, wie einst die Erbarmung den Himmel zur Erde herniedersenkte, dann wird Gott sein alles in allem.“ Denn da wohnt die Gerechtigkeit, wo alles so ist, wie es sein soll, und da ist Gottes Reich zu Hause, wo alles so ineinander sich fügt, wie er es will. Als er einst die Erde ansah, ehe der Feind über sie gegangen war, da sprach er, in sich selbst froh — und die Engel haben es gehört und die Himmel haben es vernommen —: „Es ist sehr gut.“ Dieses Wort ist nicht gesprochen, damit jetzt der Heilige Geist über der Vernichtung traure; und die Freude des Welterschöpfers ist nicht entstanden, damit einst der Heilige Geist über seiner Enttäuschung seufze, sondern die Freude der ersten Schöpfung wird wiederkommen, wenn die Gerechtigkeit eingelehrt sein wird.

Mitten durch diese Welt des Krieges, Leides und Stretkes, wo die Ungerechtigkeit überhand nimmt, geht ein schmaler, steiler, schwerer Weg und auf diesem Weg geht Christus der Herr und mit ihm etliche seiner Getreuen. Und wo er einkehrt, da weicht die Sünde und schweigt das Unrecht; denn er spricht: „Friede sei mit euch.“ Und wo ein Menschenherz sich ihm aufstut und eine Seele sich ihm erschließt, da spricht er: „Glaube an mich und du wirst gerecht!“ Dann wirst du gerecht allein aus Gnaden. Und wo ein Land ihn aufnimmt, und wo eine Stadt ihn aufhält, und wo ein Zeitereignis ihn zu sich einlädt, da bringt er Gerechtigkeit, welche alles neu macht. So lang, Geliebte, laßt uns warten!“

Es soll uns nicht gereuen der schmale Pilgrimspfad,
Wir kennen ja den Treuen, der uns gerufen hat.
Kommt folgt und trauet dem!
Mit ganzer Wendung richte ein jeder sein Gesicht
Fest nach Jerusalem!

Mit ganzer Wendung! „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“ Ich halte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Getreuzigsten. Amen.

Röm. 15, 7: Darum nehmet euch untereinander auf, gleichwie euch Christus hat aufgenommen zu Gottes Liebe.

In dem Herrn Christo Geliebte! Das eben verlesene Wort entstammt der Epistel des kommenden 2. Sonntags im Advent. Wer das Evangelium und die Epistel des kommenden Sonntags miteinander vergleicht, der wird inne werden, wie groß und zart die Seelsorge der Kirche ist, welche im Evangelium den großen Schrecken der Wiederkunft des Herrn Christus vor Augen stellt, um in der Epistel mit großem Trost und voll Freundlichkeit zu zeigen, wie er uns aufzunehmen gekommen ist. Brechende Welten, sinkende Erden, wallende Meere, brausende Wogen gehen dem König der Herrlichkeit voran. Siehe, so kommt unser König in Gewalt und Angst, in Schrecken und Furchtbarkeit. Aber, wie wenn nach dem Sturm des Frühlings und nach dem gewaltigen Brausen sich um den Abend der Regenbogen langsam über Berg und Tal wölbt, daß er ein Zeichen des Friedens und eine Bürgschaft der Gnade sei, so geht es durch die Epistel des kommenden Sonntags, die euch nicht ernst genug ans Herz gelegt werden kann, wie Frühlingsfreude und wie Frühlingsglück.

„Nehmet euch untereinander auf, gleich wie euch Christus hat aufgenommen zu Gottes Liebe.“

Das ist die Adventsgabe und das Adventswerk.

„Christus hat uns aufgenommen.“ Leute, die niemand mehr will, sie sich selbst am wenigsten, die durch ihre Sünde und Unwürdigkeit, durch ihre üble Gewöhnung und unrechte Gewohnheit, durch die Geltendmachung ihres Ich, unter dem sie selbst am meisten litten, so schwer ihrer Umgebung wurden, Leute, an deren Freundlichkeit man noch schwerer trug, als an ihrem Haß, Menschen, die sich einander das Leben erschwerten und sich den Tag mit Wolken und Dunkel verhängten, die niemand mehr aufnahm, die n a h m e r a u f.

„Christus hat uns aufgenommen.“ Wißt ihr, was das heißt? Wenn ihr nur einmal bei dem Wörtlein „uns“ verweilt. Nicht uns in den Anfängen unseres Wesens, da man noch hoffen konnte, nicht in den ersten Tagen unserer Kindheit, da man noch Besseres erwarten konnte, sondern in der abgeschlossenen Entwicklung, da ein Zug um

den andern sich zu dem Gesamtbilde der Zerrissenheit sügte, uns, die wir aus den Blumen des Lebens nur das Gift entnahmen, die wir nur mit Neid auf den Nächsten sahen, die wir in jedem Gottestag eine neue Anklage gegen ihn und seine Führung fanden; uns nahm niemand sonst mehr auf. Denn für den Menschen ist der Mensch die schwerste Last; und wer von Natur glaubt, daß er den andern Menschen tragen könnte, der irrt sich. Es ist so schwer, täglich in seinem Gegenüber sich selbst zu erleben. Da sind meine Sünden — ich nenne sie Schwächen; da sind meine Unarten — ich nenne sie leise Unstimmigkeiten. Aber vergrößert und verstärkt fallen sie aus dem Spiegel unserer Umgebung in unser Herz und auf unser Leben. Wir werden von andern nicht mehr ausgenommen.

Gerade jetzt in dieser winterlichen Zeit, wo so viel Krieg und Angst die Seele bewegen, bedürfen wir der Ausnahme bei andern und stoßen auf so viel Mangel an Verständnis. Teilnahme haben, ist die schwerste Aufgabe auf Erden; Teilnahme heucheln, ist ein Leichtsinn. Wir suchen Hilfe und finden sie nicht; wir begehren das tröstende Wort und hören es nicht, schauen auf das Antlitz des andern, um einen Strahl der Leutseligkeit zu entdecken, und suchen ihn vergeblich — niemand nimmt uns auf. Wie viele Menschen gehen mit ihrem Schmerz allein; und wenn viele ihnen zurufen: „Ich weiß, was du duldest und bin gekommen, deinen Schmerz zu würdigen!“ — so ist es doch nur der Umriß des Schmerzes, den sie sahen; aber das Innere kennen sie nicht.

Wenn in dieser großen Fremde des Lebens kein anderer dich richtig verstehen kann und will, so versuchst du, dich selbst aufzunehmen. Aber, Geliebte, das ist eine Last, die in die Hölle hinabdrückt. Sich selbst aufnehmen heißt, täglich von sich loskommen wollen und immer wieder an sich gebunden sein. Es muß ein Mensch schon sehr in sich verloren und verliebt sein, der wirklich sich selbst aufnehmen kann; denn er hat nur Raum für sich allein. Und wenn ein Mensch nur für sich Raum hat, dann hat er keinen Raum mehr für Gott. Aber die meisten können sich nicht selbst aufnehmen, Gott sei Dank. Wie will ich mich in mir selbst trösten, wie will ich mich durch mich selbst tragen? „C h r i s t u s n i m m t m i c h a u f“, das ist die Adventsbotschaft, die jetzt wieder ans Herz dringt und es so froh macht, als hätte ich dies noch nie vernommen. Hier ist einer gekommen, der alle Last der Menschheit tragen, hier einer eingetreten, der allen Schmerz des Lebens auf sich nehmen will, dem die ganze Welt und ihr Elend nicht zu schwer und doch der einzelne nicht zu unbedeutend ist.

„Christus nimmt mich auf.“ Er steht vor der Türe. Als ein armes Kind lehrte er zur Krippe ein; etliche Hirten, etliche Suchende, Fragende, Weise, Könige treten an diese Krippe heran und er nimmt mit schwachen Händen ihr Gold und mit einem Leuchten seines Antlitzes ihre Sorge.

„Christus nimmt uns auf.“ Und dann kommen die Frauen heran, daß sie ihre Kinder und deren Zukunft, die Sünde, in der sie geboren, und die langsam aufkloppende Unart dem Herrn Christus befehlen, und er heißt sie zu sich kommen. Und all die Gebrechen des Tages suchen ihn auf und die Blinden kommen, daß er ihnen das Gesicht, und die Stummen, daß er ihnen die Sprache gebe; und die Aussätzigen klagen ihm ihre Verbanntheit und über den Toten wird das Leben groß und mächtig. Und nun tritt er vor sie mit dem Sklavengewand und wäscht ihnen die Füße: „Wißt ihr, was ich euch getan habe? Ich, euer Herr und Meister, habe euch die Füße gewaschen.“

Und dann, in der Nacht, da er verraten ward, da er für seine gastliche Aufnahme den giftigen, gellenden Sohn der Hölle vernahm und für seine Treue die Verachtung der Feinde auf sich lud, hat er alle Mühseligen und Beladenen um sich geschart: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, nehmet hin und trinket, das ist mein Blut zur Vergebung der Sünden!“ — Karfreitag steigt herauf; der Sohn Gottes breitet seine Hände über die Welt, die aufzunehmen er gekommen ist: „Ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“ Er läßt nun sein gnadenreiches, teures Blut auf diese Erde träufeln, daß aus den Blüten der Hoffnung Blumen des Friedens, Gewächse der Freude entsproßen.

„Er nimmt uns auf“, so heißt es, wenn das Grab seinen Raub läßt und auf die Karfreitagsnacht die Ostersonne folgt und er die Seinen, die sich ihm unterwerfen, der König der Heimat die Fremdlinge mit dem Gruß des Friedens grüßt.

„Jesus nimmt uns auf, Gott zu Lobe“, daß man preise das Erbarmen des Herrn, der durch die Jahrtausende seine Verheißungen wieder erneuert, bis er am letzten in diesen Tagen sie einlöst.

„Christus hat uns aufgenommen.“ Können wir das sagen? Ist das in dieser schweren, rätselreichen, abgrundtiefen Not unser Trost? „Niemand weiß, was im Menschen ist, außer Gottes Geist“, der da die Tiefen des Menschenlebens in Jesu Christo durchlitten hat. Weil er dein Leid bis in seine Tiefen kennt, weil er deine Angst bis in ihre geheimsten Verstecke verfolgt, weil er die Arme ausbreitet, gerade wie

vor Tausenden von Jahren dieselbe Treue und denselben Trost erbietet, darum jauchzt deine Seele, weil sie sonst nichts mehr zu Trost und Freude hat.

„Christus hat mich aufgenommen.“ Wo bliebe ich, wenn er nicht bliebe? Was wäre ich, wenn er nicht wäre? Mein ganzes Leben glühe einem Irrlicht, das dort Ruhe sucht und hier bleiben wollte und man triebe es eilig davon. Mein ganzes Denken wäre dem unstillen Vogel gleich, der da für seinen Fuß eine Bleibstätte und dort der Ruhe begehrt — und sie scheuchen ihn mit Steinwürfen weiter, daß er fliehe. Aber wenn diese ganze Welt dir zu klein sein will und du selbst dir zu eng bist und so fern und so weit dir die Heimat liegt, so weit, daß auch dein sehnsüchtiger Ruf nicht mehr hinreicht — die Wahrheit bleibt: „Christus nimmt mich auf zu meinem Segen und zu Gottes Lob.“

Was soll nun euer Adventswerk sein?

Liebe Eltern! Euch klingt diese Frage fast überflüssig in dieser Weihnachtszeit. Es ist euer Sinn und euere Sorge, vielleicht all zu sehr, wie ihr euren Kindern Freude machen könnt. Wenn aber euere Kinder nur Kinder der Sorge werden, wenn mit ihnen nicht die Freude heranwächst, sondern die Sorge groß wird, wenn manch ein Vater sagt: „Ich habe einen Sohn auferzogen und er ist abgefallen!“, wenn manche Mutter an ihr Kind nur mit großer Angst denkt, weil alle Tränen nur so abgleiten an dem Kinde, in dessen Leben das Unkraut allein Wurzel geschlagen hat, könnt ihr dann auch euer Kind aufnehmen? Um der Taufgnade willen, die es empfangen hat, und um des Gotteswortes willen: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, ich habe sie angenommen, daß sie Sonnenstrahlen würden“, nehmt sie auf! Nehmt sie auf, auch wenn sie die Wolken vermehren! Ihr habt sie einst willkommen geheißen als Grüße der Gnade, nehmt sie auf als Pflichten des Lebens! Einst war euer hoffendes Auge mit Vaterstolz und Mutterglück auf sie gerichtet, jetzt ist das Auge längst trübe geworden, aber gebrochen ist es nicht. Noch betet Jesus für das Kind, noch denkt er an dasselbe. Aber nehmt es auf in der größten Kraft aller Pädagogie: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Das Tor, durch das ihr zur Erziehung schreitet, heißt kindlicher Sinn der täglichen Verneuerung. Man kann nie ein Kind erziehen, wenn man nicht selbst wieder ein Kind wird, nicht kindisch mit ihm tändelnd, aber kindlich mit ihm hoffend.

Nehmt euch auf, wenn ihr so viele Klagen habt über Widerwärtigkeiten, Verdrießlichkeiten, Kleinlichkeiten, über Dienstboten

Frage, eine Frage, die manchem das Leben vergiftet. Nehmt eure Dienstboten auf, gebt ihnen Platz an euerem Tische, gebt ihnen die Zeit zum Morgen- und Abendgebet, zum Kirchenbesuch und Sakramentsgenuß! Es gibt manche fromme Seele, die bei ihrer Dienstmagd die inneren Bedürfnisse nicht voraussetzt, die sie selbst in reichem Maße haben will.

Brennt in ihnen das Verlangen nach dem Herrn, nehmt sie auf um Jesu willen und ihm zum Preis. Und wer in dieser kleinen Gemeinde dient — wer müßte nicht und dürste nicht dienen —, der nehme auch seine Vorgesetzten um Jesu willen auf, nicht die gütigen, zu denen dich das Herz von Natur zieht, nicht die gelinden, zu denen die Stimmung des Tages so leicht und freundlich uns neigt, sondern auch die wunderlichen, denen man nicht leicht etwas recht machen kann. Nehmt sie auf um Jesu willen, sie sind euch zu starken Pfählen gegeben, daß ihr an ihrer Eigenart aufwacht und ernst und fromm, innig und stark werdet!

Nehmt euch untereinander auf, Freunde und Nachbarn! Ihr habt so viel edle Zeit in unnützer, unbedeutender Unterhaltung verbraucht und verträumt, so viel Leerheit geht vor dem her, der euch hätte reich machen können. In dieser Adventzeit nehmt euch untereinander auf! Früher waret ihr einander eitel Glanz, Gold und Sonne, nun seid ihr älter geworden und der Zauber ist gewichen, die Tünche ist abgefallen und die Bitterkeit der Wahrheit und der Wirklichkeit tritt hervor. Tragt euere Schwächen zu dem, der sie getragen; bekennet euere Unwahrheit vor ihm! Ihr Jungen nehmt die Alten auf! Seht in ihnen nicht bloß das, was man durch den Lauf der Dinge tragen muß, sondern das, was man im Gang des Lebens tragen darf! Ich darf diesem alten Leben noch ein Sonnenstrahl sein, auf dieses müden Wanderers Pfad noch eine Blume pflanzen, darf ihm auf dem Rest des Lebensweges noch eine Freude werden. Ihr Jungen nehmt die Alten auf um Gottes willen, laßt sie das Geheimnis der Liebe durch euch erleben!

Und ihr Alten schmält nicht bloß über die Jungen, wie sie so ganz anders seien wie zu eurer Zeit. Denn als ihr jung waret, waret ihr auch der Unart reichlich voll. Nehmt sie auf als solche, für die auch der Seiland sein Blut vergossen und sein Leben eingesetzt hat!

Durch diese ganze Gemeinde gehe das heiße Verlangen: Ich will einen Menschen aufnehmen und zwar nicht den, den ich mir erwähle, sondern den, den mich mein Gott erwählen heißt. Aufnehmen heißt: ungefragt, ungewählt, ohne irgendwelche Entschädigung einen Menschen in seiner ganzen Eigenart herein ins Leben nehmen. Aufnehmen heißt: einen Menschen tragen, ertragen, vertragen, ver-

stehen, bis man ihn innerlich überwunden und sein ganzes Wesen mit Freude erfüllt hat.

So, meine Geliebten, wollen wir Advent feiern. Von einer sinkenden Welt spricht der Zeiland am Anfang des Evangeliums des kommenden Sonntags. Von einer blühenden, grünenden, Frieden verheißenden Pracht spricht er am Ende. Aus dem Vergehen erhebt die neue Welt, aus dem Versinken erhebt sich die Erde der Vollendung. Je mehr wir in dieser Adventszeit alles in uns der Vernichtung anheimgeben, unser Ich und seine Sünde, unser Ich und seine Herrlichkeit, desto reicher macht er uns. Aus den stürmenden, herbstlichen Gewalten, die unser Leben so säh umgaben, tönt auf einmal das Frühlingsgeläute: Das Alte ist im Brausen und Wogen vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. All die Tränen, die jetzt so überreichlich in unserm Volke fließen, all das Weh, das durch den Frühling und seine erwartungsreiche Freude so säh und hart hindurchtönt, wird in die Gewißheit eingefriedigt: „Jesus nimmt uns doch auf, und wir wollen uns untereinander aufnehmen.“

Was wird es sein, wenn am letzten Advent, der für dich und mich vielleicht näher ist, denn da wir zu glauben begannen, er selbst eintritt und spricht: „Ich habe euch aufgenommen, daß ihr bei mir bleibt ewiglich.“ Amen.

Offenb. 3, 20: Siehe, ich stehe vor der Tür und klopf an. So jemand meine Stimme hören wird, und die Tür aufstun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.

Nimm mich auf, o Jesu mein,
Denn ich wünsche dein zu sein.
Dein zu sein, dieweil ich lebe,
Dein, wenn ich den Geist aufgebe.
Wer dir dient, du starker Held,
Der besiegt die ganze Welt. Amen.

Weihnachten ist mitten in der Unruhe und Friedlosigkeit dieser Zeit ein seliges Fest. Wir wünschen, daß, je mehr die Finsternis auf Erden zu siegen scheint, desto stärker sein heiliges und ewiges Licht leuchte. Wenn in diesen Tagen die dargebotene Hand zum Frieden auf Erden so hart und schände zurückgewiesen ward, hören wir nicht auf zu beten: „Gib uns deinen Frieden, o Jesu!“ Wir wünschen uns ein seliges Fest. Was sind Wünsche und was sind Gedanken, wenn nicht ein anderer unsere Wünsche aufnimmt und ein Größerer unsere Gedanken heiligt. Was bedeuten unsere Gebete, wenn nicht er spricht: „Ich will es tun und euer Gebet um Friede und Treue erhören!“ Mitten in unser sorgliches Leben, in die Bereitschaft zum Feste, in all die kleinen und großen Anliegen, die beim Kinde anheben und den Greis nicht verschonen, tritt heute der Herr und König der Weihnacht ein mit einem

mahnenden, fragenden und verheißenden Worte.

Mit einem mahnenden zuerst: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopf an!“ Vor der Türe deines Herzens, des viel beunruhigten und schwer unstillen Herzens, das heute auf Erden heimisch ist und morgen nicht einmal mehr im Himmel die Heimat kennt, deines Herzens, das von Zweifeln umtrieben, von Sorgen erfüllt, von Sünden beschwert ist. Keiner steht lange ungestraft vor der Türe eines Menschenherzens in eigener Kraft: die Wellen heißer Glut, die aus dem Menschenherzen hervorschlagen, verzehren den Beschauer. Keiner

lauscht ungestraft aus eigenem Willen auf die Gedanken da drinnen, die sich verklagen und entschuldigen: sie brechen hervor und zerbrechen Mut und Kraft. Aber er steht vor der Türe, wie er vor den Türen der Welt stand, ein armer Fremdling und ein vom Himmel mit eigener Wahl verstoßener Gottessohn. Wie er um Eingang warb in düsterer, sorgenschwerer, friedensarmer Zeit, so steht er heute noch, ob die Jahrhunderte vergangen und hinübergezogen, ob viel tausend Herzen freudlos und friedlos gebrochen und andere tausende zum Frieden gekommen sind, so steht er vor deinem Herzen, mahnend: „Siehe, ich!“ Noch trägt der König, der jetzt allem Leid entnommene Heil und Fürst, die Züge seiner schmerzreichen Menschheit. Noch hat er all die Erinnerungen an eine kalte, unwirtliche und winterliche Erde in seine Himmelsträume mitgenommen. Nicht als ein Fremdling, der nicht wußte, wie es einem Menschenherzen zu Mute ist, nicht als ein König, der sich in die Not der Armen nicht hineindenken und hineinempfinden kann, sondern, „Siehe, ich!“, der ich die Krippe und das Kreuz, der ich die Wüste und die Einöde, der ich Meeressturm und Wellendrang und Zweifelsnot und Sündenangst kannte und teilte und trug, „Siehe, ich stehe vor der Türe deines Herzens!“

Tausend Fragen dringen an ihn heran. Wie ein Meer anschwüllt und den Felsen, der einsam herausragt, zu überdecken und zu überwinden droht, so schwellen die Fluten menschlichen Leides, die Fragen des Schlachtfeldes und die Klagen des Völkerkrieges, die Nöte dieser schweren, unleidlichen Zeit zu ihm empor, und er gibt keinen anderen Bescheid, als den: „Siehe, ich!“ Und das einzelne, in Betrübniß schmachtende, in Verlassenheit sich ängstende, in viel bitterem Leid sich verzehrende Herz und das Herz der Völker, das Herz der Welt hört keine andere Stimme als: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopf an!“

Das ist eine Mahnung noch vor dem kommenden Feste, dessen Lichterglanz uns Alten längst erloschen, dessen Lichtesfreude uns nicht geraubt ist. „Siehe, ich stehe vor der Türe.“ „Kennst du mich denn nicht mehr an der Art, wie eben ich, ich allein, ich sonderlich vor Herzenstüren und Völkertoren stehe? So demütig dienstbereit, so sanftmütig leidensstark, so starkmutig Not und Tod zu bestehen und zu überwinden.“ „Siehe, ich war tot!“ Das klingt aus der Gruft, das klingt aus dem Grabe, das steigt durch Fels und Gestein, das eilt durch Nacht und Dämmer, das ringt der Sonne entgegen. „Siehe, ich war tot und bin wieder lebendig geworden und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“

„Seht mich an!“ Noch trage ich die Spuren der Knechtschaft im Leide, nach die Male des Kreuzes und der Schande, aber beides ist in Majestät der ewigen Gottheit verklärt. Eines aber hat mir auch Himmelfahrt und die Majestät zur Rechten Gottes nicht genommen: Meine demütige Geduld. „Ich stehe vor der Tür und klopfe an.“ Vor dem die Höllentpforten zersprangen und die Himmelpforten sich weit und freudvoll aufstuten, vor dem alle Starren zittern und alle Heiligen in den Staub sinken, der demütigt sich so, daß er vor der Tür deines Herzen wartend, mahnend, bittend steht und anklopft, nicht einzustürmen bereit, nicht einzudringen willig, sondern mit der Frage, ob er kommen dürfe.

„Ich stehe vor der Tür und klopfe an!“ Der mahnende Herr ist auch ein fragender. Kennst du mitten unter den Wettern des Krieges und unter dem Donner der furchtbaren Katastrophe, da Welten ins Meer sinken und Zeiten vergehen, kennst du unter dem Getöse der Stimmen, die da lästern und höhnen, unter dem Geräusche der Stimmen, die da locken und schmeicheln, einen einzigen Ton, den man in der Ewigkeit, wenn es zu spät ist, tausendmaltausendmal gekannt zu haben wünscht? Kennst du unter all dem Wechsel und Wandel der Stimmungen, der Lästerungen, all dem Stimmengewirr und den Klängen einen Klang, der da alles Schwere übertönt? So klopft kein Mensch an, so lockend und so majestätisch stark, so sachte, so leise und doch so starkmutig und hilfsbereit. Kennst du, o Seele, unter tausenden den Ton? Da du ein Kind warst, hast du unter vielen Stimmen, die dich zum erstenmal umringten und umschwirrten, als du deinen ersten Ausgang vielleicht in die nächste Kleinstadt machtest, die Stimme deiner Mutter herausgehört. Es war keine schöne, es war keine bedeutende, es war vielleicht keine wohlklingende Stimme, aber es war eben die Stimme deiner Mutter, des Weibes, das sein Leben um dich wagte, und du hast diese Stimme aus allen erlauscht. Und da du älter wurdest und die versuchenden Stimmen, die Stimmen des Ruhmes und der Ehre, der Geltung, des Erfolges und Glanzes auf der einen Seite und die Stimmen der Leichtigkeit, Lässigkeit und Lüsterheit auf der andern Seite dich umtönten, hat dich eine Stimme zurückgehalten, eine arme, zitternde, wie verflingende Stimme, eine Stimme eines schwachen Menschen — mehr vielleicht als die Stimme vom Sinai, ja vielleicht sogar mehr als die Stimme von Golgatha —: es war die Stimme deiner Mutter, die dir aus der Ferne zurief: „Denkst du noch meiner?“ Und nun wir in die Jahre gekommen sind, da man anderen raten soll und andere weisen, ist's doch wieder, als ob keine andere

Stimme für Weihnachten und Weihnachtsfreude mehr ins Herz und tiefer ins Leben hereintönt als die längstverklungene Stimme der Mutter.

Siehe, ich stehe vor der Türe und klopfe an und frage dich: „Kennst du mein Anklopfen? Weißt du noch, wie ich anklopfe?“ „Suchend, mahnend, fragend, bittend, zögernd und doch immer bereit, dir zu helfen.“

„Ich stehe vor der Türe und klopfe an.“ „So jemand meine Stimme hören wird und mir die Türe auf tut.“ Merkwürdiges Wort! Ein Wort höchsten Leibes und seligster Verheißung. „So jemand meine Stimme hören wird.“ Ist es denn möglich, diese Stimme Jesu, die ungesprochene, die nur in diesem Anpochen sich verlaublich, zu überhören? Ist es denn denkbar, die Stimme dessen verklungen zu lassen und zu vergessen, der uns getröstet hat, wie einen seine Mutter tröstet? Der an unserm Taustage die Hand uns auflegte: „Du bist mein!“ Der am ersten Schultage uns nachging und zu uns sprach: „Ich will mit dir sein!“ Der am Konfirmationstage in einer flüchtigen Minute, die wir kaum mehr im Gedächtnis festhalten können, zu unserer Seele sagte: „Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit.“ Der in so viel tausend Stunden als Einziggereuer sich uns erbot und erwies — ist es denn möglich, diese Stimme jemals zu vergessen, einmal zu überhören?

„So jemand meine Stimme hören wird.“ Es ist eben viel, was uns Jesu Anklopfen und Zureden vergessen läßt. Dein eigenes Herz hat sich einen Seiland nach seinem Willen erdichtet und erfunden und hat ihn mit dem Seiland in der Krippe, mit dem armseligen Menschen, mit dem unseligen Bettler am Kreuze verglichen und ist irre an ihm geworden. Dein Herz hat im Laufe seiner Geschichte viel Seilande gehabt. Wie viel Menschen haben den ganzen Raum deines Herzens ausgefüllt mit Sehnen und mit Freude, mit Sehnen nach und mit Freude an ihrem Besitz — und für ihn blieb kein Raum. Wie viel Sohn hat über dein Herz hinziehen dürfen, daß Jesus immer mehr verdrängt und seine Sprache immer mehr verdüstert wurde. Und nun ist das Herz hart und das innere Ohr stumpf und das eigentliche Gefühl für das Große in dem Geringssten ertötet und du kannst nicht mehr hören.

„So jemand meine Stimme hören wird.“ Ich habe keine größere Bitte heute vor Weihnachten als: „Öffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesich, und öffne mir die Ohren, daß ich höre die heimliche Weisheit! Öffne mir die Augen, daß ich die Wun-

der sehe, die im Kleinsten das Größte, im Armsten das Reichste, im Niedrigsten das Höchste schenken; daß ich den erkenne, den die Welt verachtet, der in sein Eigentum kam und niemand nahm ihn auf." Und zu dem Manne der Schmerzen, zu dem Manne der Zweifel, zu dem Opfer der Leugnung sage: „Mein Herr und mein Gott!"

Und tue mir die Ohren auf, wie du deinen Jüngern es verheißest hast. Grabe tief in mich, nimm mir alles, was mich lockt und abzieht und erfüllt, daß ich nur noch ein Wort höre: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." „Tue meine Ohren auf, daß ich höre wie ein Jünger!" Wehe dem Menschen, der an Weihnachten nicht Jünger wird. „Wenn jemand meine Stimme hören wird." Also bei aller tiefen Niedergeschlagenheit, die dieses Wort atmet, doch die Siegesfreude: Wieder finden sich Menschen, die an der Krippe sich nicht satt sehen, wieder kommen Leute, die das Heilandswort nicht überhören, wieder stehen an der schmalen und dünnen Türe, die Zeit und Ewigkeit, die Jesum und die Seinen trennt, vieltausend fragende, horschende, lauschende Menschen: „Bist du, der da kommen soll?" Nein, so klopft kein anderer an, du bist es. Ich muß dich loben und dich will ich lieben!

„So jemand meine Stimme hören wird." Was kann ich euch und mir zu Weihnachten Größeres wünschen, als daß unter den tausend Stimmen, die jetzt uns umbrausen, unter diesen furchtbaren Unwettern des Krieges, deine und meine Seele den großen Hirten und Bischof unseres Lebens vernehmen möge. Was kann ich Besseres erbeten, als daß über diese Sturmflut von Literatur über Jesum, über diese Unmenge von Büchern über ihn, nur das Wort Pauli bleibe: „Er ist unser Friede!"

„So jemand meine Stimme hören wird und die Türe auf tut." „Willst du das?", so fragt er. Keine Zurüstung, keine Palmen zum Feste, kein Gepränge frommer Reden, keine wohlgelehnten Predigten, keine anschwellenden Chöre, sondern: „Meine Stimme hören und die Türe auf tun" in ein ungeräumtes und unreiches, unberichtetes Herz. „Nimm mich auf, wie du bist: laß mich ein, wo du wohnst. Ich will eingehen, wo die Sünde ihre Schatten, die Sorge ihr Düstern, das Leid seine Angst verbreitet. Ich will eingehen, wenn nur die Türe aufgetan wird." Was wollt ihr noch? Seht, die größten Denker der alten und die kleinsten Denker der neuen Zeit verlangen besondere Bereitungen des Herzens, ein besonderes Sich-einfühlen — dieses schrecklichste aller Wörter — ein besonderes Sich-einfühlen und dergleichen Unsinn mehr. Aber er, der König aller Geister,

der Herr aller Herren, die Majestät, vor der alle Philosophie zerlobert wie mürber Zunder, sagt: „So jemand meine Stimme hört und die Türe aufstut.“ Weiter nichts! Nichts von Bereitung, nichts von Sineinsichdenken, sondern nur: „Meines armen Herzens Pforten steh'n dir offen, komm herein!“ „Komm du König aller Ehren, du sollst auch bei mir einlehren.“ Das ist Weihnachtsgebet und das ist Weihnachtswunsch.

Zu dieser mahnenden und fragenden Rede tritt zuletzt noch sein verheißendes Wort: „So jemand meine Stimme hören wird und die Türe aufstut, zu dem werde ich eingehen und Abendmahl mit ihm halten.“ „Zu dem werde ich eingehen.“ „Denen aber, die ihn aufnehmen, gab er Gewalt, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.“ Wie St. Johannes schreibt im 1. Kapitel seines Evangeliums: „Jesus ist einmal in diese Welt eingegangen, nicht weil sie es wert war, sondern weil sie ihn brauchte.“ Er ist eingegangen in ihre Vorstellung und ward arm an ihr. Er ist eingegangen in die Enge ihrer Begriffe und ward machtlos durch sie. Er ist eingegangen in die Fülle ihrer Sorgen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.“ Und hat an den Sorgen den Gehorsam gelernt. Er ist eingegangen in ihre Sünde, „da er ward ein Fluch für uns“. Nun ist er heimgezogen, Sünde und Sorge sehen ihm nach und haben ihn nicht überwunden. Tod und Grauen rufen ihm nach und haben ihn nicht gebannt. Hölle und Teufel müssen vor ihm unterliegen. Und ob er gleich über alle ein Sieger geworden ist, ja, weil er es geworden ist, kommt er jetzt mit der Verheißung: „Zu dem werde ich eingehen.“

Also in ein Herz, in dem buchstäblich für ihn kein Raum ist, wo alles herumlegt und herumsteht — die Sorgen der Nahrung, die Fragen des Leibeslebens und dergleichen — in ein Herz, in dem das Kleine regiert und das Große verbannt ist, in ein Herz, in dem alle Fenster verhängt und verstaubt sind, wo alles so ungeordnet und unharmonisch ist, wenn es ihm die Türe aufstut, will er in dieses Herz eingehen. Und in die Welt, in diese sorgenbeschwerte, an der Lüge totgesättigte, an der furchtbaren Wollust der Grausamkeit erjoffene und ertränkte Welt will er eingehen, eingehen und segnen.

Was ist das für ein Trost unserer Tage! „Ich habe keine festliche Stimmung, ich kann mich kaum zur Höhe des Festes erheben; ich habe keine Andacht und keine Empfindung, ich bin stumpf und kalt.“ „In dieses Herz will er eingehen“, spricht der Herr. „Ich will eingehen

ins Herz, wie es ist, aber ich will es nicht lassen, wie es ist." Denn „ich will mit ihm Abendmahl halten". — Es ist, als ob er den Abend besonders vorziehe, weil draußen die Stimmen des Tages und der Lärm der Gasse und die Angst der Menschen schweigen, weil man nur aus der Ferne das leise Rauschen vernimmt, mit dem der Fluß über das Wehr hinglittet, weil man nur gedämpft den Sturm sich aufmachen hört, wenn er aus heimlichen Örtern um Mitternacht sich erhebt. So geht er bei uns ein und will das Abendbrot mit uns brechen. Das Abendbrot, auf das viele Tränen gefallen sind, um das manche Sorge erwachsen ist, will er mit uns brechen.

„Er will." Das gilt sonderlich den Alten, die nur noch mit Jahren rechnen nach menschlichem Ermessen; jenen, die zu ihrer Seele sagen: „Vielleicht das letzte Weihnachten!" „Er will eingehen und mit euch Abendmahl halten." Wie ihr oft schon gebetet habt:

Weil es nun Abend worden ist,
O werter Pilgrim Jesu Christ,
Ach zieh doch in mein Herz ein
Und laß es deinen Tempel sein!

„Ich will eingehen und das Abendbrot mit dir brechen." Da sollst du mir sagen, wie schwül der Tag und wie hart die Arbeit und wie schwer das eigene Ich dir war. Da sollst du mir bekennen die Freudlosigkeit deines Lebens und die Enttäuschung deines Werktages und den Mangel an sonntäglicher Freude. Und dann will ich dir alles vergeben, daß dein Alter sei wie deine Jugend und es um den Abend in dir und um dich licht werde. „Ich will eingehen und Abendmahl mit denen halten, die noch in der Fülle der Arbeit und auf der Höhe der Wirksamkeit stehen. Sie klagen sich an ihrer Lässigkeit und ihrer Lauheit, ihrer Untreue gegen Jesum und ihrer allzu großen Treue gegen sich selbst. Sie klagen sich an der tödenden Macht der Gewohnheit, die so süß eingeht und so bitter lohnt. Ich will das Abendbrot mit ihnen brechen und will ihnen sagen, daß wie ihr Tag ist, auch ihre Kraft sein soll, „wenn sie mich von ganzem Herzen suchen werden".

Und wer noch im jugendlichen Alter steht und vor dem Beiwerk an Weihnachten das Kind in der Krippe zu vergessen Gefahr läuft; wer, an äußeren kindischen Tand verkauft, alles Ewige und Selbige leicht vergißt und doch in seinem Herzen spricht: „Ach, daß ich wüßte, wo

Ich ihn finden möge!" „zu dem will er eingehen", um auch mit ihm die leichte, inhaltsleere, sorglose, kindische Reisezeit zu tragen. Er will aus unsern Kindern und aus Heranwachsenden ein Volk machen, das ihm gehört.

„Ich will das Abendbrot auch mit einer sinkenden und scheidenden Welt teilen." Wir sind nicht in der letzten Stunde der Welt, aber in einer letzten. Wir stehen nicht unmittelbar vor Jesu Wiederkunft, aber sehr nahe. Es können Hunderte von Jahren noch vergehen, — ich glaube es nicht — jedenfalls aber stehen wir am Abgrunde scheidender Jahrhunderte und Zeiten und des großen Wandels aller Dinge müssen wir gewärtig sein. Eine sterbende Welt, die an ihren Gütern dahinsiecht, eine arme Welt, die in ihren Sünden dahingerafft wird, eine blutgetränkte Welt, die nicht weiß, daß das Blut Jesu Christi reinmacht von aller Sünde, auch von allen Nöten und Sorgen.

„Hört, ich will eingehen und das Abendmahl mit euch halten!", ein herrliches Wort; denn nicht an den alten Gütern Christi stirbt die Welt, sondern an den neuen Gütern der Christuslosigkeit. Nicht an den alten Worten vergeht die Zeit, sondern an den neuen Worten, die nur Schein und sonst nichts sind. Noch ist das alte Wort Fleisch geworden, noch ist Weihnachten die größte und unwiderlegbarste Tatsache eines zerrissenen Himmels, den die Sorge um die winterliche Erde erschloß und überwand. Noch ist die Tatsache gewiß und wahrhaftig: wo die Sünde mächtig geworden, da ist die Gnade übermächtig geworden. Und tausendmaltausendmal erklingt und dringt es empor, dieser Glaube sei der Sieg, der die Welt einmal überwunden habe und täglich überwindet.

Mit diesem Abendmahl will er die arme, hungernde Welt erquicken, wenn sie ihn aufnimmt. Mit dem alten Troste will er ihr müdes Haupt aufrichten: „Weine nicht, siehe, es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda." „Ich will das Abendmahl mit ihm halten."

Und nun das Letzte. Es klingt aus in den Preis der ewigen Liebe, so unscheinbar es ist: „Und er mit mir!" Zum Danke dafür, daß er das Sündenbrot und das Tränenbrot mit uns brechen durfte, läßt er uns ein, sein himmlisches Nachtmahl mit ihm in der Heimat zu feiern.

Ach, meine Christen, wie reich ist der Mensch, „der „Christum für seine Stärke hält und ihm von ganzem Herzen nachfolgt!" Der in allen Wirren und Zweifeln, in allen Nöten und Ängsten, in allem Nein, das ihm die Welt entgegenhöhnt, das eine festhält: „Das ist je

gewißlich wahr und ein teuer wertenes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen."

Ich wünsche es euch und erbitte es mir, daß an Weihnachten auf die mahnende Stimme: „Siehe, ich stehe vor der Türe und klopf an“, dein und mein Herz entgegenrufe: „Du Gesegneter des Herrn, warum stehst du draußen? Kehre ein, du liebster Gast!“ — Und auf die fragende Stimme: „So jemand meine Stimme hören wird und mir auftritt!“, möge dein und mein Herz antworten: „Ich warte auf dich, o Herr, von einer Morgenwache bis zur andern.“ „Israël hoffe auf den Herrn; denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm!“ Und auf sein verheißendes Wort: „Ich will das Abendbrot mit dir brechen und du sollst es mit mir essen in meines Vaters Reiche!“, antworte deine Seele: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an meiner Seele getan hast!“

So wünsche ich euch ein gesegnetes Fest; und über der verhallenden und armen Stimme des Knechtes gehe der Herr selbst ein in euer Herz und spreche: „Ich bin euer Jesus; tröstet, tröstet mein Volk!“ Amen.

Klagelieder 3, 22 und 23: 22. Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, 23. sondern sie ist alle Morgen neu und deine Treue ist groß.

Es ist die letzte Bibelstunde in diesem an Aufgaben so reichem Jahr. Das Jahr hat vor allen Dingen eine Aufgabe denen, die sie hören und annehmen wollten, gebracht: die Aufgabe Geduld zu lernen. Während in all den vorhergegangenen Jahren der Abwechslung des Tages ein gewisser Reiz abgewonnen werden und aus dem, was jeder Tag brachte, entnommen werden konnte, was vielleicht der neue Neues bringen durfte, hat das nun vergangene Jahr mit dem ganzen, gewaltigen Ernst der eisernen Notwendigkeit uns warten lehren wollen. Und wer meinte eine gewisse Höhe erklimmen zu haben, wurde bald in die Tiefe geführt, von Sorgen in Fragen, von Fragen wieder in Hoffnungen, von Hoffnungen wieder in gelassene Geduld, und am Ende des Jahres tritt der Lehrmeister an unsere Seele und fragt uns:

„Sabt ihr Geduld gelernt, denn Geduld tut euch not.“

Meine Christen, die ganze Unterweisung, die der Herr mit seiner Gemeinde auf Erden vornimmt, geht nicht auf das Ungewöhnliche und Ungemeine und Außerordentliche, sondern auf das große stille Geseh der Geduld. In dieser Lehraufgabe ist er selbst Meister und Vorbild. Während er in unsern jüngeren Jahren rascher gab und rascher nahm, Erlebnisse schenkte und Erlebnisse litt, ist er jetzt, da wir zu Jahren gekommen sind, behutsamer geworden. Es ist alles nicht mehr bergauf und talwärts im raschen Wechsel der Dinge, sondern es geht noch eine Zeit in der Ebene ohne merklichen Abstieg weiter, und der Herr übt an uns Geduld. Er hat sich's längst versagt, Früchte alsbald ernten zu wollen und hat längst darauf verzichtet alsbald Eindruck zu gewinnen, sondern er hat Geduld mit uns und läßt eine ganze Summe von Erlebnissen, Begegnungen, Erfahrungen an uns vorüberziehen, bis er vielleicht bei irgend einer Wendung eintritt und fragt: „Sast du jetzt

etwas gelernt?" Er läßt Freundschaft gegründet und wieder aufgelöst werden, Bekanntschaften und Beziehungen gewinnen und wieder zerfallen. Er gibt aus einem Gotteswort, wie sie in diesem Saal überreichlich der Gemeinde dargeboten wurden, eine Fülle, er läßt bei vielen Worten gar nicht die Frage zu, ob sie wirklich Eindruck gemacht haben, er weiß es gar nicht anders, als daß viele Betrachtungen jenseits der Schwelle ganz vergessen werden und daß die Seele sich hernach vergebens fragt, was sie — nur rein äußerlich angesehen — gehört hat. Er läßt das alles zu, er wartet, er hat Geduld, bis er auf einmal sagt: „Das war das Letzte.“

Und nun will er mit dir rechten, was dir aus dem allen geblieben ist. — Oder er führt uns in das Geheimnis des persönlichen Leidens, in das noch größere Geheimnis des Sichselbstüberlebens, daß niemand mehr nach uns fragt und niemand mehr uns vermißt; und dann lehrt er ein und spricht: „Weißt du nun, was es um Menschen ist, und willst du nun lernen, was es um mich ist? Er hat Geduld geübt. Wenn ich weiter gar nichts von dem vergangenen Jahr zu sagen weiß, so ist es doch etwas Großes: Er hat noch nicht das letzte Wort mich hören lassen, noch nicht den letzten Choral mich vernehmen heißen, noch nicht den letzten Kirchgang mir gewährt. Noch nicht! Er hat sich durch Unkraut und Dornen und durch das Gestrüpp der Sünde immer wieder hindurchgearbeitet und einen Weg gefunden; und der Weg ist noch nicht von Dornen überwuchert. Er hat noch nicht das Schloß an meiner Herzensthüre endgültig zugeschlossen, daß kein Wort mehr hineinkommt und kein Gebet mehr herauskann. Er hat noch nicht mich verstoßt, daß ich dahingehe und meine, ich sei des ewigen Lebens gewiß, während in der Hölle mein Raum schon aufs beste gerüstet ist. Er hat noch nicht, noch nicht den Stab über mich gebrochen, auf welchen Moment sich alle höllischen Geister freuen, damit sie eine Seele, für die Jesus gestorben ist, endlich gewinnen und den Sieg behalten. Das hat er alles noch nicht getan.“

Und aus tiefster, herzlich gebeugter Seele heraus rufen wir: „Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“ Aber mit dem großen Ernst, der an der Wand des neuen Jahres allerlei geheimnisvolle Ziffern und Chiffren angeschrieben sieht, wolle er uns mahnen und warnen. Daß nur nicht ein letztes Wort über dem kommenden Jahre und ein letzter Zug seiner Hand über den nächsten Tagen steht — und das letzte Wort müsse heißen: „Es ist vorüber“, und der letzte Zug: „Es ist zu spät.“

Meine Christen, indem er so Geduld übt, fragt er uns, hast du auch Geduld gelernt?

Zuerst Geduld mit dir selbst. Ja, das ist ein eigentümliches Wort. Du redest uns immer und predigst in den Bibestunden und sonst, wo du Anlaß findest, von der Kreuzigung des Fleisches und heute sagst du zu uns, Gott will, daß ich Geduld mit mir habe. Ja meine Christen, wer sich liebt, der weiß nicht was es heißt, mit sich Geduld haben; denn der pflegt sich und schont sich. Wer sich liebt, hat nur einen Spiegel und dieser Spiegel hat zwei wunderbare Kräfte: die Kraft der Verkleinerung der eignen Sünde und die Kraft der Vergrößerung der eignen Tugend. Wer sich liebt, der kann aus sich ein Idealbild machen, so sonnig und so reich; denn der Spiegel der Unwahrheit gaukelt ihm ein neues Bild vor — und die kleinen Schwächen, die mir noch anhaften, das sind Dinge, die mit der Zeit vergehen, das sind nur die Strahlenbrechungen meines geliebten Ich. Nein meine Christen, wer sich liebt, der braucht keine Geduld mit sich zu haben, sondern der hat an sich eitel Freude: kein Einfall so bedeutsam, daß ich ihn nicht in meinem Herzen bergen könnte, und keine Tat so sinnig und so edel, daß ich sie nicht jede Stunde vollbringen könnte.

Ihr sagt nein, das ist uns fremd. O, dann kennt ihr euch nicht; denn der Mensch, je zerrissener sein Gewand ist, desto mehr ist er in sich versunken und verliebt; der Mensch, je erbärmlicher seine ganze Lebensentwicklung ist, desto mehr lebt er von der noch größeren Erbärmlichkeit seiner Umgebung. Wer aber weiß, daß die eigne Seele dem Menschen das von Gott ewigferne Los bereiten kann, und wer den Seufzer der zerrissenen Saiten seines Lebens kennt: „Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!“ — denn der Anfang war nächtig und der Fortgang beschwerlich und der Ausgang gefährlich —, wer das weiß, der weiß was es heißt: mit sich Geduld haben. Die meisten Menschen — und das sind noch keine Schlechten — wenn sie sehen, daß ihre Heiligung nicht vorwärts schreitet, geben die Hoffnung auf, binden sich selbst und überliefern sich dem verdienten Geschick. Aber durch die weltliche Traurigkeit, welche manche Leute für Frömmigkeit halten, sind schon viele von Gott für immer geschieden.

Sagt du Geduld gelernt, Geduld mit dir selbst, nicht weil du dich liebtest, sondern weil du dich littest. Jeden Morgen derselbe Voratz und jeden Abend dieselbe Enttäuschung! Jeden Morgen dasselbe Versprechen und jeden Abend dieselbe Weigerung! So hat sich auch das vergangene Jahr aus einer ganzen Menge von Anläufen und

Wendungen und Wandlungen zusammengesetzt, und das Ende war doch keine Belehrung. So hat sich bei dir und bei mir eine Summe von guten Regungen zusammengetan, aber das Endergebnis ist nicht ein reines Ja: „Dir gebe ich mein ganzes Ich zum Opfer“, sondern das Endergebnis sind angebrannte, verkohlte Scheite; auf dem Altar ist keine echte Opferflamme geworden und kein lauterer Opfer. Und so sind wir um ein Jahr älter und um ein Jahr ärmer geworden. Denn wiederum ist ein Jahr, in dem wir hätten heiliger werden können, vorüber, ungenützt und ungebraucht und unausgefüllt. Hast du noch Geduld mit Dir? Willst du es mit dem neuen Jahre wagen, wieder es in Gottes Namen es mit dir zu versuchen? Tue es, es wird dich nicht gereuen! Nimm die Last auf dich, die der Herr in diesem kommenden Jahr dir auferlegt! Nimm sie auf dich! Früher war es dir eine Lust. Trage dich mit deinen Launen, mit deinen Liebhabereien, wo du vor dir selbst Greuel hast! Ach, wie viel Rollen habe ich gespielt — und nichts war echt; ach wie viel Schein habe ich geliebt — und nichts war klar; ach wie viel habe ich Gutes geredet — und gemeint — und habe mir einen stattlichen Schatz von frommen Reden erworben, aber sie waren taub und leer und bloß. Und nun will ich wieder anfangen all meine Schätze herzugeben, den Ertrag meiner Gewohnheit, die Sammlung, die ich mir so gegönnt habe, das will ich alles drangeben und will lieber fünf Worte in meinem Sinn, als tausend Worte in Zungen reden und will wieder anfangen und sagen: „Ich will mich tragen, bis mir das Herz bricht und will an mir lernen, bis ich mich ausgelernt habe. Und ob es gleich die aller schwerste Lektion ist an mir selbst, so will ich nicht müde werden, denn hinter mir steht einer der spricht: „Es ist ein Segen drinnen.“

Und der Lehrer, der heilige Herr spricht weiter: „Hast du auch Geduld mit deiner Umgebung?“ Mit seiner Umgebung Geduld haben heißt nicht, sie übersehen, sich nicht mehr von ihr quälen lassen wollen, sondern sie aufs bitterste empfinden und aufs innigste für sie beten. Das ist sehr schwer, das kostet eine Lebensanstrengung, aber es lohnt sich; die Nerven werden stählern und das Herz wird fester. Kennst du Menschen, von denen du heute und morgen sagst: „Ach ich wünsche ihnen das Allergrößte, mir aber gönne ich von ihnen frei zu werden.“ Kennst du solche Menschen, für die du in dieser Abendstunde vielleicht herzlich beten kannst, gegen die du alle Vorurteile in Gebet wandeln kannst, aber der Unterton bleibt: „Befreie mich von ihnen!“ Kennst du solche Menschen, die dir Gott der Herr als Spiegel für dein Leben geradezu bestimmt hat, damit du siehst, wo

deine Fehler liegen. Kennst du solche Menschen, bitte nicht, daß er die Plage von dir nehme! Tue es nicht; denn er hat ganz anderes, weit schwereres bereit. Und ich habe es oft gesehen, daß Menschen sich von Menschen losbeten, und der Herr hat ihnen Menschen gegeben, die ihnen dreimal ärger waren, als die vorherigen. „Die Geduld überwindet alles, auch den Teufel.“ Die allermeisten Menschen teilen ihre Umgebung in zwei große Klassen, in solche, in denen man sich spiegelt, sich zur Freude — und in solche, die sich an uns spiegeln, uns zum Leid. Die einen zieht man an und die andern stößt man weg.

Der nüchterne Beobachter schaut sich an, wie unter Christenleute Freundschaften entstehen. Es sind nur die ausgebrannten Krater, nichts als der letzte Verbleib von Liebe und Leidenschaft. Aber das ist nicht recht. Gott der Herr schenkt uns Menschen, die uns bis auf das Innerste strafen müssen, damit wir endlich einmal echt werden. Da fallen dann alle die Hüllen und Tünche und Schminke weg; und wenn man auch vor den Menschen äußerlich sich in Zucht hält, innerlich ist man ganz arm und das ist gut. Hast du Geduld mit deiner Umgebung? Ach meine Christen, ich weiß es, und die eigene Seele kennt diese törichte und freche Rede: „Dieser Mensch ist mir gleichgültig.“ Wie wäre es nun, wenn Gott dich einmal zwänge mit diesem Menschen 500 Jahre in der Ewigkeit zu leben, der dann alles mit dir teilte, deine Interessen, die er selbst nicht hat, deine Sorgen, die er gar nicht kennt, deine Leiden, die er gar nicht versteht. Wie wäre es, wenn Gott dich an diesen Menschen schmiedete, damit du von ihm bei jeder Bewegung gestraft würdest! O ihr Christen, die Rede wollen wir mit diesem Jahr begraben! Auch der allerschwerste Mensch darf uns nicht zu schwer werden, sondern wir sollen ihn tragen. „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!“ Und suche einmal bei dem Menschen, der dir so schwer wird, den Punkt wo er klagt, die Stunde in der er seufzt, die geheime Angst, unter der er leidet! Wenn du da Eingang findest, dann hast du ihn gewonnen. Es ist kein Christ ganz verloren zu geben, immer wieder kann man für ihn hoffen, beten, und ihn sich innerlich gewinnen, wenn er auch äußerlich sich entzieht. Hast du Geduld mit deiner Umgebung? Ach, welche Eroberungen hätten wir im vergangenen Jahre machen können! Es wären vielleicht nur arme Dienstleute gewesen, aber es waren doch Christen, wann wir Geduld mit ihnen gehabt hätten. Wie vielen Menschen hätten wir Ewigkeit ins Herz leuchten können, wenn wir Zeit für sie gehabt hätten! Aber du hattest ja nur Zeit für solche, die dir wohltaten. Da wurden dir die Minuten zu Stunden gelängert

und die Stunden vergingen dir wie Minuten; da schautest du deine Abende nicht an, da war es eine Freude und Erquickung für dich. Und bei anderen wurden dir die wenigen Worte so schwer und die wenigen Augenblicke so hart und du hast das an ihnen verwundet, was ihnen Gott noch von Sehnsucht und Heimweh ließ, und hast Gott verunehrt.

Und eine dritte Frage stellt der Herr: „Hast du Geduld mit mir?“

Ein ganz wunderbares Wort! „Hast du Geduld mit mir?“ Ja meine Christen, manchmal rufen wir: „Es ist genug Herr, so nimm nun meine Seele, es ist zu schwer, was ich um deinetwillen tragen muß. Sie haben dein Gebot zerrissen und dein Bild verzeichnet, ich bin's müde zu leiden, nimm mich jetzt hinweg, daß ich nicht den letzten Greuel im Heiligtum erblicke.“ Ach, da möchte man manchmal wünschen, daß der Herr einkehrte und der Not ein Ende machte und die Gemeinde heimholte. „Hast du Geduld mit mir?“ Weißt du nicht, daß, wenn ich jetzt Feuer und Schwert senden wollte, wie du es wünschest, das Feuer auch dein Haus anzünden und die Flamme auch dein Herz verzehren müßte. Weißt du nicht, daß, wenn ich mit Gericht niederführe, auch du nicht bestehen könntest. „Des Menschensohn ist nicht gekommen der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ — Und so, meine Christen, wollen wir am Ende dieses Jahres in der letzten Bibelstunde nur etliche Fragen anklängen lassen von der Geduld und wollen dem Herrn versprechen, daß wir, weil er noch Geduld haben will — wer weiß wie lange? — in der doppelten Geduld zunehmen, in der Geduld, die trägt, und in der Geduld, die wartet.

In der Geduld, die trägt. Lege mir auf, nicht was mir lieb ist, sondern was mir gut ist! Lege mir auf den Mangel in deiner Nähe; und aus deiner Hand wird er Reichtum. Derordne mir die Einsamkeit; wenn sie von dir kommt, hat sie ja den Frieden. Lege mir Schmerzen des Leibes und Krankheit der Seele auf und das bittere Weh, was dem Hochmut den Todesstoß geben muß, daß mich niemand vermisst und niemand begehrt; lege mir auch das auf, wenn du nur einen Platz für mich hast! Lege mir auch auf, was des Mannes Gemüt beschwert: Erfolglosigkeit und Ergebnislosigkeit der Arbeit, daß ich mit meinen eigenen Augen sehe, wie ein Lebenswerk nicht mächtig zusammenstürzt, sondern ärmlich verglimmt. Lege mir das alles auf und lasse mich's erkennen, daß deine Hand es ist, dann will ich deine Hand fassen und so lange halten, bis diese erstarrte, todeskalte Hand warm und lebendig wird und hinter den kalten Zügen des heiligen Richters das lebens-

volle Antlitz der Erbarmung Jesu Christi hervorlugt und hervorleuchtet, meiner Seele Trost und Heil; „denn auch mir ist am heutigen Tage ein Heiland geboren.“ Nimm dann dem Heute allen Glanz und dem Tage alle Freude, aber laß die Lichter der Weihnacht hervorleuchten, schlüchtern, langsam, so ärmlich wie in der Nacht ein Stern aufgeht — aber plötzlich hat das Licht meines Herzens Raum erfüllt und meiner Seele Nacht vertrieben: „Es leucht wohl mitten in der Nacht.“ „So gib mir die Geduld des Leidens auch mit mir!“

Und dann gib mir die Geduld des Wartens! Es ist eigenartig, wenn ein Mensch einen teuren Menschen erwartet, streng das Ohr sich über die Maßen an; und jeder Schritt, der an der Türe vorübergeht, wird erlauscht und geprüft und erkannt, ob es gerade der Schritt sei; und vielemals getäuscht wird das Ohr nicht müde: „Das ist der Schritt, das ist der Erwartete.“ Und dann tut sich die Türe auf und man gedenkt nicht mehr der Angst um der Freude willen. Darum spricht unsere Sprache von einem Erlauschen und Erwarten. Seht, wir wollen auch in dem kommenden Jahre fleißig hören von einer Morgenwache bis zur andern, ob nicht die Schritte des Friedensboten endlich rauschen, ob nicht endlich eine Hand an meiner Herzenstüre anklopft: „Ich bin bereit dich zu holen, bist du bereit mit mir zu kommen?“ Wir wollen unser Ohr schärfen, daß wir das alte Gotteswort ohne jeden Abstrich und ohne jeden Abzug — so frühlingsmächtig und so lichtesfroh und so freudenstark — in uns aufnehmen. Das ist ja sein Wort! Wir wollen es einander versprechen, daß wir das Ohr recht schärfen wollen, damit unter all dem Getöse der Straße und all dem Lärm des Krieges und des Streites ein Wort erhört werde: „Friede sei mit euch.“ „Gleichwie mich der Vater sendet, so sende ich euch.“

So ist das Jahr hinuntergegangen und an seinem Ausgang sprechen wir, tiefgebeugt und dennoch reich getröstet: „Wenn dein Wort nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend.“ Und in wenigen Stunden steigt ein neues Jahr auf, nicht mit Blumen umkränzt und mit Freuden umspielt, wie es empfindsame Seelen erträumen, sondern im schweren Ernst und harter, eherner Rüstung. Aber der es also gepanzert und gerüstet hat, der hat eine gute Wehr und Waffe dem neuen Jahr mitgegeben. Und Wehr und Waffe heißt: „Sie er ist Immanuel.“ Das soll die Losung bleiben.

Wir nehmen Abschied von der Arbeit des Jahres und von der Geduld des Jahres, von Schmerz und Leid und fallen wie müde Pilgrims-

leute ganz in die Hand der uns erwartenden Gnade: Erbarme dich unser und rechne nicht mit uns, sondern laß uns auf das tausendmalige Bekenntnis von Schuld und Fehle nur einmal das Wort hören: „Sei getrost deine Sünden sind dir vergeben; denn das Blut Jesu Christi, meines Sohnes, macht dich rein von aller Sünde.“ Amen.

Joh. 6, 17, 20: 17. Und traten in das Schiff und kamen über das Meer gen Kapernaum. Und es war schon finster geworden, und Jesus war nicht zu ihnen gekommen. 20. Er aber sprach zu ihnen: Ich bin's; fürchtet euch nicht!

So sind wir, geliebte Christen, an das Ende eines Schmerzbewegten und leidensvollen Jahres gekommen. Es ist niemand unter uns, den es nicht an Gräbern und an Kreuzen vorbeigeführt hätte, und es ist vollends niemand unter uns, der nicht manche Hoffnungen, Erwartungen, Gebete in dem vergangenen Jahr begraben hätte. Dazu der ungeheuerliche Krieg mit den breiten Schatten, die er über die ganze Welt wirft; all die Angst von nah und fern, Angst über das Weh aus dem Schoß der Vergangenheit, über das Leid der Gegenwart und Sorge um das, was beide Vergangenheit und Gegenwart bringen werden.

Aber statt daß wir in müßiger Schwermut die Sände sinken und das Haupt traurig zu Boden sehen lassen, wollen wir uns, wie wir durch die ganze Zeit getan haben, um das Wort versammeln, um das sich unsere Väter versammelt haben, wenn es ihnen angst ums Herz und schwer ums Gewissen war; wir wollen bei dem einkehren, dem auch das nun zu Ende sinkende Jahr gehört hat, der über den Meeren der Jahre und Jahrhunderte hinwandelt, ein König der Zeit und all ihrer Angste Herr und Sieger. Wir wollen zu Jesu fliehen, wie es unsere Väter getan haben in all der schweren Zeit, da aus den Ängsten des Dreißigjährigen Krieges die herrlichen Blüten der Kreuz- und Trostlieder erwuchsen.

Es ist etwas unsagbar Großes und Friedensreiches, daß wir am Ende dieses Jahres nicht künstlich, ängstlich, sorglich nach einer Größe fragen müssen, die uns tröstet, nach einem Helfer, der mit uns vielleicht ein wenig gehen will, sondern, daß wir unsere Zuversicht unter den ewigen Armen und unsere Hoffnung auf den alten Gott haben.

Laßt uns zwei Gedanken ganz schlicht ansehen:

Die Angst und den Trost.

Die Angst: Finsternis ohne Jesus! Und den Trost: Jesus in Finsternis.

Sinisteris ohne Jesus! Unser Heiland hatte, wie ihr aus dem Zusammenhang wißt, 5000 gespeist. Nirgends ein Mangel, nirgends ein Überfluß, Er hatte gegeben und das Volk nahm; er hatte gesegnet und das Volk empfing; er hatte dargeboten und das Volk erlebte Großtaten seiner Nähe. Da waren sie aufgebrochen um ihn zu haſchen, daß sie ihn zum Könige machten; und er entwich ihnen und ging allein auf einen Berg, daß er betete. Welche Finsternis damals das Volk durch seine törichte Schuldigung in dem Herzen des ewigen Lichtes erregt hat, und wie seine heilige Seele in Versuchung geführt wurde, wird er uns einmal in der Ewigkeit offenbaren. Denn der führt Jesum in Versuchung, der in, ohne ihn wirklich zu kennen, nur um der Wunder und Zeichen willen seinen König nennt. So hat der Feind zu ihm gesagt: „Mache Steine zu Brot und sie werden dich Gottes Sohn heißen; laß von der Sinne dich hernieder und sie werden dich Gottes Kind preisen; schaue von den Bergen hinab in die Weite, hinab in die Herrlichkeit, die vor dir ausgebreitet ist — und du sollst alles empfangen, wenn du mich anbetest!“ Unser Herr entzieht sich jeder Schuldigung, die ihn um seiner Wunder willen preist. Wenn er sich aber entzieht, wie groß ist dann die Nacht. Derjenige, der Jesum nie gekannt hat, wird die Nacht in ihrer ganzen Finsternis nicht empfinden im Verhältnis zu dem, der ihn einmal in jugendlichen Tagen vielleicht gesehen, für ihn sich begeistert und dann sich ihm nicht ganz zu eigen gegeben hatte. Jesus entzieht sich, Jesus bleibt allein. Das Licht der Welt verlischt, die Leuchte wird verdeckt, die Gebete werden unterbrochen und die Seele ist mit sich allein.

„Es war schon Abend geworden“ — im griechischen Text heißt es: es war Finsternis über sie machtvoll hereingebrochen. (Im Morgenland gibt es keine Dämmerung.) — Das Licht war gewichen. Wie groß war das Dunkel! Das Dunkel ergriff die armen Jünger. Man spürt es den Worten des Evangelisten, der selbst dieses Los erlitten hat, ordentlich an, wie aus allen Gründen des Meeres und des Ufers, aus allen Schluchten der Berge die Finsternis mit eisigem Sauche hervorbricht. Wo sie hinblickten, kamen die Nebelwände näher an sie heran; wenn sie aufwärts schauten, der verdüsterte Himmel, wenn sie abwärts blickten, schwarz und dunkel das Meer. Die Finsternis hatte sie überrascht, hatte sie innerlich und äußerlich gebunden. Und die Finsternis war ohne Jesus.

Am Abend eines schweren Jahres muß ich von der Finsternis der Sorge zu euch reden können, die uns im Blick auf unsere Kirche beschleicht. Sie geht mit dem nächsten Jahr in ein Jubeljahr, die Kirche

im Bettlergewand, in dem Kleid des Dienens; die unbedankte und ungeehrte und ungeliebte Kirche feiert ein Jubiläum. 400 Jahre — was sage ich: weit länger! — aber auch äußerlich geredet 400 Jahre hat ihr Gott den Wandel durch diese Welt und Zeit verordnet und gegönnt. Da kommt die Finsternis ihrer Feinde ringsum: die wollen auch zum Jubelfest sich einstellen. Da ist die alte Feindschaft der Kirche, mit der wir schweren Herzens brechen mußten, weil wir nichts wider die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit können. Es ist uns die Wahl gelassen, ob wir Ehre, Ansehen, Einfluß gewinnen und Jesu Wahrheit zurücktreten lassen wollen, und wir haben den Namen Jesu erwählt und den Beifall der Welt verschmäht und verlassen. Darum ist uns diese Kirche gram. Sie führt alle ihre großen Waffen gegen uns ins Feld, ihre machtvolle, bedeutsame Organisation, eine neuerwachte und an uns gestärkte Wissenschaft, große Reichtümer und vielen Einfluß, Beifall der Mächtigen und Ehre bei Kaiser und Reich; und sie hofft den Tag bald zu erleben, wo der letzte Protestant, entweder irrgläubig oder gläubig nach ihrem Sinn geworden, heimkehrt zur verlassenen Mutter.

Da sind die Sekten, die in ihrem bunten vielfarbigen Wesen, in dem Vielerlei ihrer Behauptungen, in dieser zarten, berechnenden, eingehenden Gabe auf Einzelmelung Einfluß ausüben. Da werden die Wunden unserer Kirche bloßgelegt, und ihre Nachteile und Versäumnisse allen preisgegeben; da spricht man von ihrer Uneinsicht und von dem Mangel an Treue gegen das Wort und von dem Mangel an Gehorsam; und viele Kampfgenossen stimmen in diese Schmähungen ihrer Mutter ein und fürchten sich nicht der Sünde wider das 4. Gebot. Das sind Richtungen noch innerhalb der Kirchenmauern selbst, Richtungen, die in einer nicht gerade christlichen Bescheidenheit sich für die Gemeinde Gottes halten. Mit schwarzem Auge betrachten sie alles, was fehlt, und schließen das Auge gegen das, was vorhanden ist. Die Träger des Amtes sind Christen zweiten Grades, die Kirchenleute sind Christen, nicht ganz geheiligt. Wer nicht ihrer Art ist, ist nicht belehrt; und wer nicht belehrt ist, kommt nicht heim.

Und neben diesen Feinden das große, breite Meer der Gleichgültigen. Wo sind unsere Gebildeten, wo ist unsere Männerwelt, unsere Professoren und Offiziere, unsere Beamten, wo sind sie zu finden? Ein verächtlich geringerer Bruchteil schämt sich des alten Evangeliums nicht, aber ihrer viele gehen hinter sich; und was die Gebildeten sich selbst zubilligen, das nimmt sich das kirchenarme Volk von selbst. Bald wird unsere Kirche einsam stehen.

Daneben der furchtbare Abfall, ein Abfall wie er seit Hunderten von Jahren in dieser Geschlossenheit nicht mehr vorhanden war. Vor einigen Tagen hat eine Pfarrerswitwe — nicht in Bayern — ein Buch geschrieben über das Neue Testament, ein Buch, das auf der ersten Seite mit Leugnung beginnt und auf der letzten mit Lästerung schließt, ein Buch, in dem sie nachweist, Jesus sei ein Zimmermannssohn gewesen und man habe auf ihn allerlei gedeutet, bis endlich das Kind, das wie ein anderes gewesen sei, ein Wunderkind geworden sei. Das Johannes-evangelium könne kein anständiger Mensch mehr als wirkliche Geschichtsquelle ansprechen, es sei eine sinnige Dichtung, aber glaubwürdig sei es nicht. — Wenn eine Mutter ihrem Kinde das Herz aus der Brust risse, lotweise, und sich an dem Todesröcheln des Kindes erquickte, und sich freute, wie nun die Todesstarre das kleine Antlitz bedeckt, so würde man diese Mutter eine Rabenmutter heißen. Hier nimmt die Witwe eines Geistlichen das, was vielen Christen das Liebste auf Erden und im Himmel ist, Stück um Stück in ihre rauhen, harten Hände und zerreißt Jesu Bild und verdächtigt Jesu Treue und bleibt eine Größe des Tages und begehrt, daß dieses unnütze Buch in den Schulen gebraucht werde, und ich sehe die Schulen, in denen es gebraucht werden wird!

Seht, so geht aus unsern Mauern der Abfall; und die Leugnung; und kaum werden die letzten Töne des Krieges verklungen und die letzten Schatten des Kampfes verzogen sein, so wird der große, schwere Kirchenkampf wieder anheben: „Jesus muß zu den Toten, die Kirche muß zerstört werden; es wird erst Friede, wenn der letzte Priester ausgetan ist.“

Meine Christen, das sind nicht dunkle Bider, die man so einmal an Silbester der Gemeinde bietet, damit sie ein wenig Angst bekäme, sondern das sind Bilder, die ich nur aus der nächsten Umgebung herausgreife. Das sind die Bilder der Finsternis ohne Jesu.

Und dabei die Finsternis in deinem Volk. Wie es nach dem Krieg werden wird, das weiß Gott allein. Unzufriedenheit, Erbitterung, furchtbare Verschärfung der Gegensätze zwischen arm und reich, Verfeindung der einzelnen Stände untereinander, Anspruch derer, die man in Zaum halten will, auf ein schrankenloses Sichausleben, Ehe soll fallen, an ihrer Stelle die freie Liebe, die da ist ein Deckmantel aller Bosheit; Familie und Familienbände sollen dahingleiten; nur Wahl: jedes Kind kann seine Eltern verlassen und in einem fremden Haus sich einnisten. Religiöslose Schulen, statt der Religion Kunst oder Staatswissenschaft, Politik bei 10—12jährigen Kindern! Wenn es nicht so

namenlos traurig wäre, würde man lächeln. Und ein großes Verlangen zeigt sich, diese Welt sich so behaglich und schön zu machen — weil es doch, wenn die Welt zu Ende gegangen ist, mit dem ganzen Leben darüber ist. Wir sind nichts, wenn wir einmal gestorben sein werden, als der Dung auf der Gasse, moderndes Gebein, höchstens gut, um die Blumenzucht zu befördern. Und nun ist das ganze edle deutsche Volk, für das Jesus gelitten und gebetet, in das er auserlesene Zeugen und Apostel gesendet, für das er einen Luther erwählt hat, den er die höchsten Aufgaben stellte im Völkerrat und in der Völkerwelt, — ein armes, enterbtes, besitzloses Volk geworden: die Füße derer, die es begraben, stehen vor der Türe. **S i n s t e r n i s o h n e J e s u s !**

Aber, meine Christen, statt daß wir jetzt mit einem gewissen stillen Behagen von der Finsternis reden, die außer uns ist, laßt uns an die Finsternis denken, die in unserm eignen Herzen lebt, aus dem arge Gedanken kommen, Mord und Ehebruch und Unreinigkeit und falsches Zeugnis und Bitterkeit und Untreue, Zweifel, Spott und Verzweiflung. Wie sah es in dem vergangenen Jahr oft in deinem Herzen aus? Sage an, war es nicht manchmal so, daß du weit froher und freier wärest, wenn es keinen Gott gebe. Hast du nicht manchmal die Stimme in deinem Herzen gehört: „Gib Gott den Abschied, dann hast du Ruhe! Warum soll ich Gott danken für Dinge, die ich nicht will, warum soll ich meinen Weg nach dem Willen einrichten, den ich nicht kenne, warum soll ich nicht mich selbst restlos ausleben? Habe ich noch Furcht vor Priester und Geseh!“ — Ach, in unsern Herzen sah es manchmal so dürr und öde aus und so finster in unserer Seele, daß wir die Sünde als das Annehmlichste, als die eigentlichsste Lebensbefahrung erkannten, während die Gottseligkeit uns als eine schwächliche, altweibliche Art erschien. So tief regte sich in unserem Herzen die bittere Frage: „Warum hast du diesen Menschen so groß, edel, reich ausgestattet und hast ihn dann abgeplückt wie man eine Rose in ihrer Blüte abreißt. Ist das der Rose Los?“ — Wie oft hat deine Seele, wenn du die endlosen Trauernachrichten überslogst, sich ausgebaumt und gesprochen: „Wo ist nun der Lebensfürst?“ Da reden sie von dem Leben in Christo und von dem Todesüberwinder Christus — und hier sind diese Reihen Gräber!

Ich habe ja reichlich gesehen, welch eine Unrast und welch eine Herzensnot durch die Seele geht, wenn man so die vier Felber nacheinander sieht, in welchen 1200, 1400 Jünglinge begraben liegen, als wären sie nie gewesen. Das ist furchtbar für das Herz. Und dabei wie selten das Gebet als Kraft, höchstens noch als Gewohnheit! Wie selten das

Gebet als Sturm auf Gottes Herz, manchmal vielleicht noch ein zögernder Versuch: Ich will mich aufmachen und es wieder einmal mit dem alten Gott probieren; vielleicht hilft es, wahrscheinlich aber nicht. Und so ist das Jahr hinabgezogen, auch bei den Christen. Unnütze Abendmahlsgänge, unnütze Kirchgänge! Man hat innerlich kritisiert und äußerlich sich gelangweilt und ist dann wieder geworden wie man war. Und vor allen Dingen die Klage: „Was hätte ich für meinen Herrn tun sollen, tun können und was habe ich getan! Wenn er jetzt anfängt die 360 Tage mit mir durchzurechnen — was ist eigentlich das Ende dieses Jahres? Ich will's jetzt sein lassen, es wird nicht mehr werden im nächsten Jahre, es bleibt doch das Alte.“ Seht das ist die **S i n s t e r n i s**.

„**S i n s t e r n i s** war über sie hereingebrochen“, und Jesus war noch nicht gekommen. Was die armen Jünger auf der einsamen See erlebten und erlitten, was ihr Herz bewegte in dieser schweren einsamen Angst, das verstehen wir ein wenig. **S i n s t e r n i s** ohne Jesus. Wohin ich blicke sehe ich nun, daß die hinterlegte Nacht noch hell war im Vergleich zu der, die jetzt näher hereindringt. Wohin ich sehe, kann ich keinen Unterschied wahrnehmen zwischen der **S i n s t e r n i s** einst und der **S i n s t e r n i s** jetzt. Aber die schwerste Nacht kommt noch, und das Ende ist dann der Wunsch: möge **S i n s t e r n i s** mich bedecken und die Nacht mich begraben, damit es endlich einmal vorüber ist. Traumloser Schlaf, lichtlose Nacht, Einsamkeit, in der ich wenigstens sterben kann, das ist die **S i n s t e r n i s** ohne Jesus.

Wenn damit Johannes Bericht schließen und die Kirche Christi mit diesem Ausblick des totesten Pessimismus das Jahr enden würde, dann wären wir die ärmsten unter allen Kreaturen. Jeden Pflasterstein müßten wir beneiden darum, daß er ein Stein ist; und jedes Blatt darum, daß es welken darf ohne zu wissen, was welken heißt, während wir die einzigen sind, die es kennen, was es heißt, hinabsinken in Nacht und Grauen.

Aber als die Nacht vorgeschritten war und kein Stern mehr kam, die Wellen unruhig wurden und die Winde aus den heimlichen Örtern sich aufmachten über den See zu ziehen, da kam über Wellen und Wasser die Gestalt dessen, den sie liebten und doch nicht kannten, den sie kannten und doch nicht liebten; und über aller Angst und Not ihres Lebens ertönte die Stimme, die es ihnen einmal angetan hatte und nimmer aus ihrer Seele weichen konnte: „**I c h b i n e s , f ü r c h t e t e u c h n i c h t .**“

Was wollen wir anderes, denn daß am Abend dieses bitteren Jahres, wo so viel Sterbegeläute uns umbrandete und so große Todes-
 schatten uns umgaben, der Lebensfürst über die Wellen läme und die
 letzte Jahres-, die letzte Tageswelle ihn uns näher brächte und über
 dem Dunkel des Krieges und dem Wetter der Schlacht und dem gäh-
 nenden Vielleicht des kommenden Jahres die letzte traute Stimme zu
 uns dränge: „I c h b i n e s.“ Keine Offenbarung von Majestät und
 Größe, keine Verklärung seelsorgerlicher Treue, kein Wunder, daß die
 Wellen schweigen und die Stürme gehen und die Nacht in Tag ver-
 wandelt wird; nichts von alle dem. Nacht bleibt Nacht, Stürme gehen
 weiter, Sterne verschwinden und verbergen sich; aber die alte Stimme
 bleibt: „I c h b i n e s.“ Das ist der, der in der einsamen Nacht, mitten
 im kalten Winter — wie es im alten Liede heißt — in diese arme,
 freudenlose Erde niederstieg, das ist der, der alle Schatten der Hölle
 durchwanderte und die Finsternisse alle durchmaß, das ist der, der in
 der Nacht, da er verraten ward, litt und betete, betete und litt und
 um den Abend sein heiliges Sterben begann — und um den Abend
 wandelte sich sein heiliger Tod in Sieg: „I c h b i n e s.“ Kein Fremder,
 kein Neuling, kein neuer Christus, kein Christus der dichtenden Sage,
 der sinnigen Legende, der sinnenden Fabel, kein Christus des öden,
 starren Lehrsatzes und eines — wie sie uns vorhalten — verknocherten
 Dogmas, sondern der Christus, der seinen armen Jüngern das Herz
 entseelte und tröstete zumal. „I c h b i n e s!“ Der Christus, der unter
 Todeswunden seinem Stephanus erschien, daß er unter den Stein-
 würfen nicht mehr die Erde, sondern den Himmel und unter dem Toben
 und Dräuen der Feinde nicht mehr den Schrecken, sondern den gehe-
 men Trost erkannte. Das ist der Jesus, der aller Müden
 Trost und Erbarmender ist.

„I c h b i n e s“, spricht er zu unserer armen Seele. Wenn sie trostlos
 ihr Auge umherirren läßt — ich suchte Hilfe und fand keine —, ich
 bat um Freunde und empfing sie nicht —; wenn sie nun wieder aus-
 sieht, so hebt sie ihre Hände empor, eine andere Kunst besitzt sie nicht,
 und spricht: „A c h b l e i b b e i u n s , H e r r J e s u C h r i s t!“ Und nun
 hört sie wieder das Wort, an dem sie immer wieder genas: „I c h b i n
 e s.“ „Kennst du mich, der ich für dich gelitten und ge-
 storben bin und dir zugeschworen habe, daß dein Glaube nicht aufhöre
 — und die Pforten der Hölle sollen ihn nicht überwältigen.“ Nicht die
 Pforten der Hölle sollen verschwinden, nicht die Finsternis soll in Licht
 sich wandeln, nicht, deine Feinde sollen sich von dir heben — Rom
 bleibt Rom, Sekte bleibt Sekte, Untreue bleibt was sie ist, Indiffer-

rentismus und Sohn über die Wahrheit wird nicht schwinden — aber was gilt mir das alles, wenn ich nur dich habe. „Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, meinem Herrn.“

Und die Kirche atmet wieder auf, wie sollte ich mich fürchten. „Der Herr ist meines Lebens Licht, vor wem sollte mir grauen.“ „Darum, ob sich auch meine Feinde wider mich legen, will ich dennoch siegen.“ Welch ein Trost, ins neue Jahr geht Jesus mit hinüber! Und wenn's im Staat so schwer aussieht, unser deutsches Volk wie ein sterbendes erscheint; wenn bei all den äußeren Siegen innerlich die Zerfegung mit Gewalt vor sich geht, steht er dabei und spricht: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich mich wieder zu dir lehren.“ Es ist der größte und seligste Trost, daß er unser Volk in die Wüste führt, in eine schwere, nächtliche Wüste, nicht um es der Wüste preiszugeben, sondern um daselbst freundlich mit ihm zu reden. Sie hat so lange keine Zeit mehr für Jesus gehabt, unsere ganze Welt; sie hat so lange nicht mehr auf ihn hören können vor lauter Beschlüssen und Unternehmungen. „Ich habe dich in eine Wüste geführt, da will ich freundlich mit dir reden.“ Und was in deinem Haus dich schmerzt, und all die Dornen und Steine, die deinen Lebensweg verbauen, und all die Ängste, die dein Herz erfüllen, was es auch sein mag: „Ich bin es.“ Ach, meine Christen, das ist kein Zauberwort, in dem die Ängste zerrinnen und die Sorgensteine sich ins Meer senken; das ist keine magische Formel, in die sich nicht der Glaube flüchtet, sondern der Aberglaube — sondern das ist die Gewißheit, „daß Finsternis nicht finster ist vor ihm“. „Ich allein weiß, was im Finstern wohnt“, spricht der Herr zu Daniel; „denn bei mir ist lauter Licht“.

Seht, „wenn uns unser Herz verdammt fürs vergangene Jahr, so ist er größer als unser Herz“. Wir meinen, er nimmt's vielleicht genauere als unser Herz, weit gefeßlicher und weit eingehender. Nein. „Wenn uns unser Herz verdammt, so ist er größer als unser Herz“ und spricht uns da frei, ledig und los, wo wir selbst unter uns erliegen. Wenn jemand unter euch geängstet wäre über das Versäumte, Vergessene und vergeblich Gewollte, wenn jemand am Abend des schließenden Jahres nur mit Trauern an die vergeudete Gnadenzeit sich zurück erinnerte „er ist größer als unser Herz“. — „Weib, was weinst du?“ „Seele, was ängstest du dich?“ „Ich bin es, fürchtet euch nicht.“

Welch eine Gnade! Finsternis ohne Jesus — Schrecken ohne Ende. Jesus in der Finsternis — Friede, Freude und volles Genüge. So, meine Christen, wollen wir aus dem alten Jahr gehen als die, denen es sehr wehe ist, aber nicht als Leute, die verzagen. Siehe, spricht er am Eingang des neuen Jahres, siehe, ich mache alles neu. Aber freilich nur bei denen, die ihm die Treue halten.

„Ich bin es, fürchtet euch nicht!“ — „Da nahmen sie ihn ins Schiff und alsbald war das Schiff am Lande.“ „Da nahmen sie ihn ins Schiff.“ Weiter wollen wir auch nichts und uns versprechen, aber eben versprechen wie es Menschen, die danken und denken, und wie Menschen, die wissen, warum sie auf der Welt sind, tun. Wir wollen ihm versprechen, daß wir, ob Not und Sünde und Zweifel, Angst und Hölle uns umtoben, ein Wörtlein zwischen ihn und uns stellen, ein ganz kleines, aber ein Wörtlein, in dem eine weltüberwindende Kraft liegt; und das Wort heißt: „Dennoch.“ „Ich muß trotz aller Pein dennoch selig sein.“ Seht, das ist die Seelsorge der Kirche an eurer und meiner Seele, die sie an das Ende des Jahres gesetzt hat. Von dem Licht, das der Armut erstrahlt, von dem Frieden, der über Menschengedanken geht, bewahren wir einen Gedanken, aber diesen Gedanken lassen wir nicht, bis man uns begräbt, weil es nichts Größeres gibt, als die Treue, mit der man dem verachteten Jesus durch Dick und Dünn anhängt, da es nichts Größeres, nichts Stolzeres gibt, als diesem Jesus nachzufolgen, wohin er geht.

Wenn an deinem und meinem Sterbebette die einen mit Bedauern, die anderen mit Verwunderung sagen: „Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth“ — dann ist wenigstens der eine Trost aus diesem Leben geworden: es war kein großes, kein berühmtes, kein bedeutendes, aber es war ein echtes Leben. Denn es gibt nichts Echteres als die Treue. Aber in dieser Treue wollen wir uns gegenseitig ein Jahr der Hilfe und des Heils unseres Gottes und unseres Heilandes wünschen und mit dem alten Gruß das alte Jahr schließen und das neue beginnen: „Gott zum Gruß und unsern Herrn Jesum Christum zum Trost.“ Amen.

Gebet: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget!“ Bleibe bei uns, o Herr, in der Finsternis des Lebens, in der Angst der Sünde, in der Not des Todes! Bleibe bei uns, wenn über uns kommt die Nacht der Anfechtung, die Nacht des Zweifels und der Angst, die Nacht des ewigen Verderbens! Der du bisher unter uns gewelt und mit den Sündern das Brot der Fremdlingshaft ge-

tragen hast, der du bisher der Sünder dich annahmst und der Einsamen und Irrenden dich erbarmtest, wir loben dich und benediceien dich, wir beten dich an und preisen dich für deine Treue, mit der du einem verlorenen Groschen nachgesucht und einen verlorenen Sohn wieder gerufen hast! „Du hast dich unsrer Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle ihre Sünde hinter dich zurück.“ Du hast auch in diesem Saal manches gute Wort aus dem Reichtum deiner getreuen und getrosteten Worte gegönnt. Du bist früh als Säemann ausgegangen und ob du ein hartes, oder ein leichtes, oder ein unreines Feld fandest, du hast gehofft und hast gesät. Für alle deine Treue danken wir dir, denn wir sind's nicht wert; aber ohne sie sind wir verloren. Aber weil du uns an deine Treue gebunden und auf dein Herz unsere Namen geschrieben hast, so kommen wir Einsamen, die die Wallfahrt trägt und die Zeit entführt und jede Stunde dem Grabe näher bringt, zu dir, dem Herrn unsrer Tage, dem Herrn aller Barmherzigkeit und bitten dich: „Bleibe bei uns mit deinem Wort und Sakrament, mit deinem Geist und Gnade, mit der Vergabung und ihrem Troste, mit allen Segnungen der Kirche! Bleibe bei uns jetzt und alle Zeit und bei allen deinen Gläubigen und laß uns endlich um die letzte Stunde des Abends deine Stimme hören und dein Antlitz sehen!“ Amen.

„Ja, komm Herr Jesu!“ Amen.

Inhalt

	Seite
Dorwort	5
Palmsonntag Jesaja 53, 1—5	7
Dor Quasimodogeniti 1. Petr. 1, 3	16
Dor 3. Sonntag n. Trinitatis, Lukas 15, 1—10	24
Dor 4. Sonntag n. Trinitatis, Römer 8, 18—23	31
Dor 5. Sonntag n. Trinitatis, Lukas 5, 1—11	40
Dor 6. Sonntag n. Trinitatis, Joh. 14, 18—19	51
Nach 6. Sonntag n. Trinitatis, Hosea 6, 1	59
Dor 9. Sonntag n. Trinitatis, 1. Kor. 10, 6—13	66
Dor 11. Sonntag n. Trinitatis, 1. Kor. 15, 1—10	77
Dor 12. Sonntag n. Trinitatis, 2. Kor. 3, 4—11	88
Am Bartholomäustag 2. Kor. 4, 7—9	96
Dor 12. Sonntag n. Trinitatis, 2. Kor. 3, 2—11	105
Dor 14. Sonntag n. Trinitatis, Lukas 17, 11—19	113
Dor 15. Sonntag n. Trinitatis, Matth. 6, 25—34	123
Dor 15. Sonntag n. Trinitatis, Matth. 6, 34	130
Dor 16. Sonntag n. Trinitatis, 2. Petr. 3, 3—13	137
Dor 2. Advent Römer 15, 7	148
Dor 4. Advent Offenb. 3, 20	154
Dor Silvester Klagelieder 3, 22, 23	163
Dor Silvester Joh. 6, 17—20	171



Verlag Paul Müller, München 2

Von **Hermann Bezzel** ist ferner erschienen:

Die Herrlichkeit Jesu Christi

Bibelstunden über das 1. und 2. Kapitel des Johannes-Evangeliums.
2. Auflage, 1936, 119 Seiten in Groß-Oktav, Ganzleinen 2.50 Reichsmark

Das letzte Vermächtnis Jesu Christi

Bibelstunden über das 14. bis 16. Kapitel des Johannes-Evangeliums.
2. Auflage, 1937, 169 Seiten in Groß-Oktav, Ganzleinen 3.— Reichsmark.

Das Gebet Jesu Christi für die Seinen

Bibelstunden über das 17. Kapitel des Johannes-Evangeliums.
2. Auflage, 1938, 144 Seiten in Groß-Oktav, Ganzleinen 2.80 Reichsmark.

Der Gekreuzigte und Auferstandene

Bibelstunden über die sieben letzten Worte Jesu Christi am Kreuz, über die Erscheinungen des Auferstandenen und Predigten über die Himmelfahrt.
1937, 131 Seiten in Groß-Oktav, Ganzleinen 2.80 Reichsmark.

Das Kommen Jesu Christi

Bibelstunden über das 11.—22. Kapitel der Offenbarung St. Johannes.
1937, 173 Seiten in Groß-Oktav, Ganzleinen 3.20 Reichsmark.

Herausgegeben von Johannes Rupprecht

Urteile:

„Bezzel verstand es, in die Tiefe zu bohren, bis frisches Quellwasser herausbrang. . . Die Lust der Ewigkeit weht durch seine Auslegungen. Auch in diesen Bibelstunden spricht der Mann großer Gedanken zu uns, den man unter die Fürsten Gottes rechnen darf.“ Leipzig, Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung.

„Bezzel ist Ruder des Ewigen aus Gottes Vollmacht heraus. Sein Schrifttum stellt einen wie nicht leicht ein anderes in Gottes Gegenwart und schafft eine unmittelbare Verbindung mit der oberen Welt, wie sie außer der Bibel nicht viele Zeugnisse über sie und aus ihr in demselben Maße schaffen.“

Stuttgart, Christl. Volksfreund.

„Eine zentrale Schriftauslegung, die die einzelnen Gedanken monumental herauszuarbeiten versteht. Unerbittlich der Ernst, mit dem Welt und Menschenleben betrachtet werden, aber es wird in echt eschatologischer Schau, die bei Bezzel immer wieder so stark zutage tritt, der Morgenglanz der Ewigkeit gelehrt, der seit Christus über allem liegt. Hier kann der Pfarrer rechte Bibestundengestaltung lernen.“ Dresden, Kirche im Angriff.

Hermann Bezzel als Erzieher

Von Johannes Rupprecht. 80 Seiten, kartoniert RM. 1 35, Ganzleinen RM. 1.80.

„Bezzel gehört zu den Menschen, die man als geborene Lehrer und Erzieher bezeichnen darf. Darum ist es geboten, seine Erziehungsgrundsätze nach Ziel und Methode, wie sie in dem vorliegenden Werk aus Predigten, Vorträgen und Ansprachen pädagogischen Inhalts zusammengestellt sind, kennenzulernen; umso mehr als unsere Zeit, die den Liberalismus auf allen Gebieten ausschalten will, hier viel lernen kann. Das gilt insbesondere für die evangelische Pädagogik, die sich auf ihre reformatorische Grundlage besinnt und besinnen muß.“

Bauhinie, Dresden.

Hermann Bezzel als Mensch und Christ

Von Johannes Rupprecht. 21. Folge der Flugchriften der „Christlichen Wehrkraft“, 24 Seiten gebestet 20 Pfennig, Partiepreise.

Die große Bezzelgemeinde hat ein Anrecht darauf, Einblick in das Leben dieses Gottesmannes zu erhalten. Auch ist es unsere Pflicht, angesichts der Krielenarbeit, die Bezzel in seinem leider nur kurzen Leben geleistet hat, seinen Lebenslauf einem größeren Kreis bekannt zu machen.

Ohnmacht und Kraft der Kirche im Urteil Hermann Bezzels

Von Johannes Rupprecht. 32 Seiten in Groß-Oktav, in kräftigem Umschlag RM. —.60.



Ein Deutscher wird Christ. Von Otto Pfeiffer. 101 Seiten, Oktav, kartoniert Mf. 1.50.
Hier ist ein Buch, das man wirklich jedem ganz im Erleben unserer Zeit stehenden jungen Deutschen in die Hand geben sollte . . . Immer wieder mußte ich nach dem Buche greifen und manches habe ich zweimal gelesen. **Stuttgart, Christl. Volksfreund.**

Menschenkenntnis. Eine Anweisung zur Seelenforschung und Selbstbefinnung. Von Wilhelm Schulz. 136 Seiten, Oktav, kartoniert Mf. 2.—. — Der Verfasser ist durch die Schule der Individual-Psychologie gegangen, aber nicht darin stecken geblieben, sondern bis zur biblischen Erkenntnis durchgedrungen. **Barmen, Bräderliche Handreichung.**

Der Unabweisbare. Eine Einführung in die religiöse Frage. Von Lorsten Bohlin. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. 149 Seiten, Oktav. Kartoniert Mf. 2.50. — Es ist der besondere Vorzug dieser Schrift des schwedischen Bischofs, daß er bei dem Leser gar nichts voraussetzt und dem Gegenwartsmenschen, der meist nur verweltlichte religiöse Ausdrücke kennt, die ihm wenig sagen, in dieser seiner Einstellung anredet. Gerade diese elastische Methode, welche den Angeredeten zum kritischen Mitdenken reizt, macht das Endergebnis dann wirklich „unabweisbar“. Der Leser ist überzeugt, nicht nur überredet.

Gewalt über die Geister. Von A. F. C. Vilmar. 87 Stn., Oktav, kart. Mf. 1.35, Ggl. Mf. 1.80.
Eine Reihe von Abhandlungen Vilmars sind hier vereinigt, um das Prophetische, das in diesem wahrhaft evangelischen Manne lebendig war, auch zu unserer Zeit sprechen zu lassen. Keiner, der sich heute mit dem Theologen Vilmar befaßt, kann sich des Staunens erwehren über den mächtigen und umfassenden Geist dieses Gottesmannes. Mit prophetischer Sebergabe hat er zu seiner Zeit christliche und kirchliche Fragen behandelt, die heute mit neuer Gewalt die Gemüter bewegen und wiederum dringend Antwort heißen. **Neuendettelsau, Missionblatt.**

Pharisäergeist. Die Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft.
Von Dr. Ing. Otto Supper. 99 Seiten, kartoniert Mf. 1.35 — Der Pharisäergeist ist nicht nur eine geschichtliche Erscheinung aus der Zeit Jesu, noch weniger eine nur jüdische Wesensart. Der Pharisäergeist ist eine zu allen Zeiten und in tausendfachen Formen wiederkehrende Grundhaltung des Menschen zur Wirklichkeit. Der Verfasser Dr. Ing. Otto Supper hat es verstanden, den Pharisäergeist in seinen verschiedensten Verarbeitungen aufzuspüren und sein Wirken gemeinverständlich darzustellen.

Zwischen Hammer und Amboss! Religiöse Gedanken u. Aphorismen von W. J. Dehler. 82 Seiten, kartoniert Mf. 1.35, Ganzleinen Mf. 1.80. — „Ein wunderbares Vademecum, kräftige Speise für jeden Tag, Ratsschlag für jede Lage innerer Not. **Büch. Kirchenfreund.** — Eine wahre Goldgrube und ein Buch, das einen vorwärts bringen kann. **Breslau, Sonntagssbote.** — Reich an wertvollen tiefen Gedanken. **Berlin, Der Hochweg.**

Das Recht des Zweifels und die Überwindung des Zweifels.
Von Wolfgang Fr. Geh. 80 Seiten, kartoniert Mf. 1.35, Ganzleinen Mf. 1.80. — „Der Zweifel ist ein natürlicher Entwicklungsang. In sachlicher Sprache werden Verstandesbedenken ehrlich ins Licht gerückt, Zweifelern der Weg zu Gott gebahnt.“

Biblische Erfahrung. Zwölf Antworten auf Fragen von heute von J. Christ. Blumhardt (Vater). (2. Auflage) 94 Stn., kart. Mf. 1.35, Ggl. Mf. 1.80. — „Die Schrift greift in die Schätze der Vergangenheit und stellt uns doch zugleich mitten in die Gegenwart.“ **Gotzha, Christl. Welt.**

Sternenglaube und Christenglaube. Von S. Gaud. 92 Seiten, kartoniert Mf. 1.35, Ganzleinen Mf. 1.80. — „Die schlichte Sachlichkeit des Stiles verbindet sich mit der ruhigen Sachlichkeit wissenschaftlicher Darstellung. Eine gut orientierende Schrift.“

Wege zum Nächsten! Von Hans Pförtner 83 Seiten, kartoniert RM. 1.35, Ggl. Mf. 1.80.
„Die Theologen werden vielleicht ihre Schwierigkeiten haben mit der Einreihung der Schrift. Aber es geht an keiner Höhe und an keiner Tiefe der Fragen des christlichen Glaubenslebens vorüber.“ **Berlin, Täg. Rundschau.**

Druck von Paul Müller, München 2
August 1938

